

**Die Regulatoren
von
San-Francisco.**

**Roman
von
Stanislaus Graf Grabowski.**

Berlin.

1.

An einem der ersten Juni-Abende des Jahres 1849 ging es auf Portsmouth-Square zu San-Francisco, der Plaza des ehemaligen Yerba Buena, ebenso lebendig und geräuschvoll zu, wie es alltäglich der Fall zu sein pflegte, seitdem sich der Strom der Auswanderung aus der neuen und selbst der alten Welt plötzlich auf diesen an und für sich unbedeutenden Ort gelenkt hatte. Wen sollte es aber wundern, daß San-Francisco, bisher eine sogenannte Stadt von kaum fünfzig Backsteinhäusern mit noch nicht dreihundertundfünfzig Einwohnern, sich in rasender Schnelligkeit zur Wichtigkeit eines der ersten Handelsplätze, zu dem Eldorado unternehmungslustiger und gewinnsüchtiger Spekulanten, sowie kühner Abenteurer und beschäftigungsloser Müßiggänger erhoben hatte, seitdem zuerst die daselbst erscheinende Sonnabendszeitung, der California Star, das mächtig alle Sinne und Leidenschaften erregende Wort in die Welt hinausgerufen hatte: »Gold, Gold bei Capitain John Sutters Mühle am American River entdeckt, so viel Gold, daß der Mann täglich ohne Mühe für zwanzig bis dreißig Dollars gewinnen könne!«

Das war im Frühjahr des vergangenen Jahres geschehen, und kurze Zeit darauf kündigte dieselbe Zeitung an, daß sie einstweilen ihr Erscheinen einstellen müsse, weil alle ihre Arbeiter hinausgegangen seien an die Ufer des Sacramento und des American River, weil in Stadt und Umgebung weder Jemand zu finden sei, der die Stelle

Jener vertreten, noch der überhaupt eine Zeitung lesen wolle. Alle Geschäfte standen still; wer die Kraft zu einem solchen Zuge besaß, hatte Schaufel und Hacke ergriffen und war in die Gold-Region hinausgeeilt, Greise, Weiber und Kinder folgten – es war, als habe ein zauberischer Taumel die Bevölkerung des nördlichen Californiens ergriffen.

Das große Losungswort der civilisirten Welt »Gold!« mußte aber weiterfliegen von Mund zu Mund, von Zeitung zu Zeitung. Bald hallte es an den Küsten des europäischen Continents wieder, und rief es in der weiten Ferne auch nicht ganz dieselbe fanatische Begeisterung, denselben ungestümen Drang, nach dem gelobten Lande unverzüglich aufzubrechen, hervor, so tönte es doch auch hier manchem Abenteuerer verlockend in das Ohr und trieb ihn aus der Heimath auf die wogende See und in die Wüsten eines fremden Welttheils hinaus. Viele kamen zu spät, um ihre sanguinischen Hoffnungen in Erfüllung gehen zu sehen, denn Amerika selbst besaß zu viel Kinder des Glücks, die sich beeilten, die reiche Beute mit Beschlag zu belegen. Der Zuzug zu den Goldminen war natürlich ungeheuer; bereits im Juli des Jahres 1848 zählte man sechstausend Goldgräber oder Miner, Menschen jedes Geschlechts, jedes Standes, jedes Volkes bis zu dem wilden Indianer; ihre Zahl mehrte sich reißend schnell.

Die Nähe San-Francisco's an den Minen, seine Lage an der See wirkten unter solchen Umständen entscheidend auf das Schicksal des kleinen Ortes; in wenigen Monaten

war sein ganzes Aeußere umgestaltet, und zu der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt – etwa ein Jahr nach der Entdeckung der Goldminen – hatten sich bereits vier-tausend Menschen daselbst häuslich niedergelassen oder machten wenigstens die eifrigsten Anstalten dazu. Dabei war die Stadt aber fortwährend durch eine viel größere Menschenmenge gefüllt, deren Anzahl durch den steten und lebendigen Verkehr mit den Minen variirte.

Der Abend, an dem wir unsere Leser auf die Plaza führen, dieselbe, auf der Captain Montgomery von der Corvette Portsmouth der Vereinigten Staaten im Juli 1846 deren Sternenbanner aufgepflanzt hatte, womit die Stadt aus der mexikanischen Oberherrschaft schied – war nicht einer der milden, klaren, wie sie in diesem Klima der Gluthitze des Tages zu folgen pflegen. Von Nordwesten her wehte ein scharfer, unangenehmer Wind, der wohl ein leichtes Frösteln hervorrufen konnte, rund die dichten, schweren Wolken, die er eilig vor sich hertrieb, ließen hin und wieder einzelne schwere Regentropfen fallen; man konnte sich in den unfreundlichen Herbst einer viel nördlicher gelegenen Region versetzt meinen.

Die Finsterniß war demnach so tief, daß es dem Fremden, der soeben hier eintraf, wohl unmöglich gewesen sein möchte, sich irgend ein Bild von der Goldstadt, dem ersehnten Ziele seiner Reise zu machen. Nur die durch die Fenster hervorbrechenden Lichter deuteten die Lager der bewohnten Gebäude an, und danach schon ließ sich beurtheilen, daß der Ausbau der Stadt in seiner Kindheit begriffen war, denn diese Häuser lagen oft weit von

einander, bald hoch, bald tief, je nachdem es die Beschaffenheit des Bodens bedingte. Viele dieser oft nicht unansehnlichen Gebäude verriethen durch keinen Schimmer von Licht, daß sie bewohnt seien; theils waren sie wohl noch nicht vollendet und von ihren Eigenthümern, die sich indessen noch mit Zelten begnügen mußten, bezogen, theils gehörten sie Denen zu, die ihre bewegliche und unbewegliche Habe einstweilen im Stich gelassen hatten, um in den Minen einen unverhältnißmäßig höheren Ersatz, wie sie sicher hofften, dafür zu finden.

Eine regelmäßigere Reihe von kleineren Lichtpunkten, ein Zeichen ihrer weiteren Entfernung, zeichnete sich jenseits der Häuser der Stadt in langer Linie gegen den dunklen Nachthimmel ab. Dort lagen die Zelte und flüchtig aufgeführten Hütten der Menge von Fremden, die in der Stadt keinen Aufenthalt finden konnten oder der Kosten wegen scheuten, Derer, die nur auf dem Durchzuge nach den Minen begriffen waren oder von dorthier zurückgekehrt, auf eine günstige Gelegenheit zur Heimkehr warteten. Aus diesen Lagern auf den Küstengebirgen und den südlich die Stadt umschließenden Hügelketten ergoß sich allabendlich ein wilder Strom nach San-Francisco hinein, daselbst ein Vergnügen zu suchen, das sich gegen enorme Preise in hundertfältig verführerischer Weise darbot. Welchen Werth konnte das Gold hier im Lande des Goldes haben, hier, wo eine Reise von noch nicht fünfzehn deutschen Meilen genügte, es ohne besondere Mühe vom Boden aufzuheben? – Damals war es noch eine ergiebige Zeit für die Goldjäger – welchen Werth hatte

Geld in den Händen von Menschen, die nie mit so großen Summen gerechnet hatten, als sie jetzt in einer Woche oft in einem Tage auszugeben vermochten, oder gar, in den Händen von Abenteurern, die nur dem Augenblicke und dem Genusse lebten?

Die Plaza selbst bildete ein regelmäßiges Viereck, dessen Seiten zum größten Theile bereits bebaut waren; eine sparsame Anpflanzung von jungen Bäumchen vor diesen Gebäuden deutete weniger auf den Schönheitssinn der Städter, als auf das dringende Bedürfniß des Schattens, den man mit der Zeit zu gewinnen hoffte. Das war aber auch das Einzige, was man für den Marktplatz gethan hatte, denn übrigens war er ein wüstes Feld, unangebaut, von tiefem Sande bedeckt, zur Nachtzeit deshalb sogar gefährlich zu passiren.

Zur Zeit lief man nun gerade nicht solche Gefahr auf ihm, denn fast aus allen den vorerwähnten Gebäuden, die weit geöffnet standen und meistens Wirthshaus schilder und bunte Laternen über den Thüren führten, selbst aus den dazwischen in Menge aufgeschlagenen Leinwandzelten, in denen freundliche Wirthe und Verkäufer der Bequemlichkeit und dem Vergnügen ihrer Gäste bei unverschämten Forderungen bereitwillig entgegenkamen, ergoß sich genügendes, zuweilen blendendes Licht auf die verschiedenen Hindernisse des Bodens, die den Spaziergänger bedrohten; nur die Mitte des Platzes blieb finster und deshalb auch einsam, während eine schreiende, lachende und fliegende Volksmenge an den Häuserreihen entlang wogte.

Man hätte sich in eine der großen europäischen Städte versetzt glauben mögen, wäre das Gemisch von Gesichtern, Trachten und Sprachen nicht ein gar zu buntes, das Treiben und der Lärmen nicht gar zu wild gewesen. Alle Länder der Welt schienen Repräsentanten hierher geschickt zu haben und zwar – man muß es gestehen – nicht die Elite ihrer Bevölkerung. Vorwiegend war jedenfalls wohl das amerikanische Element, aber auch ohne die laut und aufgeregt geführte Unterhaltung zu beobachten, würde man bald den im glücklichen Rausche gemüthlich jubelnden Deutschen, den roh fluchenden Irländer, den stolz und ernst seine Cigarette dampfenden Spanier erkannt haben, alle die Nationen, die sich auf den ersten Blick mehr oder weniger leicht an ihrem eigenthümlichen Benehmen unterscheiden lassen; selbst der halb-bekleidete, rothbraune Indianer fehlte in dem Getreibe nicht. Der Fremde würde vielleicht an ein allgemeines Verbrüderungsfest dieser Aller geglaubt haben, hätte ihn ein nur flüchtig prüfender Blick nicht überzeugen müssen, daß jeder Einzelne seinen eigenen Weg ging, den des meistens rohen Vergnügens, daß man sich nur gleichgültige, oft argwöhnische und feindliche Blicke zuwarf, denen hin und wieder Zänkereien und sogar Thätlichkeiten folgten, und die letzteren konnten leicht blutig werden, denn jeder der wilden Gesellschaft war mindestens mit einem Messer, die meisten mit offen zur Schau getragenen Revolvern bewaffnet.

Unter den Wirthshäusern, die zum größten Theile dem untersten Range angehörten, zeichnete sich eine durch

Einfachheit, sicherlich aber auch durch eine Art von Vornehmen Eleganz aus; es war Parker-House, der Verkehrs-ort, eigentlich das Spiellokal der besseren Stände. Bei einer so ausgelassenen und mit Mitteln versehenen Bevölkerung, wie sie San-Francisco zur Zeit in sich schloß, konnte es nicht fehlen, daß das Hazardspiel eine große Rolle unter den sinnlichen Genüssen spielte und daß es mit einem Eifer und einer Leidenschaft betrieben wurde, die alle Grenzen überschritten; Pharo und Roulette waren die tägliche und nächtliche Beschäftigung der Unzahl von Glücksrittern, die sich hierher gezogen hatten, und selbst ehrbare Kaufleute, deren gewöhnliches Geschäft aus Mangel an arbeitenden Händen einstweilen still stehen bleiben mußte, ließen sich auf diese gefährliche Spekulation ein. Der Cirkel von Parker-House war aber nur klein, denn die sich hier bewegende Gesellschaft gestattete in aristokratischem Stolze nicht Jedem den Zutritt, der sich durch bedeutende Spieleinsätze, die sich zuweilen bis zu 20,000 Dollars erhoben, nicht als ihr ebenbürtig legitimieren konnte.

Viel unbeschränkter und daher im Allgemeinen beliebter war der Verkehr, in dem dicht neben Parker-House liegenden Eldorado. Zu der Zeit, von der wir sprechen, war dieses besuchteste aller Spiel- und Vergnügungslokale nur ein Leinwandzelt von bedeutender Größe; später erst wurde an Stelle dessen ein prächtig zu nennendes Gebäude aufgeführt. Die einfache Bedachung that aber der Befriedigung der Bedürfnisse der Besucher durchaus

keinen Eintrag, sogar ließ sich auch hier ein gewisser Comfort nicht vermissen.

Dieses Zelt enthielt zwei größere, durch einen einfachen Vorhang geschiedene Abtheilungen, ungerechnet des für die Waaren-Lagerung benutzten kleinen Raumes. Wenn man vor dem, mit bunten Papierlampen und einer transparenten Inschrift mit fußlangen Buchstaben: »Eldorado« gezierten Eingange stand, das dumpfe, oft von freudigem Aufjubeln unterbrochene Gesumme im Innern des Zeltes vernahm und bei dem oftmaligen Heben des Vorhanges, einen schnellen Einblick auf ein wahres Lichtmeer gewann, fühlte man sich doch unwillkürlich von Neugier und Lust durchdrungen, einen Schritt weiter zu thun, um seine Erfahrungen von den Vergnügungen, die San-Francisco bot, zu bereichern.

So mochte es wohl dem jungen Manne gehen, der an jenem Abende auch, augenscheinlich unschlüssig, vor dem Eldorado stehen blieb und eine Weile den Aus- und Eingehenden mit den Augen folgte.

Dieser Jüngling war ein Deutscher – man hätte darauf wetten mögen, wenn man das blonde Haar, die blauen großen und offenen Augen, vor Allem den herzlich gutmüthigen und doch nicht weichen, unentschiedenen Ausdruck des Gesichts beachtete. Es war eine ganz andere Erscheinung als die, denen man hier gewöhnlich begegnete. Es war nicht der durch ein mühevolleres Jagdleben in den Wildnissen der Indianer abgehärtete und gestählte Körper des Trappers, nicht der durch sinnlose Ausschweifungen niedergebeugte des abenteuerlichen

Wüstlings, sondern es schien sich in ihm noch die volle, frische Jugendkraft, weder von Mühen noch Elend zerstört, erhalten zu haben, obgleich dieser Jüngling gewiß schon das fünfundzwanzigste Jahr überschritten hatte. Seine Haltung war daher kraftvoll, gewandt, sogar von der Eleganz, die auf Abkunft aus guter Familie und sorgfältige Bildung deutet. Das edel geschnittene Gesicht, das durch eine von der Sonne verursachte dunklere Hautfärbung nur an Männlichkeit gewann, die feingeformte Hand und die unzweifelhaft auf die Kleidung verwandte Sorgsamkeit bestätigten die letztere Vermuthung.

Des jungen Deutschen Tracht schien den Seemann zu verrathen; indessen bediente man sich hier derselben oft ihrer Bequemlichkeit und Leichtigkeit wegen. Die blaue Tuchjacke von feinem Stoffe saß ihm vortrefflich und stellte seine vollkommenen Körperformen in das beste Licht, das leicht und kokett geknotete Halstuch, die rothseidene, um die schlanken Hüften geschlungene Schärpe, aus der der Kolben eines zierlich gearbeiteten kleinen Revolvers hervorblickte, gaben der ganzen Figur einen Anstrich von Romantischem; den Kopf bedeckte ein schwarzer, lackirter Seemannshut mit wehendem schwarzen Bande.

Als der Jüngling vorher durch die lärmenden Menschen schritt, verrieth sein gleichgültiger, ernst sinnender Blick vollständige Theilnahmlosigkeit an ihrem Treiben; nur wenn einer der Betrunknen gegen ihn antaumelte oder einer der stolzen Spanier nichtachtend seinen Arm streifte, kam Leben in sein starres Gesicht, sein Auge

leuchtete hell auf, und unwillkürlich griff wohl die Hand nach der Waffe im Gürtel; jedesmal aber zog er sie besonnen zurück, sein Gesicht wurde wieder kalt und höchstens überflog es momentan ein verächtliches Lächeln. So war er langsam bis zu dem Eingange des Zeltcs fortgeschlendert, vor dem wir ihn stehen bleiben sahen.

Mochte seine Neugierde gereizt worden sein oder er einen andern Grund dafür haben – plötzlich trat er schnell durch den Eingang in das Lokal.

Die vorderste Abtheilung desselben, ein Raum, der neben den Büffets wohl siebzig bis achtzig Personen bequem aufnehmen konnte, war nur zum Verkauf und Genuß von Erfrischungen bestimmt, die meistens in geistigen Getränken bestanden. Die Ausstattung dieses Raumes war übrigens viel glanzvoller, als man es dem äußeren Anscheine des Zeltcs nach hätte erwarten sollen. Zwischen einer Unzahl von farbigen, an den Wänden aufgehängten Lampen und transparenten Ballons hatte man hohe Spiegel angebracht, welche die bunte Gesellschaft der Gäste vielfach wiedergaben und dadurch dem Ganzen einen noch großartigeren Anstrich verliehen; dazwischen hingen Gemälde, freilich von geringem Kunstwerthe, welche die üppigsten Scenen darstellten und wahrscheinlich dazu dienen sollten, die ohnehin durch den Genuß von Getränken schon erhitzten Besucher noch mehr zur wilden Genußsucht zu entflammen, und zwischen sie hindurch schlangen sich in anmuthiger Weise ausgesuchte Gewächse. Den Hintergrund dieser Art von Salon bildeten ein Paar glänzend aufgeputzte Büffets,

hauptsächlich mit Flaschen und Krystall-Karaffen besetzt, und an jedem derselben spielte, von schmeichelnden Bewunderern umgeben, eine immerhin reizend zu nennende Nymphe in verführerischem Kostüme die Verkäuferin.

Ehe unser Deutscher, der alle diese Herrlichkeiten mit einem halb verächtlich lächelnden Blicke musterte, sich einem der Büffets näherte oder sich einen Platz an einem der reichlich mit Gästen besetzten Tische suchte, schritt er dem, den zweiten Saal abschließenden Vorhange zu und hob denselben ein wenig, um in jenen hineinzublicken. Hier sah es ganz ebenso, wie in dem vorderen Raume aus, die Spiegel, Bilder, Büffets mit ihren Flaschen und Nymphen fehlten nicht, nur vertrat die Stelle der vielen Tischchen und Sitzplätze eine einzige lange, mit grünem Tuche ausgeschlagene Tafel, die von einer Menge Personen aller Nationen eifrig umdrängt wurde. Man spielte Pharo, und da die Gäste hier durch das Spiel sehr interessirt wurden, verhielten sie sich geräuschloser, als in dem ersten Saale – nur die eintönige Stimme des Banquiers, der die abgezogenen Karten ausrief, war deutlich zu vernehmen, dazwischen das Klingen der Goldstücke, die auf dem grünen Tische hin- und hergeschoben wurden.

Unser Bekannter schloß den Vorhang wieder und schritt einem der Büffets zu, an dem er sich eine Flasche gewöhnlichen Weines für den Preis von zehn Dollars geben ließ.

Die ihn umgebende Gesellschaft war ganz dieselbe, die wir bereits draußen auf der Plazas und in den anstoßenden Straßen gefunden haben, Männer und Weiber, welche letztere sich meistens durch mehr überladene als elegante und geschmackvolle Toiletten und durch ein äußerst freies Benehmen auszeichneten. Für einen Menschen des Charakters und der Stimmung, die unser Deutscher bisher an den Tag gelegt hatte, konnte dies Alles nicht viel Anziehendes haben, darum warf er auch nur einen vorsichtigen Blick um sich und nahm seinen Platz so, daß er der lärmendsten Gesellschaft möglich fern blieb.

Das nebenan befindliche Spiellokal, dessen Eingänge nahe der junge Mann saß, fand einen außerordentlich lebhaften Zuspruch; ohne Unterbrechung wurde der Vorhang gehoben und wieder hinabgelassen, und ein aufmerksamerer Beobachter als unser Freund würde eine gute Gelegenheit gefunden haben, besonders an den Gesichtern der Heraustretenden interessante Studien zu machen. Je nach dem Erfolge, den sie drinnen an dem grünen Tische errungen hatten, strahlten diese Gesichter bald von Freude und Lust, bald drückten sie einen verbissenen Groll, zuweilen wilde Verzweiflung aus; auch hierin verleugnete sich wieder nicht der Grundcharakter der verschiedenen Nationen.

Den jungen Deutschen hatte dies eine Weile augenscheinlich kalt gelassen, plötzlich aber schreckte er schnell aus seiner träumerischen Ruhe auf, und der Blick, den er auf den sich eben wieder hebenden Vorhang warf,

drückte ebenso viel Ueberraschung als Interesse aus, daß das letztere nicht ganz freudiger Art sein mußte, bewies seine sich schnell runzelnde Stirn.

Aus der zweiten Abtheilung des Zelttes trat hastig, mit vor innerer Aufregung erhitzten Wangen eine Dame, die, ihrer gewählten Toilette nach zu urtheilen, den höheren Ständen angehören mußte. Es war eine wahrhaft junonische Gestalt von seltener Vollkommenheit aller Formen, von so üppiger Bildung, wie sie nur der Süden hervorbringen kann, und daß sie ein Kind desselben war, bewies zum Ueberfluß die leicht gebräunte Sammethaut, der das stürmisch wogende Blut eine bewunderungswürdig schöne Farbenmischung verlieh. Die fast zu ungestümen, feuerflammenden, schwarzen Augen, die leicht und anmuthig ein wenig gebogene feine Nase, schwellende rothe Lippen und das tiefdunkle, in reiche Flechten verschlungene Haar, die ganze, überaus stolze und doch geschmeidige Haltung verriethen auf den ersten Blick die spanische Mexikanerin.

Diese Donna, deren Alter man aus zwei- bis dreiundzwanzig Jahre schätzen konnte, trug ein schwarzes, bis an den schönen Hals hinaufreichendes Sammetkleid und eine solche Menge von reichem Schmuck, daß ihre Toilette gesucht und kokett erscheinen konnte, wenn sie sich auch bei Weitem von denen der übrigen Frauenzimmer, die alle ihre körperlichen Reize so offen als möglich zu entfalten suchten, zum Vortheile ihrer Trägerin unterschied. Man mußte sich wundern, diese Erscheinung an

einem solchen Orte zu finden, und gerade so schien es auch dem jungen Deutschen zu ergehen.

Ein blitzender Seitenblick der Schönen traf ihn zufällig, als sie durch das Zelt eilen wollte, und es schien, als leuchte auch ihr Auge heller auf und als sei sie einen Moment betroffen, Jenen hier zu finden. Dennoch flog schnell ein leichtes, nicht unzufriedenes Lächeln über ihre schönen Züge, und, den Kopf nachlässig ein wenig zurückwerfend, trat sie eilig an den Tisch, an welchem sich der junge Mann niedergelassen hatte.

»Guten Abend, Don Richardo,« rief sie mit einer kaum merklichen Neigung des Hauptes, während sie sich ungehört in einen Sessel warf, der zur Seite des Angeredeten stand.

Dieser wollte sich schnell von seinem Sitze erheben, die junge Dame förmlicher zu begrüßen, aber sie hinderte es, indem sie die schöne Hand leicht auf seine Schulter legte; dabei blickte sie ihm mit einem vertraulichen Lächeln in die Augen, als amüsire sie sich über seine Betroffenheit und wolle in jenen seine Gedanken lesen.

»Sie hier, Donna Theresa – an diesem Orte?«

»Sie meinen unzweifelhaft, inmitten dieser Gesellschaft sei gerade nicht der passendste Aufenthalt für die Tochter Don Diego Gomez de Espeira's?« lachte die Dame sorglos. »Sie mögen Recht haben, Richard, aber Sie vergessen, daß in Yerba Buena¹ jetzt Alles auf dem Kopfe steht. Wer das Leben in vollen Zügen genießen will, darf

¹Der frühere spanische Name San-Francisco's.

sich nicht zu vorurtheilsvoll und ängstlich an Verhältnisse binden, die hier am allerwenigsten in Ansehen stehen.

Uebrigens,« fuhr sie in demselben Tone fort, als sie die Falten von der Stirn des Jünglings noch keineswegs geschwunden sah, bin ich nicht so übermüthig gewesen, gegen alle Sitte zu verstoßen und dem Schutze zu entsagen, dessen das schwache Geschlecht – wie Ihr Männer meint – ein für alle Mal bedarf. Der Vater hat mich begleitet; er ist im Spielsaale.«

»Ich glaubte Sie und Ihren Herrn Vater im Parker-House,« meinte der junge Deutsche, der sich der spanischen Sprache mit vieler Geläufigkeit bediente.

»Und deshalb begaben Sie sich wohl hierher, Don Richardo?« fragte die Schöne leicht unmüthig. »Aber gleichviel, ich will Ihnen unsere Anwesenheit an diesem Orte sogleich erklären; zunächst aber werde ich Ihre Ritterdienste in Anspruch nehmen. Eis, lieber Richard! es ist eine glühende Hitze in jenem Saale.«

Der junge Mann beeilte sich natürlich, dem Wunsche der Dame nachzukommen und ihr die geforderte Erfrischung zu bringen. Augenscheinlich war es, daß er in seinem Innern sich noch keineswegs mit ihr ganz ausgesöhnt fühlte und ihn nur die Galanterie an sie fesselte, denn er hütete sich, auf ihren heitern und leichten Ton einzugehen.

Mochte sie dies bemerken oder nicht, sie fuhr geschwätzig fort:

»Ich hatte Ihnen gesagt, wir würden an diesem Abende Parker-House besuchen, und wirklich war ich auch mit

dem Vater dort. Aber das Spiel dort lohnte sich heute der Mühe nicht, und überdies ennuyirten uns diese anmaßenden Engländer und Amerikaner, die jetzt der alten, rechtmäßigen Bevölkerung gegenüber den Ton anzugeben gedenken; wir entschlossen uns daher, einmal das vielgerühmte Eldorado zu besuchen. Das ist die einfache Lösung des Räthsels, mein theurer Don. Wenn es Ihnen beliebt, begleiten Sie mich jetzt in den Spielsaal zurück; ich gedenke, heute noch einen nicht unbedeutenden Verlust wieder zu ersetzen.«

Donna Theresa hatte sich erhoben und legte, ohne eine Antwort abzuwarten, ihren Arm auf den des Jünglings, der sich, obgleich innerlich widerstrebend, dadurch genöthigt sah, ihrem Wunsche Folge zu leisten.

Beide betraten das anstoßende Gemach.

Richards Stirn mußte sich noch mehr umwölken, als er die Spielgesellschaft näher in das Auge zu fassen gezwungen war. Welche böse Leidenschaften, welche höhnisch triumphirenden und durch den Verlust bitter erregten Gefühle spiegelten sich nicht auf allen diesen Gesichtern, deren Augen sich starr auf einen Punkt richteten, die Karten in der Hand des Banquiers. Trat in San-Francisco, wo zur Zeit die sinnliche Genußsucht eine so große Rolle spielte, der thierische Trieb im Menschen irgendwo deutlich und abschreckend zur Schau, so war dies gewiß am meisten in diesen Höhlen des mit ungezähmter Leidenschaft verfolgten Hazardspieles der Fall. Der Anblick, der das reine Herz Richards aber am tiefsten empörte, war der der vielen Frauen, die dem Götzen

des Spieles mit fast noch größerer Begierde opferten, als die Männer, unter die sie sich ungenirt gemischt hatten, und am liebsten hätte er Donna Theresa den Arm entzogen, da sie, die sonst so stolze Spanierin, es über sich hatte gewinnen können, sich Geschöpfen gleichzustellen, die in jeder Beziehung so tief unter ihr standen. Freilich war Theresa nicht die einzige Frau der höheren Stände, die sich auf diese Weise erniedrigte; wie schon erwähnt, hatte das Gold Alles in einen Taumel versetzt, in dem jede ruhige Ueberlegung, jedes Festhalten an der lange heilig gehaltenen Sitte schwinden mußte, und vielleicht war es der Mexikanerin noch eher zu verzeihen, als den spröden, kalten Engländerinnen, daß die Leidenschaft ihr heißes Blut überschäumen ließ – aber der junge Deutsche kannte jene anderen Frauen nicht persönlich, nahm nicht ein Interesse an ihnen, das, wenn vielleicht auch nur schwach, für Theresa doch einmal vorhanden war, da, wie wir eben sahen, er sie schon länger zu kennen schien.

Die junge Dame achtete nicht genug auf ihn, um seine Mißstimmung zu bemerken, denn sowie sie den grünen Tisch wieder vor sich sah, schien das, was auf demselben vorging, ihre Aufmerksamkeit ganz in Anspruch zu nehmen. Mit derselben Unbefangenheit, die sie so vielen fremden Männern gegenüber schon vorher an den Tag gelegt hatte, drängte sie sich, ohne Richards Arm loszulassen, durch dieselben hindurch und nahm, kurz dankend, auf einem der Sitze Platz, den ihr ein galanter Spanier bereitwillig anbot. Richard mußte hinter ihr stehen

bleiben, da sie ihn der Ritterdienste, die er gezwungen leistete, noch nicht entlassen hatte.

An der andern Seite des grünen Tisches, ihnen gerade gegenüber, stand ein ziemlich hochbejahrter Mann mit weißem Haar und einem aristokratisch feinem Gesichte, aus dem ein Paar scharfe, dunkle Augen fast unverwandt und ausdruckslos auf das Spiel starrten, während seine Hände häufig recht bedeutende Summen in Gold als Gewinnst in seine Börse und Taschen versenkten. Nur einmal blickte er zu Theresa und Richard hinüber, als deren Ankunft ein Geräusch und Bewegung unter den zunächst stehenden Spielern veranlaßte, und als ihm der junge Deutsche nun eine verbindliche Verbeugung machte, erwiderte er diese mit echt spanischer Grandezza, in der doch eine Art von Freundlichkeit lag. Das war der Vater Donna Theresa's, Don Diego Gomez de Espeira, unter den Städtern meistens bekannt als ein sehr wohlhabender, aber auch ebenso geiziger Herrscher, den die Geldgier bereits vor beinahe einem Jahre aus Akapulco nach San-Francisco getrieben hatte.

Hier hatte er sich vollständig angesiedelt und das Bürgerrecht der Stadt erworben, machte vortreffliche Geschäfte mit den aus den Minen zurückkehrenden Goldgräbern, die ihm übrigens nicht sehr gewogen waren, da er sie übervortheilte, wo und wie er es vermochte, und genoß seines Reichthums wegen allgemeiner

Achtung unter seinen Mitbürgern, vorzüglich den spanischen. Man könnte sich wundern, einen solchen Geschäftsmann, obenein einen so geizigen, hier am Spielische zu finden, aber gleich vielen Anderen spielte Don Diego nach einem gewissen Systeme, das heißt äußerst vorsichtig, und hatte allen Grund, das Spiel nicht zu seiner schlechtesten Einnahmequelle zu rechnen. Daß er der einzigen Tochter, Donna Theresa, übrigens gestatte, seinem wenig gerechtfertigten Beispiele zu folgen, sogar einen Ort wie das Eldorado zu besuchen, was heute zum ersten Mal geschah, lag nur daran, daß er seit Jahren schon durchaus keinen väterlichen Einfluß mehr auf sie ausübte und daß das zur Jungfrau herangewachsene Kind schon lange gewöhnt war, sich für unabhängig gehalten zu sehen.

Donna Theresa hatte ihr eigenes Nadelgeld aus dem Vermögen ihrer längstverstorbenen Mutter und daher stets gefüllte Kasse. Sie hatte nie eine sorgfältige Erziehung erhalten, wenn man die Belehrungen einer altersschwachen Duenna über das Verhalten spanischer Damen in der großen Gesellschaft, einigen Unterricht in der französischen Sprache und Musik nicht dafür gelten lassen will. Von Natur feurig, aufbrausend, leidenschaftlich, kannte sie kein anderes Gesetz, als den eigenen Willen, den man ihr stets gelassen hatte, war sehr stolz auf ihre körperlichen Reize, die der allgemeinen Bewunderung nie entbehrt hatten, und hing deshalb von Jugend auf an den sinnlichen Vergnügungen, wobei sie weniger an

strenger Sittlichkeit – vielleicht nur, weil die Gelegenheit bisher dazu gefehlt hatte – als an Charakterfestigkeit einbüßte. War Theresa aber schon in Akapulco, wo man den jungen Damen in ihrem Umgange mit der Außenwelt gerade nicht zu lästige Fesseln anlegte, als ein wildes Kind bekannt gewesen, so nahm ihre Ungebundenheit mit dem um jene Zeit so verführerischen Leben in San-Francisco nur zu, und sie fehlte bei keiner der öffentlichen Vergnügungen, vorzüglich in keinem Spielsaale, den ihr Stand ihr zu besuchen erlaubte.

Richard konnte eine unangenehme Verwunderung nicht unterdrücken, als er sah, wie Donna Theresa an diesem Platze so ganz zu Hause zu sein schien. Den Blicken einer Menge von Männern ausgesetzt, die theilweise auf sehr zudringliche Weise die Schönheit des Mädchens bewunderten, sich nicht einmal unter den Schutz ihres Vaters begebend, der an der andern Seite der Tafel ganz mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war und der Tochter kaum einmal einen Blick schenkte, besetzte sie die Karten mit der größten Ruhe und pointirte wie der älteste Spieler, ohne durch besonderes Glück oder Unglück die Fassung zu verlieren.

Dessen ungeachtet aber hatte Theresa an diesem Abende kein dauerndes Glück; kaum eine halbe Stunde war vergangen, als die letzten Goldstücke ihre Börse verlassen hatten. Richard, dem das Spiel kein Interesse abzugewinnen vermochte, viel weniger noch das Benehmen Theresa's, hätte schon lange gern seinen Posten verlassen, aber das Mädchen hinderte ihn wohl absichtlich

daran, indem es sich öfter zu ihm umwandte und ihm scherzende Fragen über das Spiel zuflüsterte; er stand wie auf Kohlen und triumphirte heimlich, als er ihre Kasse erschöpft sah, wußte er doch, daß der unbedeutende Verlust für die reiche Mexikanerin nicht von Nachtheil sei.

Diese wußte sich mit ihrer gewöhnlichen Freiheit indessen zu helfen, als ihre Geldmittel die Fortsetzung des Spieles nicht mehr erlaubten, an dem sie mit ganzer Seele hing, wie ihre flammenden Augen und tiefgerötheten Wangen bewiesen.

»Geben Sie mir Ihre Börse, Richard!« flüsterte sie dem jungen Manne in einem Tone zu, als verlange sie durchaus nichts Ungewöhnliches.

Der Jüngling biß sich verstohlen auf die Lippen, um gerade bei diesem delikaten Punkte jedes Zeichen von Unmuth zurückzudrängen, und that, wie ihm geheißen worden.

»Lappalie!« meinte Theresa in recht unartiger Weise, als sie das in der Börse enthaltene Geld, das nur ein paar Hundert Dollars in Gold und Papier betragen mochte, flüchtig überzählt hatte.

Ohne weiteres Bedenken setzte sie die ganze Summe auf eine Karte.

Der Banquier schlug die nächste Karte um.

Theresa hatte wieder verloren.

»Sie haben noch Banknoten bei sich?« fragte die Spielerin ihren Ritter ziemlich zuversichtlich.

»Ich bedaure, Donna Theresa, ich habe Ihnen Alles gegeben, was ich bei mir hatte!« erwiderte er flüsternd.

»Höchst fatal! So müssen wir unser Spiel für heute beschließen!« murmelte die Dame verdrießlich und erhob sich mit einem letzten begehrliehen Blicke auf das Gold in der Bank.

Schon eine Weile vorher war es Richard aufgefallen, daß ein Mann von gerade nicht Vertrauen erweckendem Aeußern, der sich an der andern Seite der Tafel neben dem alten Don Diego befunden hatte, seine unheimlich brennenden Augen lange fest und forschend auf Theresa geheftet hielt, daß dieser Mensch dann seinen Platz verließ und kurz darauf sich durch die übrigen Spieler hindurch und in seine und des Mädchens Nähe drängte, so daß er fast seinen Arm streifte. Von hier aus hatte er seine Musterung der Dame fortgesetzt und sichtlich befriedigte ihn diese immer mehr, denn seine Blicke waren immer schärfer geworden und um seinen Mund zuckte zuweilen ein leichtes Lächeln. Dieser Ausdruck wollte dem jungen Deutschen aber gar nicht gefallen, denn er errieth deutlich den rohen Wüstling und dessen Gedanken, Gelegenheit zur Anknüpfung einer Bekanntschaft mit dem schönen Mädchen zu suchen.

Dieser Mann, dessen Gesichtstypus klar den Engländer oder Bürger der Vereinigten Staaten anzeigte, bereits über die dreißiger Jahre hinaus, hatte eine breite und viel körperliche Kraft verheißende Figur, welche die der Nebenstehenden beinahe um Kopfeslänge überragte; Haltung und Bewegungen hatten etwas Ungelenkiges und

Steifes, wie bei den meisten jener Nationen, an sich. Das tiefgebräunte Gesicht mit starkem blonden Backen- und Kinnbarte zeigte bei einer ziemlich regelmäßigen und daher an und für sich nicht abstoßenden Bildung deutliche Spuren des Trunkes und anderer Ausschweifungen, und die dunkeln Augen blitzten unter starken Brauen fast unheimlich hervor, während die Lippen sich dann fest auf einander preßten; der Ausdruck des Gesichts hatte in solchen Augenblicken viel Böses, Drohendes.

Er trug einen runden Filzhut auf dem Kopfe, einen dunkeln kurzen Oberrock, der, geöffnet, ein feines blauwollenes Hemde sehen ließ, über letzteres eine breite wollene Schärpe, in der ein Revolver und ein langes Messer steckten.

Daß der Unbekannte kurz zuvor noch, wie Richard zufällig bemerkte, sehr hoch, höher als jeder Andere an der Tafel gespielt und unzweifelhaft viel gewonnen hatte, hob jenen gerade nicht in seiner Achtung; daher beobachtete er ihn auch von der Seite mit mißtrauischen Blicken und fühlte sich äußerst unangenehm berührt, als jener sich mit einer ziemlich ehrerbietigen Verbeugung Theresa näherte und ihr mit leiser Stimme sagte:

»Darf ich wagen, Miß, Ihnen zur Fortsetzung des Spiels meine Börse anzubieten?«

Einen Augenblick zuckte ein Ausdruck über das Gesicht Theresa's, der den vor Erstaunen noch wortlosen Richard schon fürchten ließ, sie möge ein Anerbieten, das

unter solchen Umständen nur unverschämt genannt werden konnte, in ihrer leidenschaftlichen Erregung annehmen wollen; er schlug den Stolz der Spanierin aber nicht hoch genug an, wenn er dies dachte. Theresa's Wangen entfärbten sich ein wenig, schnell gefaßt aber verbeugte sie sich kurz und stolz und sagte kalt:

»Ich danke, mein Herr!«

Dabei ergriff sie den Arm Richards und zog denselben so schnell mit sich fort, daß ihm nicht die Zeit blieb, seinem Unwillen gegen jenen Fremden Worten zu geben. Das wollte Theresa auch gerade vermeiden und verlangte dringend von dem jungen Manne, daß er ihr unverzüglich folge. Als dieser sich aber nochmals umsah, traf sein Blick den jenes Engländers, und in beiden lag in diesem Momente ein Ausdruck, der klar sagte, sie haßten einander, obgleich sie sich vorher noch nie gesehen, und es werde sich bald eine Gelegenheit finden, sich feindlich gegenüberzutreten. Jeder von ihnen hatte den Andern beleidigt, ohne daß sie Worte wechselten, und den Groll des Engländers konnte der Umstand, daß Theresa Richard ihm vorzog, nur erhöhen.

In dem vordern Saale des Zeltens nahmen Theresa und ihr Begleiter wieder denselben Platz ein, den sie eine halbe Stunde zuvor verlassen hatten, denn das junge Mädchen gedachte hier ihren Vater zu erwarten, ohne dessen Begleitung sie nicht nach ihrem ziemlich entlegenen Hause zurückkehren konnte; selbstverständlich konnte sie Richard jetzt nicht verlassen.

Während Beide noch des eben stattgehabten Vorfalls gedachten, den Theresa gezwungener Weise belachte, obgleich er ihren Stolz eigentlich tief verletzt und ihr obenein vorwurfsvoll vor die Seele geführt hatte, daß sie sich hier an einem für sie unpassenden Orte befinde, wollen wir in Kürze auf ihre bisherige Bekanntschaft zurückblicken.

Im Februar desselben Jahres, also etwa vier bis fünf Monate vor dem Zeitpunkte, mit dem wir unsere Erzählung begonnen haben, war das Bremer Vollschißf Johanna den Hafen von San-Francisco angelaufen, da sein Capitain, auf einer längeren Reise nach Ostindien begriffen, daselbst von dem überaus reichen Goldfunde in Nord-Californien vernommen und sich entschlossen hatte, im Interesse seiner Rheder auf eigene Verantwortung nach dem Goldlande zu segeln. Das Schiff war gerade noch zu rechter Zeit angekommen, Vorthail aus den in San-Francisco herrschenden Verhältnissen zu ziehen, und Capitain Stüve, so wie sein erster Steuermann, Richard Löwen, frohlockten bereits über den glücklichen Erfolg ihres Entschlusses, als ein Umstand eintrat, dessen Möglichkeit sie nicht berücksichtigt hatten und der sie in die äußerste Verlegenheit versetzte. Mit Ausnahme eines alten Maaten und eines anderen braven Matrosen lief nämlich in einer Nacht bald nach der Ankunft die ganze Mannschaft der Johanna heimlich von Bord und von da wahrscheinlich in die verlockenden Minen, nachdem sie ihrem Capitain einen Brief des Inhalts zurückgelassen hatten, daß er gar kein Recht gehabt habe, sie

von Ostindien noch weiter nach Californien zu führen, daß auch sie mithin sich ihrer Verpflichtungen für erledigt hielten. Das war Capitain Stüve nun freilich nicht allein passirt, sondern dasselbe geschah noch auf vielen anderen Schiffen; deshalb aber wurde es ihm auch ungeachtet aller Mühe und Versprechungen nicht möglich, sich eine neue Schiffsmannschaft zu bilden, und es blieb nichts anderes übrig, als geduldig abzuwarten, bis seine oder andere Matrosen, der Goldgräberei müde, nach San-Francisco zurückkehren und sich bereitwillig finden würden, die Johanna heimzubringen.

Inzwischen wollte man aber auch nicht ganz unthätig sein, und so begab sich der Capitain selbst auf den Weg nach Sacramento und Stockton, nicht um Gold, sondern um seine ungetreuen Matrosen zu suchen, und ließ einstweilen den Steuermann, unsern Richard, und die beiden ihrem Schiffe treugebliebenen Seeleute in San Francisco an Bord der Johanna zurück. Ebenso wie die Matrosen blieb auch der Capitain verschwunden und ließ seinen jungen Freund in der lebhaftesten Besorgniß, welches sein Schicksal geworden sein möge; mehr als drei Monate waren schon vergangen, seitdem der Capitain die Stadt verlassen hatte, und noch war keine einzige Nachricht von ihm eingetroffen.

Um die Sache noch schlimmer zu machen, traf jetzt auch den jungen Steuermann ein Unglücksfall; er wurde nämlich von einem bösen Fieber befallen und mußte von Bord der Johanna in das Land gebracht werden. Der reiche Handelsherr Don Diego Espeira, mit dem Capitain

Stüve und somit auch sein Steuermann in enger geschäftlicher Verbindung gestanden hatten, erbot sich, vielleicht auf Veranlassung seiner Tochter, den jungen Mann, den man als gebildet und lebenswürdig bereits kennen gelernt hatte, in sein Haus einstweilen aufzunehmen und ihm daselbst alle mögliche Pflege angedeihen zu lassen.

Auf diese Weise hatte Richard die schöne Mexikanerin, die sich seiner Pflege mit allem ihr eigenen lebendigen Eifer unterzog, kennen gelernt und war dadurch sowohl ihr, als ihrem Vater, der sonst wenig lebenswürdige Seiten besaß, zu Dank verpflichtet worden. Nach einigen Wochen schon wieder vollständig hergestellt, wollte er seinen freundlichen Wirthen nicht länger zur Last fallen und wieder an Bord der Johanna zurückkehren, dem widersetzten sich aber sowohl Vater und Tochter; als auch der Arzt, der einen Rückfall in die alte Krankheit nicht für unmöglich hielt. Richard Löwen blieb also in dem Hause seiner Gastfreunde und begnügte sich, täglich die Ordnung auf der im Hafen liegenden Johanna einmal zu kontroliren.

Der junge Steuermann verband mit einem männlich schönen Aeußern auch eine Bildung des Geistes und eine Lebenswürdigkeit des Benehmens, die Niemandem auffällig erscheinen konnten, wenn man erfuhr, daß er der Sohn einer reichen und angesehenen Kaufmannsfamilie war und die sorgfältigste Erziehung genossen hatte. Eigene Neigung bestimmte ihn, die Carrière des Seemanns zu ergreifen, und diese eröffnete ihm die schönsten Aussichten für seine Zukunft, da er Liebe und Geschick dazu

besaß und es ihm bei seinem Vermögen dereinst nicht schwer werden konnte, als Capitain ein Schiff zu erhalten, vielleicht gar einmal ein eigenes zu kommandiren.

Richard hatte die Planken eines Schiffes schon mit vierzehn Jahren betreten, eine Navigationsschule besucht und verschiedene größere Seereisen gemacht, auf deren letzter er jetzt mehr als die halbe Welt umsegelte; auf ihr war er schon länger als zwei Jahre von der Heimath abwesend. Natürlich hatte er auf solchen Fahrten viel erlebt, was seinem ganzen Wesen den Stempel des Interessanten ausdrückte, und es mochten ihm wohl auch Schicksale aufgestoßen sein, die auf sein ganzes inneres Leben einen dauernden Einfluß zu üben im Stande gewesen waren, denn der lebensfrische Jüngling hatte oft sehr ernste Stunden, ein frühzeitig gereifter Charakter trat oft deutlich an den Tag, und sogar gab er sich manchmal einer schwärmerischen Träumerei hin, über deren Veranlassung er das Geheimniß zu bewahren für gut befand. Der alte Don Diego beobachtete ihn nicht scharf genug, um dies zu bemerken, und Theresa, deren scharfe Augen – welches weibliche Auge ist nicht scharf in der Beobachtung einer es interessirenden Person? – es nicht entging, war des Glaubens, alle Deutschen neigten sich solcher Gemüthsstimmung zu, die in ihren Augen etwas Romantisches, Liebenswerthes hatte.

So viel wußte auch schon Richard Löwen, daß die junge Mexikanerin ihm sehr gewogen sei, aber er dachte nicht an eine ernstliche Neigung von ihrer Seite, denn einer solchen hielt er sie überhaupt nicht für fähig, und da

er, sie, von dem Charakter und dem Wesen des Mädchens durchaus nicht entzückt, auch nie zu erwidern gedachte, legte er auch nicht so vielen Werth auf seine Bemerkung, um ihr lange nachzusinnen und sich das Verhältniß Theresa's zu ihm ganz klar zu machen.

Wie es oft geschah, wenn das feurige Mädchen sich ihrem jungen Bekannten allein gegenüber sah, fielen ihre Blicke meistens so leuchtend, so durchbohrend auf ihn, als wollten sie in dem Innern seiner Brust lesen; unwillkürlich fühlte der junge Seemann dann auch eine ihn belästigende Befangenheit. So war es auch heute wieder, als die Beiden sich gegenüber saßen, und die eben erlebte Scene, der Blick, den Theresa aus Richards Augen auf den frechen Engländer, der es gewagt, sie zu beleidigen, hatte fallen sehen, trugen wohl dazu bei, sie ihm noch näher als sonst zu führen. Sie vermochte sich sein ganzes Benehmen nur entschieden günstig für sich zu deuten.

»Sie werden diesen Menschen mit dem drohenden Blicke nicht wieder aufsuchen, Richard, ihm lieber ausweichen, wenn Ihr Weg sich noch einmal mit dem seinigem kreuzen sollte?« bat Theresa mit wahrhafter Innigkeit des Tones, so daß der junge Mann einen Augenblick betroffen zu ihr hinübersah. »Sie wollen es mir auf Ihr Wort versprechen?«

»Ich werde ihn ebenso wenig aufsuchen, als ihm aus dem Wege gehen,« erwiderte der Jüngling bestimmt. »Es ist ein merkwürdiges, mir unerklärbares Gefühl, das mich bei dem ersten Erblicken dieses Gesichts überkam, und so wenig ich mich entsinnen kann, es schon jemals

gesehen zu haben, drängt sich mir doch der Gedanke auf, unser beiderseitiges Schicksal stehe in enger Verbindung oder die nächste Zukunft werde eine solche gestalten; ich bin überzeugt, sie wird keine freundschaftliche sein.«

»Mein Gott, Richard, Sie erschrecken mich auf das Aeußerste; wenn sich meinerwegen ein Streit zwischen Ihnen und diesem bösen Menschen entspinnen sollte!«

»Ich will nicht hoffen, daß dieser Elende, der augenscheinlich der untersten Klasse der Gesellschaft angehört, wie so Viele hier, die jetzt das Gold mit einer glänzenden Hülle bedeckt, fortfahren wird, seine Augen zu Ihnen zu erheben und Sie zu belästigen, Donna Theresa,« sagte der Seemann drohend; »Sie würden mich in solchem Falle immer bereit finden, die Pflicht der Dankbarkeit auf jede Weise gegen Sie abzutragen.«

»Ah, Sie wollen mein Ritter sein, Don Richardo?« rief die Schöne weniger scherzhaft als aufrichtig erfreut, und ihre Augen entsandten einen Blick auf den Jüngling, um den ihn Mancher beneidet haben würde.

»Wenn Sie mich einer so hohen Ehre für würdig halten, Donna,« meinte er leichthin.

»Mein Gott, wen denn Anders?« rief sie lebhaft, und ihm die kleine Hand reichend, fuhr sie in einer Art von Begeisterung fort: »Mein Ritter in Noth und Tod?«

»Unter einer Bedingung, Donna Theresa,« sagte der junge Mann, der die Frage sicherlich als einen bloßen Scherz auffaßte, denn ein leichtes Lächeln überflog sein Gesicht.

»Bedingungen? o, das ist zu viel, aber lassen Sie Ihre Bedingung hören,« meinte die Dame, ein wenig getäuscht und niedergeschlagen.

»Daß Sie dieses Eldorado nie wieder besuchen, womöglich auch nicht Parker-House, denn aufrichtig gesprochen, Donna Theresa, sind dies nicht Orte, an denen

—«

Richard mußte unwillkürlich abbrechen, denn ein ungewöhnliches, erschreckendes Ereigniß fesselte in diesem Augenblicke alle Zungen der rings um sie herum lärmenden Gesellschaft. In unmittelbarer Nähe – wie es schien, in dem Spielzimmer des Eldorado – war ein Pistolenschuß gefallen, ihm folgte eine nur wenige Sekunden dauernde, athemlose Pause, worauf sich in dem ganzen Zelte ein furchtbarer Lärm erhob. Alle diese eben noch ganz der Lustigkeit hingeebenen Menschen schienen jetzt theils von bangem Schreck ergriffen, theils von Kampfeslust entbrannt, in der sie die Revolver oder Pistolen und die blanken Messer aus den Gürteln rissen und drohend schwangen; eine entsetzliche Verwirrung war in dem Eldorado eingetreten.

Aus dem ersteren Saale strömte man unter wildem Geschrei dem Spielzimmer zu, aus letzterem eilten wieder mehrere Personen flüchtig in das Gastzimmer oder durch dieses auf die Plaza hinaus, von der aus Neugierige und sich an dem Lärm Ergötzende in das Zelt eindrangten.

»*The Hounds!* Die Hunde!« riefen angstvolle und drohende Stimmen durcheinander, und: »Hierher, die Hunde!« ertönte es von andern Seiten wieder gleichsam als Antwort.

Bei dem Beginn dieser wilden Scene hatten sich auch Donna Theresa und Richard blitzschnell von ihren Sitzen erhoben.

»Was giebt's?« fragte die bleichgewordene Mexikanerin.

»Sie werden sich darin um das Gold raufen,« war die beinahe gleichgültige Antwort des jungen Seemannes.

»Lassen Sie uns hineineilen und meinen Vater herausholen,« rief Theresa und mischte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, in das dem Spielsaale zuströmende Gedränge.

Der Jüngling, der sie nicht mehr zurückzuhalten vermochte, folgten ihr und bestrebte sich nach Kräften, sich an ihrer Seite zu erhalten.

In dem Spielsaale schwebte noch ein leichter, bläulicher Dampf über der anscheinend äußerst bestürzten Gefllschaft, die theils auf der Flucht begriffen, theils in dichten Gruppen zusammengescharrt war. Die grüne Tafel war von Allen, bis auf den Banquier und seine Croupiers, die in ängstlicher Hast ihr Geld zusammenrafften, verlassen.

Trotz des Gewirres bemerkte Richard, der nebst Theresa einer der Ersten war, die von außen her diese Abtheilungsdes Zeltel betreten, doch seinenschnell an ihm

vorbeieilenden Gegner von vorher und hörte, wie derselbe zu einem seiner Genossen, der ihn begleitete, sagte:

»Diese verd– Spanier! Sie nehmen nicht eher Vernunft an, bis sie Blut sehen.«

Die Ahnung, der Engländer möge bei der traurigen Scene, die sich eben hier entwickelt haben mußte, wohl auch wieder im Spiele gewesen sein, entsprang wohl bloß aus der Abneigung unseres Deutschen gegen diesen Menschen, ohne anderweitig gerechtfertigt zu sein; denn er wußte ja noch nicht einmal, was überhaupt geschehen war; dennoch konnte er sich ihrer nicht erwehren und folgte Jenem mit den Augen, bis er in dem Gedränge und durch die Eingangsthür hinaus verschwand.

Unmittelbar hinter der grünen Tafel fand sich die Lösung des Räthsels für alle diejenigen, welche gerade um diese Zeit dem Spiele nicht beigewohnt hatten. Dort hatte sich ein dichter Kreis um das unglückliche Opfer eines Excesses geschaart, der hier gerade nicht zu den seltensten gehörte.

Ehe Richard noch zu diesem Punkte gelangt war, gab ihm ein herzerschütternder Schrei schon Aufschluß über das Geschehene. Sich schnell und gewaltsam vordrängend, hatte er nur noch Zeit, die ohnmächtig umsinkende Theresa in seinen Armen aufzufangen.

Am Boden lag der alte Don Espeira regungslos, mitten durch das Herz geschossen.

»Der Engländer!« rief der junge Mann unwillkürlich, während seine rechte Hand convulsivisch um den Kolben des Revolvers griff.

»Ja, ein Engländer oder Amerikaner war es, der die schändliche That vollbracht hat,« rief einer der heftig aufgeregten und sich wüthend geberdenden Spanier dem jungen Manne zu. »Es handelte sich um einen unbedeutenden kleinen Streit wegen des Platzes an der Tafel, und als der edle Don sich sein Recht nicht vergeben wollte, zog der Schurke den Revolver hervor und gab auf ihn Feuer. Rache, Spanier! Nieder mit den Fremden!

»Ruhe, Gentlemen, im Namen des Gesetzes bitte ich Sie um Ruhe!« donnerte eine mächtige Stimme dazwischen.

Sie gehörte einem Polizeibeamten an, dessen Amt durch eine farbige Armbinde bezeichnet war.

»Es wird eine strenge Untersuchung von Amtswegen eingeleitet werden, Gentlemen,« fuhr der Beamte in salbungsvollem Tone fort; man wird sogleich die Eingänge verschließen und alle hier Anwesenden gerichtlich zu Protokoll vernehmen. Ruhe einstweilen, Gentlemen!«

Diese Hinweisung auf eine Untersuchung, die ungeachtet der geringen Furcht vor der Obrigkeit doch immer Unannehmlichkeiten bereiten konnte, wirkte, wie es auch wahrscheinlich in der Absicht des Polizisten lag, besänftigend auf den wilden Sturm. Da man doch nicht wissen konnte, wie ernst die Behörden dieses Mal den argen Exceß aufnehmen könnten, beeilte man sich, um gar nichts mit der Sache zu thun zu haben, das Eldorado schleunigst zu verlassen. Schneller, als man es hätte glauben sollen, war das ganze Lokal geleert, in dem nur der Wirth, ein paar Polizeibeamte, die Leiche und

der vor Schreck und Ueberraschung noch ganz starre Richard, die ohnmächtige Donna Theresa in seinen Armen haltend, zurückblieben.

2.

Wir hatten schon vorher auf die Lichter- und Feuerreihe aufmerksam gemacht, die sich, von Portsmouth-Square aus gesehen, über die einzelnen Häusergruppen der Stadt, in langer Linie an den Höhenketten fortzog.

Die Stadt San-Francisco liegt an der nördlichsten Spitze einer Landzunge, die sich in einer Ausdehnung von ungefähr zehn deutschen Meilen von Süden heraufzieht, so daß sie mit der nördlicheren, zerrissenen Küste im Osten den See oder die Bucht von Yerba Buena bildet. Ueber diese ganze Landzunge fort zieht sich eine Höhenkette, ein Zweig des californischen Küstengebirges, und seine Ausläufer umgeben in nicht beträchtlichen Erhebungen die südliche und zum Theil die westliche Seite der Stadt, die ursprünglich nur zwischen dem sogenannten Telegraphenhügel und dem Glücksthal angebaut war. Auf diesen Höhen hatte sich nun, wie oben schon erwähnt, die ganze Menge der Glücksjäger niedergelassen, die in der Stadt selbst kein Unterkommen mehr fand.

Man möge sich diese interimistische Niederlassung nicht etwa wie den Lagerplatz eines bedeutenden Truppcorps vorstellen, obgleich die unzähligen Lichter und Wachtfeuer zur Nachtzeit wohl einen solchen Eindruck

machten, denn selbstverständlich fehlte hier jede Organisation, jede Spur von Ordnung. Wo die neuen Ankömmlinge einen ihnen geeignet dünkenden Platz oder überhaupt Platz fanden, da hatten sie ihr Zelt oder ihre aus Rohr, Baumzweigen oder Brettern flüchtig verfertigte Hütte aufgestellt, unbekümmert, ob sie den rothen Indianer oder den ungesitteten Sohn des gesitteten Europas zum Nachbar erhielten, denn Alle leitete ja hier ein Zweck und ein Gedanke. Vermochte irgend etwas eine Anziehungskraft auf die Ankömmlinge auszuüben, so waren dies die vielen hier und da zerstreuten Schenken der gewöhnlichsten Art, die jede für sich ein kleines Eldorado, nur ohne jede Spur von Eleganz, die wir in diesem Vergnügungsorte San-Francisco's gefunden haben, vorstellte; solche Etablissements bildeten hier stets den Kern einer Art von kleinem Dorf erbärmlicher Hütten.

Hatten diese abscheulichen Höhlen nun um die Zeit, zu der wir uns vorher in der Stadt befanden, auch einen großen Theil des Gesindels, das sie beherbergten, in jene entsandt, so blieb das Feldlager doch immer noch belebt genug, und es herrschte dort ein fast noch wilderes Treiben, als auf der Plaza und in ihren Vergnügungslokalen. Um die großen Feuer herum, die man ohne jede weitere Rücksicht auf so leicht mögliche Feuersgefahr zwischen Zellen und Hütten angezündet hatte, lagerten ganze Banden von Männern und Weibern, theils kaum mit Lumpen bedeckt, theils in abenteuerlich aufgeputzten Kostümen. Betrunkene jubelten und zankten, hier bereitete man sich seine Abendmahlzeit, deren Hauptbestandtheil geistige

Getränke bildeten, dort würfelte man oder spielte Karten, und anderswo wieder tanzte eine Bacchantengesellschaft nach der jämmerlichen Musik eines schottischen Dudelsacks oder einer einzelnen verstimmten Violine. Der Anblick war ekelerregend genug.

Arbeiten wir uns durch dieses wüste Gedränge hindurch und blicken verstohlen in ein Zelt hinein, das schräg gegen den Abhang eines der Hügel angebaut ist, so daß es einige zwanzig Schritte von den nächsten Niederlassungen; in denen es wild hergeht, entfernt bleibt.

In diesem Zelte ist es todtenstill, und man möchte es für ganz verlassen halten, wenn eine solche arge Unvorsichtigkeit seinen Einwohnern nur zuzutrauen wäre, da sie wissen müssen, daß man ihnen in ihrer Abwesenheit nehmen würde, was nur irgend nicht niet- und nagelfest ist.

Die ganze Bedachung der Wohnung ruht auf vier Pfählen oder starken Stangen von kaum fünf Fuß Höhe, deren obere Enden wieder durch starke rohe Baumzweige verbunden sind; da der innere Raum um etwa zwei Fuß in den Boden vertieft ist, ragt das ganze leichte Gebäude nur noch drei Fuß über denselben empor. Getheertes und geflicktes Segeltuch bedeckt die vorerwähnten Stangen, und da die großen Risse, die es wohl bösem Wetter verdanken mag, mit groben Stichen wieder zugenäht sind, kann man in die Wohnung nicht blicken, ohne die durch eine wollene Decke gebildete Eingangsthür aufzuheben. Zu diesem Eingange führt von außen her ein schräger Abstich des Erdbodens.

Eine kleine trübe Oellampe von Eisenblech erhellt den inneren Raum; sie steht neben den Ueberresten einer spärlichen Abendmahlzeit, aus schlechtem Brot und Kartoffeln bestehend, auf einem in der Mitte des Zelttes aus alten Planken und Pfählen improvisirten Tische; rechts und links desselben sind am Fußboden Lagerstätten, die wohl auch als Sitze dienen müssen, aus Stroh mit davor festgerammten kurzen Pfählen hergerichtet; dieses Stroh bedecken einige arggeflickte, übrigens möglichst saubere wollene Decken. Ein wenig zum Theil beschädigtes Kochgeräth, ein eisernes Kohlenbecken und endlich ein Korb von Weidengeflecht, der wahrscheinlich das ganze Besitzthum der hier Wohnenden in sich schließt, vervollständigen das Meublement. Neben der einen Lagerstätte, die augenblicklich unbesetzt ist, lehnen eine kurze verrostete Büchse, eine Schaufel und eine Erdhacke an einem der Zeltpfosten.

Das erste lebende Wesen, auf das unser Blick fällt, ist ein der Länge nach unter dem Tische ausgestreckter mächtiger Wolfshund von gelbbrauner Farbe; er hat den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt und seine funkelnden Augen starren unverwandt auf den Eingang; sobald einer der draußen lärmenden Zecher zufällig in die Nähe des Zelttes geräth, knurrt er, ein aufmerksamer und treuer Wächter, dumpf und drohend. Auf der zweiten Lagerstätte, bis zu der der Schein des Lichtes kaum reicht, liegt, fest in die wollenen Decken gewickelt, ein Knabe von etwa vierzehn Jahren; er scheint zu schlafen, aber es ist der unruhige Schlaf einer schweren Krankheit, die

Decken heben sich leise von dem stürmischen Wogen der Brust und dieser entringen sich schwere, heiße Athemzüge. Wenn der Fieberkranke sich, wahrscheinlich in bösen Träumen, auf die dem Lichte zugewandte Seite wirft, kann man ein feines, jetzt abgemagertes und entstelltes, aber gewiß vor Kurzem noch schönes Gesicht, über dessen Stirn lange blonde Haare fallen, erblicken.

Mit der ängstlichsten Sorgfalt beschäftigt, den Kranken bedeckt zu erhalten und ihm zuweilen den kalten Schweiß von der Stirn zu wischen, sitzt ein Mädchen auf demselben Lager. Wenn ihrem Gesicht, dessen Züge viel Aehnlichkeit mit denen des Knaben verrathen, nicht die jugendliche Frische fehlte, die wohl auch Krankheit und das bitterste Elend erst vor Kurzem gescheucht haben, so würde man dieses Gesicht unbedenklich sehr schön nennen können, trägt es auch nicht den bezaubernden und so leicht entzündenden Typus des Südens. Diese blonde Engländerin mit dem nordischen Teint, der regelmäßig feinen Gesichtsbildung und den sanften blauen Augen, kaum zwanzig Jahre alt, wie man aus der noch nicht lange in der zartgebauten Gestalt entwickelten Jungfräulichkeit schließen würde, hat dennoch etwas ungemein Liebreizendes und Anziehendes; unwillkürlich findet sich jede fühlende Brust schwer bedrückt, sie in solcher Umgebung zu finden.

Das mag auch das arme Kind schwer empfinden. Blaß und abgemagert, trägt ihr Gesicht einen Ausdruck, der durch seinen tiefen Schmerz, seine Hoffnungslosigkeit und doch stille Ergebung tief in das Herz einschneidet.

Ihre Kleidung ist ärmlich, schon oftmals ausgebessert, aber durchaus ordentlich und sittsam; sie besteht in einem leichten dunklen Kleide vom billigsten Stoffe.

Jeder, der sie so sieht, würde überzeugt sein, daß sie diesen Aufenthaltsort nicht freiwillig gewählt hat und in der Erinnerung an bessere Zeiten furchtbar leidet.

Mit einem heftigen Schauer erwachte der Kranke; einen Augenblick sah er sich mit allen Zeichen von Furcht unruhig um, als die Schwester, der die Thränen im Auge standen, aber sanft seine Hand drückte, erkannte er sie und beruhigte sich.

»Friert Dich, Henry?« fragte sie leise in englischer Sprache.

»Ja, Eliza, es ist so kalt hier, so finster,« erwiderte er zitternd. »Kannst Du nicht noch eine Decke über mich breiten und die Lampe heller machen?«

»Wir haben kein Oel mehr,« seufzte Eliza bange, »und was die Decken anbetrifft, so weißt Du, Henry, daß ich die einzige noch vorhandene von dem Bette des Vaters nicht fortnehmen darf. Er wird so heftig darüber, wenn er heimkehrt.«

»Ist der Vater noch nicht zurück?« fragte der Knabe nach einer Pause weiter.

»Nein, Henry, ich weiß nicht, ob er nach der Stadt hinabgegangen ist oder sich hier oben im Lager aufhält.«

»Hat er nicht heute gesagt, ob wir bald nach New-York heimfahren werden?« fuhr der Kranke mit matter Stimme fort.

»Ich hoffe es zu Gott, aber noch hat er nicht davon gesprochen,« antwortete das Mädchen betrübt.

»Ach, Eliza, wenn ich hier sterben sollte! Wenn Ihr später glücklich werdet und geht fort und laßt mich allein hier!«

Das Mädchen schluchzte bitterlich, dann sagte sie, sich gewaltsam fassend:

»Du wirst nicht sterben, Bruder, Du wirst bald wieder gesund werden und unsere Vaterstadt wiedersehen. Der Vater muß sich doch endlich zur Rückkehr entschließen, da er sich überzeugt hat, daß uns in diesem unheilvollen Lande kein Glück erblüht.«

»Wenn er uns nicht zurückführen will, so werden wir allein gehen, sobald ich wieder Kräfte habe,« meinte der Knabe trotzig. »Ich werde Schiffsjunge werden, um die Heimreise frei zu haben, und Du, Eliza, Du wirst irgend einer Lady dienen, die gerade nach New-York geht. Das Dienen ist keine Schande, wenn man sein Unglück nicht selbst verschuldet hat.«

Das junge Mädchen weinte leise fort, und da der erschöpfte Kranke keine Antwort von ihr erhielt, legte er sich wieder auf seine armselige Lagerstätte zurück und war bald von Neuem entschlafen.

Eine Stunde war wohl in tiefem Schweigen verflossen und es mochte nicht mehr weit von Mitternacht sein, als der große Wolfshund zuerst leise knurrte, dann, laut anschlagend, aufsprang und einen Satz nach dem Eingange des Zeltens nahm. Von draußen her näherte sich Jemand mit schnellen, starken Schritten.

»Watch!« rief das junge Mädchen, während sich die Unruhe in ihren Zügen abspiegelte.

»Still, Bestie! Rufe den Hund an, Eliza! Es ist ja lebensgefährlich, bei Euch einzutreten!« lärmte draußen eine rauhe Stimme.

Der Hund fügte sich dem Rufe seiner Herrin, die, als sie jene Stimme vernahm, ebenso verwundert als erschrocken erschien.

Ungestüm trat ein Mann ein, in dem wir sogleich unseren Engländer aus dem Eldorado wiedererkennen. Sein ohnehin schon nicht sorgfältiger Anzug war, vielleicht in Folge des sehr schnellen Ganges von der Stadt aus, ganz in Unordnung gerathen, und aus seinem ganzen Wesen sprach eine heftige innere Aufregung. Ohne jeden freundlichen Gruß wandte er sich mit der hastigen Frage an das Mädchen:

»Wo ist der Vater, Eliza?«

»Noch nicht heimgekehrt, ich vermuthe in der Stadt. Aber darf ich Euch bitten, ein wenig leiser zu sprechen, Onkel Saunders? Henry hat vor nicht langer Zeit erst einige Ruhe gefunden.«

»Den Teufel auch! Was kümmert mich der Junge, der uns mit seiner Krankheit blos im Wege liegt!« rief der rohe Ankömmling. »Sage dem Vater, Mädchen, er müsse mich unter allen Umständen heute noch aufsuchen, ich hätte ihm Wichtiges mitzutheilen; er wird mich in der Louisiana-Taverne treffen, mag es auch noch so spät werden.«

Damit wandte er sich kurz um und verließ ebenso stürmisch, wie er gekommen war und ohne die geringste Rücksicht auf den Kranken zu nehmen, das Zelt.

Neben einer gewissen Scheu vor dem wilden Manne, dem sie einen so vertraulichen Namen hatte geben müssen, malte sich doch Unwillen auf dem Antlitze des Mädchens, daß er auf ihre gerechte Bitte gar nicht achte; sie wagte aber wohl nicht, diesem Worte zu geben.

Der junge Kranke hatte nothwendig durch den Lärm erwachen müssen, aber, den Onkel fürchtend, schwieg auch er und begann erst dann seine Klagen, als jener weit genug entfernt sein mußte, um ihn nicht mehr zu hören. Von Neuem ließen sich nähernde Schritte vernehmen und beide Kinder schwiegen nach dem mehr ängstlichen als freudigen Ausrufe: Der Vater!

Der Mann, der jetzt mehr in das Zelt hinein taumelte als schritt, trug einen abgetragenen bürgerlichen Rock, der ziemlich unsauber aussah, und geflickte leinene Beinkleider; den abgeschabten Hut von schwarzem Filz hatte er tief über das Gesicht gezogen und eine Waffe, wie hier landesüblich, war nicht an ihm zu bemerken. Ueberhaupt konnte man zweifeln, ob er eine solche auch zu führen im Stande sei, denn sein ganzer Körper verrieth eine Hinfälligkeit, an der ebensowohl Hunger und Elend, als Ausschweifungen im Trunk die Schuld tragen mochten.

Er war von mittlerer Größe und gebückter Haltung, obgleich seine Altersjahre wohl noch nicht die Fünfziger überschritten. Die kleinen abgemagerten Hände zeugten

davon, daß sie die Arbeit wohl nicht gewöhnt gewesen waren und er früher den höheren Klassen der Gesellschaft angehört hatte, das blasse Gesicht aber war durch den Trunk, dem er sich jetzt eben augenscheinlich auch wieder hingeeben hatte, so entstellt, daß es den deutlichsten Stempel der Gemeinheit trug.

Auch er kam ohne Gruß und ohne die Behutsamkeit, die der Zustand seines kranken Kindes wohl erfordert hätte. Der Hund sprang ihm freudig winselnd entgegen, erhielt aber sogleich einen Fußstoß, der ihn schnell wieder an seinen früheren Platz scheuchte.

Der Kranke hatte sich unter seine Decke verkrochen und stellte sich schlafend. Seine Schwester richtete, nachdem sie dem Vater einen leisen »Guten Abend« zugeflüstert hatte, worauf sie durchaus keine Antwort erhielt, einen trüben Blick auf diesen, der sie vollständig über seinen Zustand belehrte, aber sie mußte schon oft Zeugin eines solchen gewesen sein, denn sie schien nicht in große Bestürzung zu gerathen.

Der Berauschte nahm seinen Weg gerade auf sein Lager zu, wobei er den Tisch in der Mitte des Zeltes beinahe umstürzte, und legte die augenscheinliche Absicht an den Tag, sich in seinen Kleidern darauf zu werfen, aber das Mädchen hinderte dieses Beginnen, indem sie sich der von Onkel Saunders ihr anvertrauten Botschaft entledigte. Bei Nennung seines Namens schon horchte der Mann hoch auf und schien sich ein wenig zu entnüchtern; als er aber vernommen hatte, was von ihm verlangt wurde,

stammelte er nur: »Louisiana-Taverne« und schickte sich an, sofort wieder zu gehen.

»Wollt Ihr nicht, bevor Ihr geht, eine Stunde schlafen, Vater?« fragte Eliza ängstlich. »Der Onkel wird Euch so bald noch nicht erwartet haben, da ich ihm sagte, Ihr seiet vermuthlich nach San-Francisco hinabgegangen, und vielleicht hat seine Mittheilung auch keine besondere Eile.

Diese Worte wurden aber wieder keiner Antwort gewürdigt, und mürrisch einige Worte vor sich hin brummend, stolperte der Trunkenbold wieder aus dem Zelte hinaus, seine Kinder ungestört dem Eindrücke überlassend, den diese empörende Scene auf sie gemacht haben mußte. Die beiden armen Wesen, die in ängstlicher Erwartung seiner Rückkehr noch lange kein Auge zu schließen vermochten, fanden Zeit genug, sich ihre Bemerkungen darüber mitzuthemen.

Indessen fand er den Weg nach der nicht fernen Louisiana-Taverne besser, als man es bei seinem Zustande hätte erwarten können.

Diese Taverne, ein roh aus Brettern gezimmerter Schuppen, glich ganz genau allen den abscheulichen Kneipen der niedrigsten Klasse, die hier und in der Stadt in solcher Menge zu finden waren. Der ganze, ziemlich umfangreiche Schuppen enthielt an der einen Seite einen Abschlag für den Verkäufer und sein Waarenlager, das meistens aus großen Branntweinfässern bestand, und übrigens eine ziemlich bedeutende Anzahl von schlecht gearbeiteten Tischen und Bänken; jede Eleganz, selbst jede

freundliche Ausstattung fehlte dem von Schmutz starrenden Lokale.

Trotz der späten Nachtstunde waren alle diese Tische und Sitzplätze noch reichlich von jener Sorte Menschen besetzt, die wir bereits kennen gelernt haben.

»Guten Abend, Mr. Halliday! Guten Abend, sehr ehrenwerther Sir!« rief man dem wankenden Schrittes Eintretenden scherzend und spottend entgegen. Es schien demnach, als sei er hier ein bereits oft gesehener und wohlbekannter Gast.

»Mr. Halliday?« fragte einer der unsauberer Zecher verwundert den neben ihm Sitzenden, der hier besser bekannt sein mochte, als er selbst. »Mir ist's doch, als hätte ich den Namen schon in New-York gehört?«

»Wohl möglich, mein Junge, sogar denkbar,« erhielt er gleichgültig zur Antwort. »Der alte Trunkenbold da ist auch aus New-York und hatte vor anderthalb Jahren noch ein ganz respektables Geschäft daselbst; man schätzte ihn so etwa auf die zweimalhunderttausend Dollars.«

Und es war wirklich eine respektable Firma der New-Yorker Handelswelt gewesen, die Mr. Halliday's. Wir werden bald erfahren, wie dieser Mann so entsetzlich herunter- und hierhergekommen war.

Mr. Halliday wanderte indessen, ohne sich an alle Zurufe und Neckereien zu kehren, direkt auf den Tisch zu, an dem er seinen ehrenwerthen Schwager, Mr. Saunders, durch seine getrüben Augen bereits sitzen sah.

Der Gentleman saß allein und hatte einen großen Tumbler voll Genevree vor sich, in den er glanzlosen Auges starrte und nur zuweilen, unruhig wartend, die Blicke nach dem Eingange warf. Seine Sehnsucht war gestillt, als er Mr. Halliday auf sich zukommen sah.

Nachdem die Beiden sich durch einen Händedruck begrüßt und der Neuangekommene auch für sich eine gleiche Quantität Brandy verlangt hatte, begannen sie in leisem Tone das Gespräch.

Es schien, als ob Mr. Halliday sich durch den neuen Genuß, vielleicht auch das Interesse, das, er an den Worten seines Schwagers nahm, entnüchtere.

»John,« redete Saunders seinen Freund an, »mir ist heute eine ganz verteuflerte Geschichte passirt und deswegen eben mußte ich Dich noch in dieser Nacht sprechen. Bist Du unten in der Stadt gewesen?«

Der Gefragte bejahete es.

»Und Du hast nichts von dem Spektakel in dem Eldorado vernommen?«

Mr. Halliday schüttelte den Kopf und starrte seinen Schwager fragend an.

»Da wird es vielleicht auch noch nicht so schlimm sein, wie ich fürchtete,« fuhr dieser fort. »Hast Du nicht gehört, daß im Eldorado ein Mensch erschossen worden ist?«

»Weiter nichts?« meinte Mr. Halliday gleichgültig. »Das kommt oft vor, Kenrick.«

»Glaub's schon, aber dieser Mensch war ein Bürger San-Francisco's, ein angesehener Herrscherr, wie ich hörte, freilich nur ein spanischer Mexikaner.«

»So?« brummte der theilnahmlose Mr. Halliday.

»Und was das Verteufelte an der Sache ist« – Saunders bog sich näher an das Ohr seines Schwagers – »John, ich habe diesen Menschen erschossen.«

Trotz seiner Trunkenheit mußte diese Mittheilung doch einen Eindruck auf den ehemaligen New-Yorker Handelsherrn machen, denn erschrocken rückte er seinen Stuhl ein wenig weiter ab von seinem Verwandten.

»Mache kein unnöthiges Aufsehen,« sagte dieser unmuthig. »Es war ein Spanier, die Gott allesammt verdammen möge, und überdies hat er mich durch seinen unverschämten Stolz gereizt. Mein Gewissen kümmert die Bagatelle auch nicht so viel« – und Saunders schnippte verächtlich mit dem Finger – »aber die Sache kann böse werden, wenn sich der Militärgouverneur in das Spiel mengt; vor dem Chief-Magistrate und den Alkalden fürchte ich mich sonst gerade nicht.«

»Das ist böse, Kenrick, sehr böse,« meinte der um Vieles nüchterner gewordene Halliday, während sein matter Blick noch immer ängstlich auf seinen Schwager streifte. »Ich kann Dir da wahrhaftig keinen Rath geben.«

»Den verlange ich auch nicht von Dir, bester Schwager,« erwiderte der Andere verdrießlich stolz. »Mein Entschluß ist bereits gefaßt. Ich werde ruhig hier bleiben, zumal man mich in der Verwirrung, die dem Schusse folgte, gewiß nicht erkannt hat; die ganze Geschichte ging so schnell wie ein Handumdrehen. Das heißt, ich werde so lange hierbleiben, bis man ernstliche Anstalten

trifft, mich zu suchen, woran ich bei der hiesigen Gerechtigkeitspflege zweifle. Sollte dies aber dennoch geschehen, so werde ich San-Francisco verlassen müssen und dann wirst Du mich begleiten, John.

»Ich Dich begleiten? Wo denkst Du hin?«

»Fürchte Dich nicht, daß sie Dich mit mir fangen und hängen,« lachte Saunders. »Im schlimmsten Falle sorgen meine Freunde, die Hunde, schon, daß das nicht geschieht. Wenn mir der Paß hier verlegt ist, dann gedenke ich, in Ermangelung einer besseren Beschäftigung, wieder nach den Minen zurückzugehen, wo mich Niemand suchen wird.«

»Nach den Minen?« fragte Halliday mit hellaufleuchtenden Augen. »Und Du willst mich dorthin, nach dem Ziele meiner Wünsche, mitnehmen, Kenrick? Hast Du denn Geld, Kenrick?«

Saunders lächelte verstohlen, als er erwiderte:

»Siehst Du, alter Fuchs, ich wußte, daß Du mich nur allzugern begleiten würdest. Ich habe freilich nicht viel Geld, nur das, was ich an diesem Abende im Eldorado im Spiel gewonnen habe, aber es wird für uns Beide hinreichend sein.«

»Für uns Beide? Du vergisdest das Mädchen und den Jungen.«

»Du bist ein Narr, John. Da habe ich Dich übrigens auf dem Punkt, auf dem ich Dich haben wollte und weshalb ich Dich eigentlich hierher bestellte. Die Angelegenheit mit der Eliza muß jetzt einmal in Ordnung kommen, und was den Jungen anbetrifft, so wird er Dir so wie so nicht

lange mehr zur Last fallen, sondern wohl bald bei seiner seligen Mutter, meiner Schwester Sarah, sein. Wenn wir fortgehen, kannst Du ihn zum Ueberfluß irgend einem Bekannten in Pension geben, ich will's bezahlen.«

Halliday's Vaterherz, so ausgebrannt es auch von dem vielen Whiskey und Genevre sein mochte, sträubte sich doch unwillkürlich gegen diesen Vorschlag, aber Saunders klapperte mit den Goldstücken, die er in der Tasche hatte, und warf die Frage leichthin:

»Beiläufig gesagt, John, hast Du schon gehört, daß in vergangener Woche ein Mann bei Stockton ein Stück reinen Goldes gefunden hat, das vierzehn vollwichtige Pfunde wiegen soll?«

Mr. Halliday riß die Augen weit auf und stierte seinen Schwager ungläubig an.

»Lies hier, da steht es in der gestrigen Nummer des Californian,« sagte dieser triumphirend lächelnd und schob die vor ihm liegende Zeitung hinüber mit dem Finger auf eine Stelle deutend.

Da stand es allerdings so gedruckt, und Mr. Halliday seufzte schwer auf.

»Ueberhaupt scheint's mit dem Golde wieder besser zu stehen, als in den letzten Monaten,« fuhr Saunders fort; »man erzählt sich auch, ich weiß nicht mehr, in welcher Gegend, daß eine Dame auf einem Spaziergange ein Stück von eilf Pfund gefunden habe. Es ist Zeit, daß man wieder nach den Minen kommt.«

»Aber Eliza?« fragte Mr. Halliday kleinlaut. »Sie werden wir doch auf alle Fälle mitnehmen?«

»Ich glaube kaum, daß sie uns freiwillig folgen würde, wenn Du beabsichtigst, den Jungen hier zurückzulassen,« erwiderte sein Schwager mit lauerndem Blicke. Ich habe weder so viel Geld, um sie mitzunehmen, noch würde das in den Plan passen, über den wir schon früher sprachen und von dem ich auch heute gerade mit Dir reden wollte.

»Ah, Du willst doch nicht von Samuel Roberts reden, Kenrick?« unterbrach ihn Halliday erschrocken.

»Allerdings, John, gerade an ihn dachte ich.«

»Aber das Mädchen mag ihn einmal durchaus nicht haben.«

»Die Frauenzimmer sind oft unverständlich und die Pflicht eines rechtschaffenen Vaters ist, für das Fortkommen seiner Kinder zu sorgen,« meinte Saunders kaltblütig. »Was soll aus Eliza werden, wenn sie sich nicht bald einen Mann wählt? Dir liegt sie nur auf dem Halse und Du wirst nie etwas erreichen, wenn Du solche Fesseln, wie die Kinder sind, mit Dir herumschleppst.«

»Ja, wenn es nur nicht gerade Samuel Roberts wäre!« seufzte Halliday nachdenklich. »Er ist ein gar zu unzuverlässiger Mensch.«

»Unzuverlässig, John? Etwa, weil er gern ein Glas Whiskey trinkt? Ei, das thun wir ja auch, John. Du weißt, ich habe Verpflichtungen gegen Sam, und ich habe ihm einmal mein Wort gegeben, daß er die Eliza bekommen soll. Uebrigens, Mann, bedenke, daß er jetzt schon hier eine einflußreiche Stellung hat und die Zeit liegt nicht mehr fern, wo er in San-Francisco noch eine ganz andere

Rolle spielen wird; die Macht und der Einfluß der Hunde sind jetzt schon groß, und Sam steht an ihrer Spitze. Hüte Dich, dem Glücke Deiner Tochter in den Weg zu treten, es könnte auch für Dich böse Folgen haben, vor denen ich Dich nicht schützen kann.«

Mr. Halliday hatte während des Gesprächs seinen Brandy nicht vergessen und das Glas allmählig geleert, dessenungeachtet hatte er durch den Ernst des ersteren seine ganze Besinnung wieder erlangt.

»Es wird nicht gehen, Kenrick,« sagte er weicher, als er uns bisher erschienen ist; »die Kinder haben schon viel durch meine Schuld gelitten, und ich mag Eliza nicht zwingen, einen Mann zu heirathen, der sie nach meiner festen Ueberzeugung unglücklich machen würde.«

»Sehr wohl, John, Du bist der Vater und hast über Eliza's Hand zu bestimmen. Dann wirst Du also hier im Elende liegen bleiben, während ich in die Minen gehe; das geschieht vielleicht schon morgen.«

Saunders sagte das kalt und nachlässig und machte Miene, sich von seinem Platze zu erheben. Mit einem überaus ängstlichen Blicke hielt ihn sein Schwager zurück.

»Kenrick,« sagte er, und in seiner Stimme lag eine Mischung von Bitte und Vorwurf; »Du könntest mich jetzt verlassen, wo ich mit den Kindern dem Hungertode nahe bin?«

»Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen,« erwiderte Saunders kurz, aber er blieb sitzen.

»Je mehr ich mir's überlege, desto deutlicher fühle ich, daß ich nicht auf Deinen Vorschlag eingehen kann,« fuhr Halliday in beinahe feierlich klingendem Tone fort. »Wenn wir uns trennen, Kenrick, wenn Du mich und die Kinder nicht nach den Minen mitnehmen willst, dann lasse uns wenigstens noch so viel Geld zurück, daß wir noch ein paar Tage leben können. Ich werde in der Stadt Arbeit finden, und ich schwöre es Dir bei Gott, ich will sie suchen.«

Saunders lachte laut auf.

»Mache Dir keine Phantasien,« sagte er spöttisch. »Wenn ich auch gar keinen Grund hätte, an der Festigkeit Deines Vorsatzes zu zweifeln, so bin ich doch überzeugt – verzeihe meine wohlgemeinte Aufrichtigkeit – daß Dir in Deinem jetzigen Aufzuge Niemand ein Geschäft anvertraut. Uebrigens sagte ich Dir schon, daß ich mit Geld nicht allzureichlich versehen bin; was ich habe, brauche ich für mich selbst. Aber Sam hat Geld, viel Geld; Du solltest Dich an ihn wenden.«

Es lag viel beleidigender Spott in diesen Worten und der unglückliche Halliday fühlte dies, wie sein bitterer Gesichtsausdruck bewies; dennoch wagte er nicht, seinem Schwager eine harte Erwiderung zu geben, mochte er nun dessen körperliche Stärke fürchten oder es mit ihm nicht ganz verderben wollen.

»Du solltest nicht vergessen, daß Du eine Art von Verpflichtung gegen Eliza und mich hast,« sagte er beinahe schüchtern.

»Daß ich nicht wüßte,« erwiderte Saunders anscheinend verwundert. »Sprich Dich doch aus, John.«

»Zuerst von Eliza zu reden,« antwortete Halliday nach einer Pause, »so erinnerst Du Dich wohl, daß sie vor zwei Jahren nahe daran war, ihre Zukunft durch ein Verlöbniß mit dem jungen Seemanne aus Europa zu begründen, der Vermögen genug besaß und von ihr geliebt wurde. Damals brachtest Du mir gerade zum ersten Male die Partie mit Samuel Roberts in Vorschlag, den ich gar nicht kannte, dessen persönliche Eigenschaften und Besitzthümer Du mir auf die verführerischste und übertriebenste Weise schildertest. Die Folge davon war, daß ich die beiden jungen Leute von einander fernhielt und ihre Trennung bewirkte. Eliza leidet noch jetzt bitter dadurch.«

»Du hattest ja die Wahl zwischen den beiden Schwiegersöhnen,« erwiderte Saunders gleichgültig, »und wenn Dich die Aussicht, Deine ruinirten Vermögensumstände durch meinen reichen Freund Sam wieder zu heben, verleitete, den Herzenswünschen Deiner Tochter entgegen zu treten, so war dies zweifellos nicht meine Schuld.«

»Samuel Roberts war aber nicht reich, er hatte damals schon sein ganzes väterliches Erbe in unsinniger Verschwendung verschleudert.«

»Ich wußte das damals noch nicht so genau. Sam war übrigens weniger ein Verschwender als ein unglücklicher Spekulant.«

»Dann entsinnst Du Dich vielleicht noch, Kenrick, daß Deine Rathschläge es waren, die mein Vermögen auf jenen unglücklichen Stand brachten,« fuhr Halliday vorwurfsvoll fort, daß –«

»Ich war nicht Kaufmann, lieber Schwager, ich selbst hatte falsch spekulirt.«

»Daß Du es schließlich wärest, der mich durch die übertriebensten Vorspiegelungen von den hiesigen Verhältnissen, die Du von Deiner ersten Reise hierher genau kennen mußtest, bewog, die Brigg zu befrachten und hierherzuschicken, daß mit ihr meine letzte Hoffnung zu Grunde ging.«

»Ich konnte den Winden nicht gebieten, die Dein Schiff in der Bucht San-Fernando auf den Strand setzten,« schaltete Saunders lächelnd ein und bestellte sich ein anderes Glas Genevre.

»Du bewogst mich, mit den Kindern diese unglückliche Reise anzutreten, die uns an den Rand des Elends gebracht hat,« fuhr Halliday, immer erregter werdend, fort.

»Genug,« sagte Saunders kurz, »ich habe Deine Narrheiten lange genug angehört.«

»Narrheiten nennst Du diesen Ausbruch der tiefsten Verzweiflung, Bösewicht?« rief Halliday, mit einer drohenden Geberde aufspringend.

Ohne Zweifel hätte der zwischen den beiden von Brantwein erhitzten Männern ausbrechende Streit jetzt einen sehr erregten Charakter angenommen, hätte ein anderes Ereigniß ihnen nicht Schweigen geboten und auch ihren gegenseitigen Groll unterdrückt.

Ein hoher Mann, der Saunders an körperlichen Kräften wenig nachzugehen schien, einfach bürgerlich, aber gut gekleidet, trat in diesem Augenblicke an ihn heran, klopfte ihm leise auf die Schulter und fragte vertraulich:

»Haben Sie heute Abend nicht das Eldorado in der Stadt besucht, Gentleman?«

Saunders war nicht ein Mann, den man so leicht aus der Fassung bringen konnte, denn seine bewegten Schicksale hatten ihn mit vielseitigen, oft recht gefährlichen Lagen des Lebens bekannt gemacht; dennoch machte die unerwartete Frage eines ihm ganz fremden Menschen, der sein böses Gewissen sofort eine besondere Bedeutung beilegte, und der eigenthümlich durchbohrende Blick, den jener auf ihn richtete, einen so bestürzenden Eindruck auf ihn, daß er fast stammelte:

»Was kümmert Sie das, Sir?«

»Ei mehr, als Sie denken mögen, Gentleman,« erwiderte der Andere kalt. »Wenn's Ihnen gefällig ist, folgen Sie mir wohl zum Alkalden, dem Sie auf meine Frage sicherlich Auskunft geben werden.«

Dabei zeigte der Mann dem blaß gewordenen Verbrecher ein kleines metallenes Schild, das er in der hohlen Hand hielt und das dieser sofort als ein Legitimationszeichen der Polizeibeamten erkannte.

Saunders überlief es siedend heiß; einen so schnellen Gang der Gerechtigkeitspflege hatte er hier nicht erwartet.

Wohl wissend, daß die Diener des Gesetzes unter den Minern und den übrigen eingewanderten Fremden nie

auf Beistand, oft aber wohl auf ernstliche Widersetzlichkeiten rechnen konnten, schweifte sein Auge blitzschnell umher, um in der Gaststube Bekannte aufzusuchen, die sich seiner annehmen könnten. Aber er machte eine wenig tröstliche Bemerkung; fast alle Gäste, die wahrscheinlich die Anwesenheit eines Polizeibeamten schon entdeckt hatten, waren schleunigst davongegangen, und nur wenig ganz Theilnahmlose zurückgeblieben, welche die Neugierde festhielt. Wenige Schritte hinter dem Beamten aber standen noch zwei andere Männer, die mit geheimem Triumph die Augen auf ihn richteten; der eine war unzweifelhaft ein Genosse des Beamten in Civilkleidung, der andere ein Spanier, der wahrscheinlich den Angeber gespielt hatte. Da war an kein Entrinnen zu denken.«

»Ich weiß zwar nicht, Sir, welchen Grund Sie haben, einen freien Briten, der ich bin, ohne Weiteres zu verhaften,« sagte er daher mit schnell wiedergewonnener Frechheit, »aber ich will mich einstweilen der Gewalt fügen.«

Der Beamte achtete gar nicht auf diese Worte; er hatte sich zu dem vor Schreck starren Halliday gewendet und erklärte ihm in kurzen, bestimmten Worten, er müsse mitgehen, da er in Saunders Gesellschaft angetroffen worden sei. Der New-Yorker war keines Wortes mächtig, sein Gesicht war erdfahl und seine Kniee schlotterten, als er sich gehorsam erhob.

Die Polizisten hatten Saunders nicht seine Waffen abgefordert, wohl weniger, weil sie es vergessen hatten, als

weil sie jede Veranlassung zu einer Widersetzlichkeit vermeiden wollten. Der Engländer mochte darauf eine letzte Hoffnung setzen, denn durch einen verstohlenen Blick vergewisserte er sich, daß er den Revolver schnell würde aus dem Gürtel reißen können. Seinen Schwager unter den Arm fassend, sagte er heiter: »Machen wir mit diesen Herren noch einen Spaziergang nach der Stadt!« und nun schritt er, von den beiden Beamten gefolgt, stolz aus dem Wirthshause. Aber seine Zuversicht mußte auf einmal einen merklichen Stoß erleiden, denn, kaum aus dem Schuppen getreten, sah er sich von fünf bis sechs Soldaten umringt und es wurde ihm ziemlich barsch geheißsen, seinen Revolver auszuliefern. Unter solchen Umständen war an einen Widerstand nicht zu denken und Saunders gehorchte mit Bestürzung, aber auch voll geheimen Ingrimms. Schnellen Schrittes ging der kleine Zug zwischen den jetzt schon ziemlich stillen Zelten auf dem Wege zur Stadt fort.

San-Francisco hatte zu jener Zeit eine kleine Garnison von Truppen der Vereinigten Staaten, die nur zur Unterstützung der Polizei dienen sollte; da in Amerika die Abneigung gegen ein militairisches Einschreiten zu entschieden ist und ein solches den Behörden zu leicht Unannehmlichkeiten bereiten kann, da der Militärgouverneur die geringe ihm zu Gebote stehende Macht den leicht erregbaren Volksmassen gegenüber auch nicht gern kompromittiren wollte, so kamen diese Soldaten nur äußerst selten zur Thätigkeit. Daher ließ sich leicht ermessen, daß die Behörden in diesem Falle überaus

große Anstrengungen zu machen entschlossen waren, um den Mörder Don Diego de Espeira's in ihre Gewalt zu bekommen und zur Strafe zu ziehen.

Saunders fühlte das recht gut und schritt jetzt sehr niedergeschlagen zwischen seinen Wächtern einher; sein Unglücksgefährte verlor, obgleich er eigentlich nichts zu fürchten hatte, mit jeder Minute mehr an Fassung und Ruhe. Beide wechselten kein Wort, obgleich sie den kurz zuvor stattgehabten Zank schon lange wieder vergessen hatten.

Der nach der Stadt hinabführende Weg war beinahe ganz menschenleer, denn Mitternacht war schon lange vorüber. Nur zuweilen stieß man auf einzelne Verspätete, die verwundert den Soldaten mit den blitzenden Bayonetten nachblickten, oder auf Betrunkene, die, quer über die Straße liegend, sanft schlummerten. Wo sollte da Hülfe für Kenrick Saunders herkommen, hatte er sich auch kurz zuvor noch des Schutzes seiner Freunde gerühmt?

Der Name »die Hunde«, den Saunders vorher diesen Freunden beigelegt hatte und den wir auch im Eldorado bereits vielstimmig rufen hörten, als daselbst die Verwirrung nach dem Pistolenschusse eintrat, hatte in San-Francisco weder etwas Auffälliges, noch gab es irgend Jemand, der seine Bedeutung nicht verstanden hätte. Schon zu Ende des Jahres 1848 hatten die ärgsten und wüstesten Abenteurer, die meistentheils sogar zu faul zur

Arbeit in den Minen waren, eine Verbrüderung geschlossen, die dem Namen nach den Anmaßungen der spanischen Einwanderer das Gleichgewicht halten sollte, in Wirklichkeit aber nichts anderes bezweckte, als sich gegenseitig bei allen den Excessen beizustehen, welche das Eigenthum und die Sicherheit aller übrigen Fremden gefährdeten, und vorzüglich den schwachen Stadtbehörden Widerstand zu leisten. Diese Menschen, die sich selbst den merkwürdigen Namen Hounds oder Hunde gegeben hatten und deren Zahl bald auf einige Hunderte anwuchs, organisirten sich sogar unter selbstgewählten Anführern bald förmlich militairisch und setzten durch ihre Eingriffe in den letzten Rest von Ordnung, der noch in San-Francisco und der Umgegend herrschte, Alles in Angst und Schrecken. An ihrer Spitze stand mit dem Titel eines Hauptmanns ein gewisser Samuel Roberts, ein ruinirter Wüstling aus den Vereinigten Staaten.

Die Patrouille mit ihren Gefangenen hatte bereits die am Strande hinlaufende Montgomery-Street erreicht, welche man nothwendig passiren mußte, um zu dem als Gefängniß- und Gerichtslokal dienenden Gebäude zu gelangen. Obgleich diese Straße schon eine alte, ziemlich regelmäßig mit Häusern bebaute war, fehlte es ihr doch an jeder Beleuchtung und ihrer Unebenheiten wegen war sie in der Finsterniß kaum zu passiren. Dadurch war der kleine Zug, dessen einzelnes Mitglieder unter lauten Flüchen bald über dieses, bald über jenes Hinderniß stolperten, ein wenig auseinander gekommen.

Plötzlich stürzten an einer Stelle, wo in die Montgomery Street eine kleine Seitengasse mündete, wohl zwanzig bis dreißig Kerle von verschiedenen Seiten her aus dem Schatten hervor und warfen sich unter einem rasenden Geschrei, von dem man kein Wort verstehen konnte, auf den Gefangenen-Transport. Ihre Gesichter, selbst ihre Kleidung genau in das Auge zu fassen, war bei der tiefen Dunkelheit eine reine Unmöglichkeit, nur so viel ließ sich bemerken, daß sie mächtige Knüttel, selbst blanke Waffen führten; sogar ein paar einzelne Pistolenschüsse fielen. Der Angriff geschah so überraschend, daß die Soldaten und Polizisten einen Augenblick ganz versteinert stehen blieben, ehe sie nur den Zweck ihrer Angreifer erriethen und an Widerstand dachten.

»Die Hunde!« jubelte Saunders laut auf und ergriff von Neuem Halliday's Arm, der vor Schreck bald in die Kniee gesunken wäre.

Aber schon hatte einer der Polizeibeamten, der mit solchen Szenen am vertrautesten sein mochte und demzufolge die meiste Geistesgegenwart besaß, Saunders mit kräftiger Faust an die Kehle gepackt und rief den Soldaten zu, sich um ihn zu schaaren und von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Vergeblich rang der Engländer gegen die seinen Hals fest pressende eiserne Faust.

Da wollte es der Zufall, daß einer der noch ganz betäubten Soldaten, der des Polizeibeamten Ruf wohl vernommen hatte, in der Dunkelheit diesen selbst mit einem ihrer Gegner verwechselte und mit dem Gewehrkolben

einen wüthenden Schlag gegen ihn führte. Der Getroffene stieß ein dumpfes Stöhnen aus, seine Finger ließen Saunders los und er stürzte auf den feuchten Boden nieder.

Der Engländer verstand den günstigen Augenblick zu benutzen; wenigstens hatte er noch Edelmuth genug, den halbtodten Halliday nicht im Stiche zu lassen, und riß diesen unaufhaltsam mit sich in die kleine Nebengasse fort.

»Die braven Burschen werden schon allein mit ihnen fertig werden,« meinte er lachend, und darin hatte er allerdings ganz recht, denn die Soldaten, die weder geladene Gewehre hatten, noch sich getrauten, ernstlichen Gebrauch von den Bayonetten zu machen, wichen bald der Uebermacht und suchten einzeln das Weite. Dadurch wurde auch jedem weiteren Unglücke vorgebeugt, einige blutige Köpfe abgerechnet, und zwei oder drei Minuten später war der Platz leer; auch die Hunde waren spurlos verschwunden.

Inzwischen liefen Saunders und sein Schwager, welchem letzteren die Angst jetzt neue Kräfte gab, so schnell, als sie vermochten, die kleine Straße hinab und hatten bald das freie Feld erreicht, auf dem sie athemlos stehen blieben, da sie sich nicht verfolgt sahen.

»Adieu, San-Francisco!« meinte Saunders lakonisch, während er ein ziemlich gezwungen klingendes Lachen ausstieß.

»Barmherziger Gott, wohin wenden wir uns jetzt?« flehte Halliday in wahrer Herzensangst.

»Ich meine, wir kommen auf unseren alten Plan zurück,« erwiderte der Engländer ruhig; »das heißt, wir müssen uns auf den Weg nach Sacramento machen. Vorher aber muß ich unter allen Umständen Sam aufsuchen und sprechen; also frisch hinauf nach dem Lager!«

Aller Einwendungen des angstvollen Halliday ungeachtet schritten die Beiden wieder auf demselben Wege die Höhen hinan, auf dem man sie vorher herabtransportirt hatte. Saunders versicherte, sowohl Polizeibeamten wie Soldaten würden sich nach der eben gemachten Erfahrung in dieser Nacht gewiß nicht noch einmal in das Lager wagen.

Unterwegs setzte er seinem Schwager noch einmal auseinander, wie es nun unumgänglich nöthig sei, daß sie in Gemeinschaft San-Francisco verließen, wenn sie nicht gehängt sein wollten, und wie er seinerseits ganz entschieden nicht gesonnen wäre, Eliza und den kranken Knaben mit sich zu nehmen, da diese ihre schnelle Flucht nur hindern würden. Letzteres mußte nun wohl auch Halliday begreifen und er, wie wir schon genügend gesehen haben, ein Mensch ohne alle Grundsätze und Charakterstärke, der sich in seiner Angst an dem Morde Don Espeira's jetzt fast ebenso schuldig hielt, wie seinen Schwager, der andererseits der Versuchung auch nicht widerstehen konnte, an das langersehnte Ziel, die Goldregion, zu kommen, ging endlich, wenn auch seufzend, auf alle Vorschläge Saunders ein. Danach sollten Eliza und der Knabe zurückbleiben, jedoch sollte Halliday ihnen Geld, das ihm sein Schwager gab, und eine kurze

schriftliche Benachrichtigung, daß er bald zurückkehren werde, hinterlassen; von den Wünschen des Engländers in Bezug auf Sam und Eliza war nicht mehr die Rede.

Beide begaben sich nun in eine andere elende Schenke, die sie noch geöffnet fanden, und während Halliday einige Worte an seine Tochter auf einen Zettel schrieb, in denen er sie über seine nothgedrungene Entfernung zu beruhigen suchte und sie anwies, unter allen Umständen seiner in San-Francisco zu warten, eilte Saunders, wie er sagte, zu seinem Freunde Sam. Der gewissenlose Halliday versäumte nicht, noch ein paar Gläser Brandy hinunter zu stürzen, um sein klopfendes Herz möglichst zu beruhigen, und als ihm dieses gelungen war, so gut es gehen wollte, machte er sich auf den Weg nach seinem Zelte.

Wie er es berechnet hatte, war die kleine Oellampe schon längst erloschen und beide Kinder schliefen fest. Watch knurrte nur leise, denn er erkannte bald seinen Herrn. Auf den Zehenspitzen schlich sich Halliday in das Zelt, legte den Brief und das Geld, das für die Bedürfnisse der Kinder wohl auf eine Woche ausreichen konnte, auf den Tisch und nahm dann die Büchse, sowie das Handwerkszeug geräuschlos an sich. Einen Augenblick stand er noch unschlüssig mitten in dem Zelte, dann schlich er so vorsichtig, wie er gekommen war, wieder hinaus.

In der Schenke vereinigte er sich wieder mit Saunders und unverzüglich machten sich Beide auf den Weg.

3.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, hatten die Bewohner von San-Francisco ein Schauspiel, an das sie erst seit Kurzem gewöhnt worden und das eher eine ängstliche als eine freudige Aufregung hervorzurufen im Stande war, sah es auch einer Art von Festlichkeit ähnlich. Wer daher noch irgend einen Anspruch auf den Namen eines friedlichen und ruhigen Bürgers machte, der zog sich von der Straße in sein verschlossenes Haus zurück und beobachtete höchstens verstohlen, während der Pöbel, dessen es hier eine solche Unmasse gab, mit seinem wilden Geschrei und Beifallsrufen die Straßen erfüllte.

Auf dem Wege, der von Contra Costa her in die Stadt führt, vernahm man nämlich gegen die Mittagszeit das Wirbeln von Trommeln und erblickte auch bald einen dichten Menschenknäuel, der sich von der Anhöhe herabwälzte. Es waren, wie schnell von Mund zu Mund ging, die von einem Meeting, das sie in den Morgenstunden im Freien abgehalten hatten, in die Stadt zurückkehrenden Hunde, begleitet von lärmenden Neugierigen, die der ungewohnte Anblick eines beinahe militairischen Auszuges reizte, und faulen Gaffern.

Inmitten dieser wilden Schaar erblickte man zuerst eine kleine Abtheilung der Trommelschläger, die ihre Kalbfelle wüthend bearbeiteten, um die Pausen zwischen den militairischen Märschen auszufüllen, welche die folgende

ziemlich zahlreiche Musikbande aufführte. Hierauf folgten einige Männer, die Befehlshaber, hoch zu Roß, endlich die ganze Armee der Hunde, die gegen vierhundert Köpfe zählte; sie marschirten, militairisch in Sektionen geordnet, im Taktschritt und bildeten ein ganz stattliches Corps. Ohne Ausnahme waren es junge, kräftige Leute mit sonnenverbrannten Gesichtern und starken Bärten, stolz und trotzig vor sich hinschauend, Alle Engländer, Amerikaner und wenige Deutsche. Ihre Hüte und Mützen hatten sie mit grünem Laube geschmückt und als Bewaffnung trug Jeder einen schweren Knüttel, einen Revolver oder auch wohl eine kurze Büchse; im Uebrigen war Jeder nach eigenem Geschmack, zuweilen recht abenteuerlich gekleidet.

Diese Art von Truppe hatte sogar einen wirklich militairischen Kern, nämlich einen kleinen Theil des in New-York formirten und durch die Regierung der Vereinigten Staaten nach San-Francisco gesandten Regiments Freiwilliger; man hatte mit diesem Regimente eine geordnete Ansiedelung in der Goldregion beabsichtigt, später diese Idee aber wieder aufgegeben und das Corps aufgelöst; viele ihm Angehörige schlossen sich nun den Hunden als ein sehr willkommener Zuwachs ihrer Macht an.

Die an der Spitze der Abtheilung reitenden Offiziere – wenn wir sie so nennen dürfen, denn sie verdankten ihre Wahl nur ihren vortrefflichen Anlagen zu Plünderung und Excessen jeder Art – unterschieden sich nur durch die Säbel, die sie an der Seite führten. Unter ihnen ragte

durch seine persönliche Erscheinung der erste Befehlshaber der Hunde, der sogenannte Capitain Samuel Roberts, von dem wir schon öfter gehört haben, hervor.

Es war ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, von einer Figur, die unzweifelhaft durch ihre Kraft und Größe imponirt haben würde, hätte das durchaus abstoßende Gesicht nicht wieder diesen Eindruck geschwächt. Vielleicht war es einmal schön gewesen, denn alle seine Theile waren regelmäßig gebildet, aber jeder angenehme Zug war jetzt durch die Spuren wüster Leidenschaften vermischt worden, und die fahle Hautfarbe, auf der sich rothe Flecke, sichtliche Folgen von Ausschweifungen, scharf abzeichneten, die unstäten, tückisch blickenden grauen Augen, die fest auf einander gekniffenen Lippen gaben ihm einen Ausdruck von tiefer moralischer Verworfenheit und Mangel jeden besseren Gefühls. Das war also der Mann, dem sein Freund Saunders die unschuldige, zarte Eliza zugebracht hatte.

Samuel Roberts schien sich übrigens in seiner Würde als Befehlshaber eines so stattlichen Corps, wie das ihm folgende, und in dem Bewußtsein seiner Macht den Einwohnern von San-Francisco gegenüber zu fühlen, denn er saß mit vielem Anstande zu Pferde und warf seine Augen so drohend und stolz umher, als zöge er als siegreicher Feldherr in die Stadt ein. Aehnliches schien auch der Pöbel zu denken, denn er jubelte ihm laut zu und drängte sich grüßend um sein Pferd; nur die Spanier wichen scheu oder mit verächtlich stolzen Blicken zur Seite.

Der Zug ging einem nahe dem Stadthause gelegenen Wirthshause, Tammany-Hall, zu. Hier hatte Samuel Roberts sein Hauptquartier, obgleich er eigentlich in dem Lager außerhalb der Stadt wohnte, und hier fanden auch gewöhnlich die Versammlungen der Hunde statt. Das Gasthaus wurde deshalb auch ausschließlich von ihnen besucht und von jedem Anderen gemieden.

Mit heiserer Kommandostimme ließ der Capitain seine Pelotons vor dem Hause einschwenken und halten, und nachdem er in einer schlecht stylisirten Rede ihnen seinen Dank dafür gesagt hatte, daß sie sich so zahlreich eingefunden hätten, wobei ihn vielstimmiges Vivatrufen und Lachen oft unterbrach, entließ er die ganze Schaar mit der Aufforderung, auf das nächste Trommelsignal sich schnell wieder an diesem Orte zu versammeln. Mit wüstem Lärmen stürzte das ganze Corps nun in die Taverne, deren Gaststuben bald über und über gefüllt waren, und selbst die Offiziere verschmähten es nicht, sich jetzt unter ihre Leute zu mischen und mit ihnen den Brandy- und Genevregläsern tüchtig zuzusprechen.

Samuel Roberts hatte vertraulich den Arm eines seiner Unterbefehlshaber genommen und schritt mit ihm die Treppe hinauf und in das kleine Zimmerchen, das stets für ihn reservirt blieb. Der dienstwillige Wirth hatte auch hierher schnell eine dampfende Bowle starken Getränkes geschafft.

»William Tozer,« begann der Chef, während er die Gläser vollschenkte, »so wäre denn unser Meeting ohne alle Streitigkeiten glücklich abgelaufen und der Vorschlag,

den ich einbrachte, mit Stimmeneinheit durchgegangen. Laßt uns nun dem Andenken der braven Verbrüderung der Hounds, deren Namen mit diesem Tage ein Ende genommen hat, dieses Glas weihen.«

»Und möge der neue Name, den sie sich selbst an diesem Tage gegeben hat, der edlen Verbrüderung dieselbe Ehre und dasselbe Glück bringen, deren sie sich bisher zu erfreuen hatte!« rief der noch jugendliche William Tozer und setzte sein Glas an die Lippen.

»Halt, William!« rief der Chef sehr interessirt. »Dieser Toast kommt erst auf das zweite Glas.«

Die Männer lachten und leerten die Gläser; sie schienen die Toaste überhaupt nur von der scherzhaften Seite aufzufassen.

»Und nun: Hoch die Regulatoren! Glück und Segen mit ihrer künftigen Thätigkeit!« rief Roberts, als die Gläser zum zweiten Male gefüllt waren.

Aus den ein Stockwerk tiefer gelegenen Gaststuben töteten ähnliche Rufe zu ihnen empor.

Der heute von den Hunden abgehaltene Meeting und der in Bezug auf Veränderung ihres Namens gefaßte Beschluß war nicht ohne Wichtigkeit, wie es auf den ersten Blick scheinen mochte; und Roberts hatte wohl seine guten Gründe zur Einbringung eines solchen Antrags gehabt. Was man bisher noch nicht gewagt hatte, sprach man jetzt offen in dem selbstangenommenen Namen »Regulatoren« oder »Hersteller, Wächter der öffentlichen Ordnung« aus; daß sich die Hunde dieser Aufgabe gewachsen glaubten, ihren Entschluß offen ankündigten,

sie zu übernehmen, hieß mit anderen Worten: es existirt keine obrigkeitliche Gewalt mehr in San-Francisco, das Gesetz reicht nicht zu, die Ordnung zu erhalten, sondern von jetzt an wird dies die Macht unserer Verbrüderung, das heißt die Waffengewalt thun.

Wie wir sehen werden, ließen die schwachen Behörden sich diesen Eingriff in ihre Rechte gefallen, nicht etwa, weil sie das Verfahren der Hunde nicht der Beachtung werth hielten, sondern weil sie fühlten, ihre Kräfte reichten nicht zum Widerstande gegen solche Anmaßung zu.

Nachdem Roberts und sein Lieutenant noch eine Weile über ihre zunehmende Macht frohlockt und der Regierungsbehörden gespottet hatten, lenkte der Erstere das Gespräch auf ein anderes Thema, dessen Behandlung ihm schon eine Weile am Herzen gelegen zu haben schien.

»Ihr habt doch schon von dem fatalen Handel Kenrick Saunders gehört?« fragte er den Anderen.

Dieser bejahte es und sein Chef theilte ihm Saunders Flucht nach den Minen mit, sowie, daß er selbst eine regelmäßige briefliche Verbindung mit ihm zu unterhalten und ihn zurückzurufen gedenke, sobald die Behörden ihre Ohnmacht den Regulatoren gegenüber offen eingestanden haben würden. Dann fuhr er fort:

»Saunders ist nicht allein fortgegangen; er hat einen erbärmlichen alten Trunkenbold, einen gewissen Mr. Haliday, seinen Schwager, mit sich genommen, nicht etwa, weil er sich durch diese Gesellschaft besonderer Vortheile

versichern wollte, sondern weil es galt, mir einen Dienst zu erzeigen, der ich sein langjähriger Freund bin. Und Ihr seid auch mein Freund, William Tozer, nicht wahr?

Der Lieutenant beeilte sich, seine Ergebenheit mit einigen Kernflüchen zu versichern. Obgleich bedeutend jünger als sein Chef und von angenehmeren Aeußern, verrieth er doch durch sein ganzes Geberden, daß er auf dem Wege des Lasters nicht weit hinter jenem zurückgeblieben sei.

»Nun wohl, Tozer, dann erwarte ich auch von Euch einen Dienst, obenein einen leichten,« meinte der Capitain.

»Vielleicht einem Spanier das Lebenslicht ausblasen?« fragte Tozer lächelnd und lockerte den Revolver in seinem Gürtel.

»Laßt die Waffe stecken; es handelt sich nur um eine List und obenein nur einem Weibe gegenüber,« erwiderte Roberts. »Damit Ihr mich aber versteht, will ich Euch mein ganzes Vertrauen schenken.«

»Ah, das wird interessant, eine Liebesgeschichte,« lachte Tozer und goß ein neues Glas Grog hinunter, worauf er sich zum aufmerksamen Zuhören anschickte.

»Ihr kennt so ziemlich meine früheren Verhältnisse, Tozer, doch will ich sie noch einmal kurz berühren,« begann der Chef. »Ich werde mich kurz fassen, damit Ihr die Geduld nicht verliert, indessen bedient Euch selbst. Mein Vater war Advokat in New-Orleans und erwarb sich als solcher ein hübsches Vermögen; obenein heirathete er noch reich, machte ein paar glückliche Spekulationen,

und so kam es denn, daß er mir bei seinem Tode – ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt und hatte hohe Schulen besucht, sollte ihm im Amte folgen – so etwa sechsmalhunderttausend Dollars hinterließ.«

Der Lieutenant stieß einen Ruf bewundernden Staunens aus.

»Nur ruhig, Tozer, Ihr wißt, von dem Gelde ist mir Nichts mehr geblieben,« fuhr Roberts fort. »Die Zahl hat einen guten Klang, aber elf Jahre sind lang und das Geld giebt sich aus, wenn man einigermaßen anständig leben will. Und das habe ich redlich durchgeführt, bis mein Vermögen bis auf etwa hunderttausend Dollars Schulden zusammengeschnitten war; ich habe Europa ein paarmal gesehen, war in Brasilien, hatte viele Freunde und viele Geliebten, nun kurz, so um das Jahr 1847 war ich gründlich ruinirt. Ein Jahr zuvor hatte ich Kenrick Saunders kennen gelernt, ein braver Bursche, aber etwas leichtsinnig wie ich; er hat mir getreulich geholfen, meine Schulden bis auf jenen Punkt zu bringen, aber als es mit mir zu Ende ging, verließ er mich nicht, wie alle meine übrigen Freunde, deren Zahl Legion war.

Ich war des Lebens satt, auf dem Punkte, eine Narrheit zu begehen. Ich überlegte eben noch, ob man besser thäte, sich die Pistole in den Mund oder auf das Herz zu setzen, der Abschiedsbrief an Saunders lag vor mir auf dem Tische, da trat er selbst in mein Zimmer. Sam, sagte er, denn er hatte meine Anstalten zu der großen Reise mit einem Blick bemerkt. Du bist ein Narr. Damit zerriß

er den Brief, schoß die Pistole, ehe ich es hindern konnte, durch das Fenster ab, so daß die Leute auf der Straße verwundert zusammenliefen, und als ich wild auf ihn losfuhr, klingelte er meinem Diener und bestellte zwei Flaschen Champagner. Nun, er nahm mich also ins Gebet und endlich sah ich meine Thorheit ein; die Hauptsache dazu that wohl aber eine neue Aussicht, die er mir eröffnete.

Kenrick hatte nämlich einen Schwager in New-York, einen Mr. Halliday; der Name war mir bereits bekannt, denn das Geschäft war von Bedeutung. Der Alte galt allgemein für einen sehr reichen Mann und Saunders glaubte das auch. Er hatte in jenem Hause beinahe ein Jahr zugebracht, als er aus England fliehen mußte, ich glaube, er hatte dort ein Duell gehabt und seinen Gegner nicht ganz rechtmäßig erschossen. Nun gleichviel, Mr. Halliday sollte eine sehr hübsche Tochter haben, wir rechneten auf eine hohe Mitgift, und ich entschloß mich auf Kenrick's Rath, mich um das Mädchen zu bewerben. Nun stand uns zwar ein junger Laffe im Wege, ein Deutscher, mit dem Eliza sich eingelassen hatte, aber was kümmerte das uns Männer, die den festen Willen hatten, sich von dem Untergange zu retten? Saunders machte die Einleitung, indem er dem leichtgläubigen und ihm sehr zugethanen Halliday, dessen Frau schon vor Jahren gestorben war vorschwindelte, ich sei noch im Besitze meines ganzen väterlichen Erbes, und der Alte ging darauf ein; der Deutsche wurde unschädlich gemacht. Bald darauf reisten wir Beide von New-Orleans nach New-York und verdrehten

dem Alten den Kopf ganz, was nicht schwer war, denn er hoffte an mir einen eben so guten Fang zu machen, wie ich an der Mitgift seiner Tochter. Wir täuschten uns Beide, aber wir betrogen uns gegenseitig mit solcher Geschicklichkeit, daß keiner es merkte; wie ich später erfuhr, stand die Firma Halliday auch nur noch ein paar Schritte vom Bankerott.

Dennoch kam ich nicht zu meinem Ziele, denn, offen gesagt, Tozer, das Mädchen wollte mich um keinen Preis haben, da ihr Herz noch zu fest an dem verschollenen Deutschen hing. Es war dies vielleicht ein Glück für mich, denn durch die Heirath hätte ich mich doch nur gefesselt, ohne meinen Zweck zu erreichen; aber ich muß gestehen, daß ich ganz Feuer und Flamme geworden war, denn das Mädchen war reizend und der Widerstand machte sie mir nur noch kostbarer, war ich mit meinem Vermögen bisher doch selten auf einen solchen bei dem weiblichen Geschlechte gestoßen.

Kurz, aus der Heirath wurde einstweilen noch nichts, Saunders blieb bei seinem Schwager zurück, um im Stillen für mich zu wirken, und ich ging nach New-Orleans heim, von da aus später hierher, wo ich in den Minen einiges Glück hatte und endlich zu der Ehre gelangt bin, an Eure Spitze berufen zu werden.

Und nun, William Tozer, ist das Mädchen hier, ihr Vater in dieser Nacht mit Saunders nach den Minen gegangen, sie allein, d. h. mit einem Bengel von vierzehn Jahren, der obenein krank liegt, ihrem Bruder, oben im Lager,

wahrscheinlich in Verzweiflung, daß der T- ihren Vater geholt hat. Was sagt Ihr dazu?«

Der Lieutenant war eigentlich nicht mehr im Stande, viel zu sagen, denn während der Erzählung seines Chefs hatte er der Bowle gar zu wacker zugesprochen; daher stieß er nur einen Ton aus, dessen Bedeutung sich schwer erklären ließ.

»Ich sagte Euch, Tozer, fuhr Roberts mit funkelnden Augen fort, »daß ich einmal nahe daran war, dieses Mädchen ernstlich zu lieben, Ihr werdet also begreifen, daß mir auch jetzt noch viel daran liegen kann, in ihren Besitz zu gelangen, und ich meine, daß es gar keine bessere Gelegenheit geben kann, als ihre jetzige hülflose Lage, mich ihrer zu versichern.«

»Ihr wollt heirathen, Capitain?« stammelte Tozer mit glanzlosen Augen.

»Heirathen?« lachte Roberts verächtlich. »Eure Sinne müssen sich schon sehr umnebelt haben, Lieutenant. Wer wird in San-Francisco an das Heirathen denken? und obenein hat das Mädchen keinen Heller im Vermögen.«

»Nun, was wollt Ihr denn?«

»Zunächst sie in dieses Haus schaffen lassen, wo mir unser dienstwilliger Wirth, Mr. Bayne, wohl einen Versteck für sie anweisen wird, in den kein unberufener Blick zu dringen vermag,« erwiderte Roberts mit einem häßlichen Ausdrucke seines Gesichts. »Dann ist sie mein.«

»Und später?«

»Das weiß ich selbst noch nicht, das wird sich finden.«

»Ihr wollt sie hier also förmlich gefangen halten, Captain?«

»Freilich. Habt Ihr endlich begriffen, Mr. Tozer?«

Der Lieutenant nickte mit dem Kopfe.

»Euch eben wollte ich bitten, mir das Mädchen hierher zu schaffen,« fuhr sein Chef fort.

»O, nichts leichter, als das!« rief Tozer mit einem Versuche, von seinem Sitze aufzuspringen. Ich will ein paar entschlossene Burschen mit mir nehmen und sogleich nach dem Lager hinaufgehen.«

»Nein, nein, Tozer, ich danke Euch für Eure Bereitwilligkeit, aber ich wünsche, daß alles Aufsehen vermieden würde und daß die Sache zwischen uns allein bliebe,« meinte Roberts. »Ihr werdet dasselbe heute Abend, wenn Ihr nüchterner geworden seid, mit weniger Lärm ausrichten können. Ihr müßt allein in das Lager hinauf, ich will Euch das Zelt nachher genau beschreiben, und dem Mädchen möglichst ehrbar vorreden, ihr Vater sei hier in Tammany-Hall unter unserem Schutz und verlange sie zu sprechen, oder dergleichen. In ihrer Angst wird sie sich Euch anvertrauen; und Ihr könnt sie in der Dunkelheit ohne jeden Widerstand, von Niemandem bemerkt, hierher führen. Einstweilen legt Euch nieder, Tozer, und schlaft Euren Rausch aus; ich will indessen mit Mr. Bayne wegen eines passenden und sichern Unterkommens für die junge Dame unterhandeln.«

Der würdige Freund Kenrick Saunders, mit dem er diesen Plan bereits in der vergangenen Nacht verabredet hatte, war seinem Lieutenant behülflich, seinen Platz auf

dem Sopha zu finden, auf dem dieser bald laut schnarchend schlief, dann ließ er sich den Wirth des Hauses rufen, der ihm, dem mächtigen Manne, ganz ergeben war.

Mr. Bayne war so gut ein Abenteurer, wie die meisten Gastwirthe, die größere Etablissements oder kleine Schänken zu San-Francisco hielten; von seinem vergangenen Leben wissen wir Nichts, aber jedenfalls hatte er gelernt, sich zu Allem gebrauchen zu lassen, was ihm gut bezahlt wurde. Da Samuel Roberts gut zu bezahlen pflegte und hier überdies noch seine mächtige Stellung zu berücksichtigen war, fand sich Mr. Bayne auch sogleich bereit, allen seinen Wünschen zu entsprechen und führte ihn nach einem ganz abgelegenen Zimmerchen seines Hauses, das sich für des Capitains Zwecke vortrefflich gebrauchen ließ. Der dicke Wirth war zwar etwas verwundert, daß er hier eine Gefangene auf unbestimmte Zeit beherbergen sollte, aber halb und halb errieth er den Regulatoren-Chef, was er durch ein schlaues Lächeln andeutete.

In der besten Laune mischte sich jetzt Roberts unter seine Leute die ihn mit Jubel empfangen und ihn vertraulicher behandelten, als es ihm wohl selbst zusagen mochte, und als ihm die Zeit zur Ausführung seines Planes auf Eliza gekommen zu sein schien, begab er sich wieder zu seinem Lieutenant, den er nur mit Mühe auf die Beine bringen konnte.

Eine halbe Stunde später wanderte William Tozer, der eine ganz ehrbare Miene angenommen hatte, nach dem Lager hinauf.

Es dürfte jetzt an der Zeit sein, uns wieder zu den Personen zu wenden, die im Anfange unserer Erzählung auftraten, nämlich zu der schönen Mexikanerin und ihrem Cavalier.

Daß Don Diego de Espeira einen tödtlichen Schuß erhalten hatte, war so leicht ersichtlich, daß es kaum eines ärztlichen Gutachtens darüber bedurft hätte, indessen wurde doch ein solches abgegeben, da ein Arzt gerade in der Nähe war; dann schaffte man den Todten nach seinem Hause. Auch eine zweite Sänfte wurde erforderlich, um die immer noch von Ohnmacht befangene Donna Theresa ebendahin zu bringen, wobei Richard nicht von ihrer Seite wich.

Was diese unglückselige Begebenheit eigentlich veranlaßt hatte, darüber konnte man um so weniger in's Klare kommen, als, wie schon gesagt, aus Abneigung gegen eine polizeiliche Untersuchung alle Spielgäste sich schnell entfernt hatten und nur ein Spanier zurückgeblieben war, der freiwillig nach bestem Wissen Auskunft gab. Er hatte nicht vernommen, welche wenigen Worte der alte Don und sein Mörder vor der That wechselten, wahrscheinlich hatte es sich nur um Unbedeutendes gehandelt und Don Espeira sich zu unüberlegten Worten hinreißen lassen; wohl hatte jener Spanier gesehen, wer den Revolver abgefeuert hatte, deshalb erbot er sich, den Polizeibeamten bei Aufsuchung des Mörders behülflich zu sein.

Ausnahmsweise legten die Behörden dieses Mal einige Energie an den Tag, da die an einem der reichsten Bürger

der Stadt verübte That ihnen doch zu bedenklich erschienen; das Glück begünstigte überdies die Polizisten und den sie begleitenden Spanier und führte Saunders schnelle Verhaftung herbei, der er sich so bald wieder mit Hülfe der Hunde entzog. Wahrscheinlich waren seine Retter schnell durch einen der Ihrigen, der sich zufällig in jener Schänke, in der die Verhaftung erfolgte, befand, benachrichtigt worden, und die Hunde ließen einander nie im Stich.

Richard nahm den aufrichtigsten Antheil an der unglücklichen Tochter, die durch das bestürzende Ereigniß bei ihrem maßlos heftigen Temperamente anfangs der Verzweiflung nahe gebracht wurde. Nachdem sie, zu Hause angekommen, das Bewußtsein wieder erlangt hatte, gab sie sich den wildesten Ausbrüchen des Schmerzes hin und schwur mit den heiligsten Eiden, an dem Mörder, sobald er ihr bekannt würde, die blutigste Rache zu nehmen; dem jungen Mann graute es fast vor den furchtbar flammenden Blicken, mit denen sie die gräßlichsten Verwünschungen ausstieß. Dann wieder warf sie sich, vor innerer Aufregung zitternd und in bittere Thränen zerfließend, an Richards Brust, ohne bedenken zu können, wie dies gegen die Sitte verstoße und wie er diese heftigen Gefühlsäußerungen beurtheilen möge; bei ihm allein schien sie Trost und Schutz suchen zu wollen. Obgleich ein solches Wesen ihn in eine gewisse Verlegenheit versetzen mußte, war der Jüngling doch viel zu gutherzig, um es sich nicht durch den leidenschaftlichen, allen Kindern des Südens eigenen Charakter zu erklären; indessen

suchte er sich doch so bald als möglich zurückzuziehen, um einer Vertraulichkeit zu entgehen, aus der sich manche ihm nicht angenehme Konsequenzen ziehen lassen konnten.

Theresa hatte ihren Vater nie sehr geliebt, sie hatte ihn nicht einmal achten können; an der Ueberwallung ihres Gefühls hatten daher mehr die Ueberraschung und vor Allem die nationale Rachsucht Theil, als wirklich tiefer Schmerz. So kam es denn, daß das Mädchen schon am folgenden Morgen um Vieles gefaßter erschien und daß sie in höflicher Form Richard bitten ließ, er möge sich nach einem der Wohnzimmer begeben, um mit ihr über die zunächst zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Darin lag durchaus nichts Auffälliges, denn außer der Dienerschaft war er der einzige Mann im Hause und daher vorläufig der natürliche Beschützer der verwaisten Dame; dennoch konnte er sich eines leichten Mißbehagens nicht erwehren, als ihm diese Aufforderung wurde. Er hatte aus dem Benehmen Theresa's gegen ihn sowohl in dem Eldorado, als an der Leiche ihres Vaters mehr zu lesen geglaubt, als ihm lieb war, und Richard war viel zu wenig eitel, um sich so leicht selbst zu täuschen.

Er fand Theresa allein in jenem Zimmer; sie war ganz schwarz gekleidet, trug durchaus keinen Schmuck und ein langer Schleier von kostbaren Spitzen wallte von ihrem Haupte herab. Obgleich das Gesicht blaß und die Augen vom Weinen geröthet waren, hob die Einfachheit des dunkeln Costüms ihre natürlichen Reize nur umso deutlicher hervor. Im Ganzen zeigte sie sich gefaßter, als

der junge Mann es erwartet hatte. Seinen ehrerbietigen Handkuß nahm sie mit gemessenem Ernst auf und lud ihn dann ein, neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen.

»Ich bin sehr leichtsinnig gewesen, ich bin oft über die Schranken hinausgetreten, welche eine höhere Bestimmung und die Sitte der Welt meinem Geschlecht gesetzt hat,« begann sie in feierlich ernstem Tone, »aber der Himmel hat meinen Uebermuth furchtbar gestraft, indem er mich zur Mitschuldigen an dem Tode meines geliebten Vaters machte, denn ich war es, deren Muthwille ihn am gestrigen Abend zu dem Besuche des Eldorado verleitete. Glauben Sie mir, Richard, diese Nacht hat eine vollständige und dauernde Umwandlung meiner ganzen Denkungsweise hervorgebracht, und Sie werden nie wieder Veranlassung finden, mir die gerechten Vorwürfe zu wiederholen, die Sie im Begriff waren, auszusprechen, als jene entsetzliche Unterbrechung erfolgte.«

Der junge Mann wollte etwas erwidern, aber sie unterbrach ihn lebhaft:

»Sie hatten recht, Richard, und ich sehe heute wie es bereits gestern geschah, in Ihrer Absicht nur die edle Theilnahme, welche eine innige Freundschaft diktirt. Ich will anders werden. Lassen Sie es sich an diesem Bekenntnisse, das aus vollem Herzen kommt, genügen; bleiben Sie mein einziger Freund, Richard, und verlassen Sie mich nicht, die ich, eine Waise, fern von meiner Heimath, jetzt so nöthig des Schutzes bedarf.«

Sie reichte ihm mit thränenverhüllten Augen wieder ihre Hand, die er an seine Lippen zog.

»Sie haben ganz über mich zu verfügen, Donna Theresa,« antwortete er gerührt; so weit es meine Kräfte erlauben, will ich Ihnen in dieser schweren Zeit zur Seite stehen und mich mit Freuden und Eifer der Ordnung Ihrer Angelegenheiten unterziehen. Haben Sie die Absicht, in San-Francisco zu bleiben, Donna Theresa?«

»Einstweilen noch; später werden die traurigen Erinnerungen mich von diesem Orte scheuchen.«

»Und dann werden Sie nach Ihrer Heimath, nach Acapulco, zurückkehren?«

Die Dame seufzte, während sie einen mehr fragenden als trüben Blick auf ihn richtete.

»Ich glaube kaum,« versetzte sie, »ich habe dort keine Angehörigen, nichts, was mich an die Heimath fesselte. Mein Wunsch ist schon lange gewesen, Europa kennen zu lernen.«

Der junge Mann hatte Mühe, eine nicht ganz freudige Ueberraschung zu verbergen. Um die Unterhaltung auf einen andern Punkt zu führen, erinnerte er Theresa daran, daß es nöthig sei, schleunigst Anstalten für das Begräbniß des alten Don zu treffen und seine Papiere und Geschäfte zu reguliren. Die Dame mußte diese Nothwendigkeit anerkennen, und bald waren Beide in eifriger Arbeit begriffen.

Hierbei erst gewann der junge Deutsche einen genaueren Einblick in die Verhältnisse des verstorbenen Spaniers, dessen einzige natürliche Erbin nun Theresa geworden war. Das Vermögen, das außer einem Hause in

San-Francisco und nicht unbedeutenden liegenden Gründen in Mexiko fast nur in baarem Gelde bestand, erreichte eine Höhe, die Richard in Erstaunen setzte, und selbst Theresa schien ungeachtet ihres Schmerzes von dieser Entdeckung angenehm betroffen; in ihrem Leichtsinne hatte sie sich bisher nie um die Verhältnisse ihres Vaters bekümmert, und dieser mochte sie in seinem Geize ihr wohl auch absichtlich verborgen gehalten haben.

»Ich werde im Laufe des Vormittags die nöthigen Schritte einleiten, alle ausstehenden Forderungen baldmöglichst einzuziehen,« meinte Richard, als sie ihr Geschäft beendet hatten, »und den Nachmittag zu meiner Uebersiedelung auf die Johanna verwenden.«

»Sie wollen mich verlassen, Richard, nachdem Sie mir soeben das Versprechen von dem Gegentheil gegeben haben?« fragte die Dame erstaunt und fast erzürnt.

»Ich hielt es für selbstverständlich, Donna Theresa, daß ich dieses Haus räume, dessen Besitzerin Sie jetzt allein sind; bedenken Sie, daß man an meiner längeren Anwesenheit leicht Anstoß nehmen könnte. Uebrigens werde ich Sie täglich sehen, wenn Sie es erlauben, und –«

»Nein, nein,« unterbrach ihn die Mexikanerin heftig, »Sie werden hier bleiben, ich werde Sie nicht fortlassen. Abgesehen davon, daß meine würdige Duenna, meine zweite Mutter, dieses Haus mit bewohnt, ist es mir sehr gleichgültig, welches Urtheil diese Menschen hier über mich fällen, zumal ich San-Francisco bald zu verlassen gedenke. Wenn Sie mir Ihren Schutz entziehen, bin ich in dieser von wüsten Horden, die kein Gesetz achten,

durchstreiften Stadt um so mehr der größten Gefahr ausgesetzt, als man bald in Erfahrung gebracht haben wird, welche Schätze dieses Haus birgt. Sie werden unter allen Umständen bleiben.«

Theresa hatte allerdings nicht Unrecht, wenn sie solche Befürchtungen aussprach, und da sie den Gegenständen unseres jungen Seemannes sogar heiße Thränen entgegensetzte, mußte dieser endlich wider Willen das Versprechen geben, so lange seine Wohnung in ihrem Hause zu behalten, bis die Johanna wieder unter Segel gehen würde. Nicht zufrieden mit sich selbst, daß er sich ein solches Versprechen hatte abnöthigen lassen, ging er endlich aus, um einige Geschäfte in Donna Theresa's Interesse zu besorgen.

Viele würden den jungen Deutschen beneidet haben, dem sich mit der Hand einer der schönsten Frauen so offenkundig die Aussicht auf einen ungeheuren Besitz erschloß, denn daß Theresa nichts Geringeres beabsichtige, als eine ewige Verbindung mit ihm, hatte ihm ihr ganzes Benehmen heute klar genug gemacht; aber Richard fühlte nichts für die Mexikanerin, die sich ihm mit der Gluth ihrer Leidenschaft antrug. Vielleicht hätte er ihre Fehler verziehen und ihren Gelübden, daß sie durch das Unglück eine Andere geworden sei, Glauben geschenkt, vielleicht hätten ihn ihre seltsamen Reize entflammt und fortgerissen, aber vor der Seele des Jünglings stand ein anderes Bild, dessen Farben weder Zeit noch Entfernung zu schwächen vermocht hatten, und das oft noch im Traum und im Wachen vor ihm auftauchte, um

dann jedesmal jene Stunden schwärmerischer Wehmuth hervorzurufen, in denen die junge Mexikanerin ihn am verführerischsten gefunden hatte.

Er ahnte nicht, wie nahe die Zeit war, in der sich dieses aus alter Erinnerung entsprungene Gebilde der Phantasie vor seinen Augen wieder verkörpern sollte.

Als Eliza Halliday aus dem Schlummer erwachte, während dessen auch für sie so Verhängnißvolles geschah, stand die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel. Ihr erster Blick richtete sich auf den kranken Bruder, an dessen Seite sie in halbsitzender Lage, von der Mattigkeit überwältigt, eingeschlafen war. Er hatte die Augen geöffnet, die Gluth des Fiebers war von seinen Wangen geschwunden, und seine Blicke richteten sich sanft lächelnd auf sie.

»Wie befindest Du Dich, Henry?« war die erste besorgte Frage des Mädchens.

»O viel besser, Schwester, ich habe so sanft geträumt und bin schon seit einer Stunde wach, aber ich wollte Dich nicht stören.«

Der Kranke sprach, wenn auch mit matter Stimme doch fest und ruhig und sein ganzes Aussehen sagte, daß die Krisis des bösen Fiebers glücklich vorübergegangen sei. Eliza jubelte laut auf und wollte den theuren Patienten umarmen, aber, über ihre Unvorsichtigkeit erschrocken, die den Vater wecken und erzürnen konnte, richtete sie zuerst einen ängstlich forschenden Blick nach dessen Lager.

»Der Vater ist noch nicht zu Hause,« sagte der Kranke mit einem leisen Seufzer.

»Der böse Onkel Saunders wird ihn nicht von seiner Seite gelassen haben,« klagte das Mädchen. »Mein Gott, wie muß seine Gesundheit unter einem solchen Leben leiden.«

Das kindliche Gefühl der Beiden hinderte sie, weitere Worte über das lange Ausbleiben Halliday's zu wechseln.

»Es ist heute Sonntag,« fuhr Eliza nach einer kurzen Pause fort, und wir haben mehr als je Grund, an den Herrgott zu denken, dessen Hand inmitten allen diesen Elends schützend auf Dir gelegen hat. Ich werde Dir ein Kapitel aus dem Testamente vorlesen, Henry, und dann lasse uns zusammen beten.«

Der schöne Knabe nickte zustimmend, und die Schwester erhob sich, das Buch zu holen, das sie durch alle ihre traurigen Schicksale hindurch mit frommer Sorgfalt bewahrt hatte. Dabei erst fiel ihr Blick auf den Tisch und sie gewahrte die von Halliday dorthin gelegte Geldrolle und seinen Brief. Zwischen freudigem Erstaunen, das der Anblick des Geldes hervorrief, und bangem Zweifel, wie dasselbe hierherkomme, getheilt, nahm sie den unerwarteten Fund schnell in die Hand.

»Ein Brief, Henry, Geld!« rief sie dem Bruder zu. Wie kommt das hierher? Sollte Onkel Saunders vielleicht gestern Abend, ohne daß wir es bemerkten –«

Aber ebenso schnell todtenbleich werdend, brach sie erschrocken ab.

»Mein Gott, das ist die Handschrift des Vaters.«

Während der Knabe, von Unruhe gefoltert, sich mühsam auf seinem Lager emporrichtete, erbrach das an allen Gliedern zitternde Mädchen in fliegender Eile das Billet. Nach einem kurzen Blicke darauf mußte sie sich an dem Tisch festhalten, um nicht umzusinken, dann wankte sie an das Lager des Knaben zurück, um sich athemlos darauf niederzulassen. Ungeduldig entriß er ihr das Blatt.

Das Kind zeigte übrigens eine Energie, die man bei seinen Jahren nicht hätte voraussetzen können. Henry machte zwar eine lange Pause, als er gelesen hatte, auch fuhr er einmal mit der Hand über die naß werdenden Augen, dann sagte er aber entschlossen zu der des Trostes bedürftigen, ganz vernichteten Schwester:

»Ich verstehe noch nicht recht, warum der Vater uns verlassen hat, aber ich bin überzeugt, daß Onkel Saunders die Schuld daran trägt. Gott sei Dank, daß ich jetzt wieder gesund bin, ich werde für Dich arbeiten, Eliza.«

Schluchzend warf diese sich an seinen Hals; die Kinder waren überzeugt, Halliday würde nicht oder wenigstens nicht bald zu ihnen zurückkehren und so seien jetzt ganz auf sich selbst angewiesen.

»Er kann noch nicht fort sein; es ist noch so früh am Tage, und er war gestern in einem Zustande, o Gott, in einem Zustande, in dem er nicht wußte, was er that,« wehklagte das Mädchen. »Gewiß ist er noch mit Saunders in der Stadt, und wenn ich ihn mit den heißesten Thränen beschwöre, uns nicht zu verlassen, wird er nicht fortgehen.«

»Ich glaube selbst, daß er noch in der Stadt ist,« meinte der Knabe nach einigem Nachdenken; »wo aber willst Du ihn finden?«

»Ich werde ihn finden, denn Gott wird mir den Weg zeigen,« rief das Mädchen außer sich; »ich will mich ihm zu Füßen werfen und sein Herz rühren, das nicht so unmenschlich gegen die eigenen Kinder sein kann. Wenn ich es nur wagen dürfte, Dich auf eine Stunde allein zu lassen!«

»Ich fühle mich ganz wohl, und Watch würde mich während Deiner Abwesenheit bewachen,« erwiderte der ebenfalls sehr erregte Knabe. »Aber Du kannst es nicht wagen, ohne Begleitung Dich unter das rohe Gesindel in der Stadt zu mischen.«

Beide berathschlagten noch eine Weile, was am besten zu thun sei; von der Noth gedrängt, hieß endlich auch der Knabe der Schwester Absicht gut, die dagegen versprechen mußte, bis spätestens um die Mittagszeit wieder heimzukehren. Dann rüstete sie sich zu dem schweren Gange, d. h. sie schlug ein großes Tuch so um, daß es den Kopf und einen Theil ihres Gesichts bedeckte; hierauf eilte sie nach einem herzlichen Abschiede von dem Bruder in die Stadt hinab.

Zum Glück herrschte in derselben weniger Getümmel als sonst, da die Hunde, von einer großen Menschenmenge begleitet, zu ihrem Meeting ausgezogen waren und ein großer Theil der orthodoxen Engländer und Amerikaner sich in der Kirche befand, die sie trotz ihres sonstigen wüsten Treibens gewohnheitsmäßig am Sonntage

nicht gern versäumten; Eliza, deren Gesicht unter dem Tuche nicht deutlich zu erkennen war, blieb daher unbelästigt.

In der Stadt angekommen, fühlte das junge, schüchterne Mädchen erst, welche schwere Aufgabe sie sich gestellt hatte; sie konnte den Vater nur in einer der vielen Kneipen vermuthen, und in eine solche zu ihm zu dringen, hatte sie nicht Muth genug, lief auch zu große Gefahr dabei. Es blieb ihr daher nichts übrig, als zwecklos die Straßen zu durchstreifen und hin und wieder lange vor einem öffentlichen Lokal zu warten, ob der Gesuchte vielleicht zufällig heraustreten würde. Darüber war die Mittagszeit herangekommen, und da eben der Einzug der Hunde stattfand, floh sie in eine menschenleere Seitengasse und lehnte sich hier, da sie ihre Füße kaum noch zu tragen vermochten, todesmatt an ein Haus. Durch ihre verweinten Augen konnte sie kaum noch erkennen, was um sie herum vorging, die Musik der nicht fern vorüberziehenden Regulatoren und der wilde Lärm, der sie begleitete, tönnten wirr an ihr Ohr, und die Sinne begannen ihr zu schwinden; sie bemerkte nicht, daß das verhüllende Tuch langsam von ihren schönen blonden Flechten herabgeglitten war und daß sie, ihrer Absicht zuwider, den Anblick ihres Gesichtes preisgab.

Da hörte sie dicht neben sich ihren Namen, Miß Eliza, rufen, und diese Stimme drang so mächtig erregend in ihre Seele, daß sie sich unwillkürlich gewaltsam aus der Erstarrung herausreißen mußte. Sie erblickte den vor ihr Stehenden, ein so seliges Gefühl kam über sie, wie sie es

lange nicht empfunden hatte, und unbewußt flüsterten auch ihre Lippen einen Namen, der aber tonlos verhallte. Wie in plötzlicher, bewältigender Erinnerung sanken ihre Arme dann schlaff hinab, ein tief schmerzlicher Seufzer entrang sich ihrer Brust, und ein Thränenstrom stürzte unaufhaltsam aus ihren Augen.

»Miß Eliza, Sie hier in San-Francisco?« wiederholte jene Stimme mit dem Ausdruck höchster Bestürzung, und Eliza fühlte einen Blick auf sich gerichtet, in dem so herzliche Theilnahme und bei tiefer Innigkeit des Gefühls so viel Schmerzliches lag, daß ihr unendlich wohl um das Herz wurde.

»Mr. Löwen,« flüsterte sie schüchtern, ohne ihre Worte zu überlegen; »ich bin sehr, sehr unglücklich.«

»Mein Gott, Eliza, Ihr ganzes Aussehen sagt es mir,« rief Richard, der jetzt erst Zeit fand, den ärmlichen Anzug des Mädchens zu mustern. »Sprechen Sie um Gotteswillen, ob ich Ihnen in irgend einer Weise behülflich sein kann; ich bin stets Ihr treuester Freund gewesen, wenn Sie mich auch so bitter verkannt haben.«

»Ich Sie verkannt, Richard?« fragte das Mädchen, die schönen blauen Augen vorwurfsvoll zu ihm erhebend.

»O sprechen wir jetzt nicht davon,« erwiderte Richard schnell; ich sehe, daß Sie augenblicklicher Hülfe bedürfen. Vergessen Sie in diesem Augenblicke Alles, was geschehen ist, und schenken Sie mir noch einmal das Vertrauen, auf das ich einst so stolz war.

Die letzten Worte klangen beinahe bitter, und ein ähnlicher Ausdruck überflog auch das Gesicht des Mädchens, als sie erwiderte:

»Ich glaubte, jene Zeit wäre Ihnen ganz fremd geworden, Mr. Löwen.«

Verwundert blickte der Jüngling zu ihr auf, aber seine offenen Augen sagten, daß er die Wahrheit sprach, als er fortfuhr:

»Ich verstehe Sie nicht, Miß Eliza, denn es scheint, als wollten Sie mich irgend einer Schuld gegen Sie zeihen, und einer solchen bin ich mir, bei Gott, nicht bewußt. Zunächst aber sprechen Sie schnell, wie sind Sie hierher gekommen?«

»Wir sind schon seit drei Monaten hier.«

»Wir? – Mein Gott, Sie sind doch nicht verheirathet?«

Mit einem jener vorwurfsvollen Blicke auf ihn schüttelte sie langsam den Kopf.

»Ich bin mit Vater und Bruder hier.«

»Nehmen Sie meinen Arm an, Miß Eliza,« bat der junge Seemann; »es muß Aufsehen erregen, wenn wir in dieser Weise auf offener Straße mit einander sprechen. Ich werde Sie führen, wohin Sie es befehlen werden.«

»Ich habe kein bestimmtes Ziel,« seufzte das Mädchen, während sie mechanisch ihren Arm in den seinigen legte, wobei sie das heftige Zittern desselben nicht bewältigen konnte. »Sie haben also meinen Vater auch nicht gesehen?«

Richard verneinte es. Er begriff das Mädchen nicht, aber er fühlte, daß es entsetzlich leiden müsse, auch in sein Auge trat eine verstohlene Thräne.

Eliza hatte eine lange Pause gemacht, die er nicht zu unterbrechen wagte; während derselben blickte sie ein paar Mal scheu zu ihm auf, als kämpfe sie mit dem Entschlusse, ob sie ihn zum Vertrauten ihres Unglücks machen solle. Endlich aber begann sie in heftiger Erregung:

»Ja, ich will zu Ihnen sprechen, Mr. Löwen; einem so entsetzlichen Elende werden Sie sicherlich Ihre Theilnahme nicht versagen können. Aber erfüllen Sie mir eine Bitte: erwähnen Sie der alten Zeit nicht mehr, die Erinnerung daran zerreißt mir das Herz.«

Der Jüngling schwieg, und nun erzählte Eliza mit immer steigendem Affekte, was wir bereits aus der Unterhaltung Halliday's und Saunders' wissen, wie das Vermögens ihres Vaters allmählig heruntergekommen sei, wie er sich aus Verzweiflung dem Trunke ergeben habe, wobei sie seine Lasterhaftigkeit in echt kindlichem Sinne zu mildern suchte, und wie er endlich durch seinen Schwager veranlaßt worden sei, mit seinen Kindern hierher zu gehen, um sich aus den Goldminen ein neues Glück heimzubringen. Sie erzählte, wie Halliday, von allen Mitteln entblößt und an moralischer Kraft immer tiefer sinkend, sein Ziel nie erreichen gekonnt und wie sie, dem bittersten Mangel preisgegeben, nun schon seit drei Monaten in jenem Lager auf den Höhen vegetirten, endlich, was am gestrigen Abende geschehen sei; natürlich wußte sie nicht, was der Vater ihr mitzutheilen sich gehütet hatte,

von dem Morde des Spaniers und dem Grunde und Ziele seiner Flucht mit Saunders.

Richard schauderte leise; hätte man ihm erzählt, der reiche Mr. Halliday sei so tief herabgekommen, so würde er es nicht geglaubt haben jetzt hörte er es aus dem Munde seiner eigenen Tochter und sah an derselben, dem einst so muntern, lieblichen Kinde, die untrüglichen Anzeichen des furchtbarsten Elends.

»Das ist entsetzlich!« konnte der junge Mann nur stammeln.

»Helfen Sie mir, meinen Vater suchen, Mr. Löwen, Gott wird Sie dafür segnen!« flehte das Mädchen.

»Ich will es, theure Miß Eliza, ich werde Alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht,« betheuerte Richard.

»O wenn Sie mir nur vertrauen wollen!«

Eliza bat nun dringend, Richard möge in verschiedene Wirthshäuser eintreten und sich nach ihrem Vater umsehen, und er fügte sich dem leisesten ihrer Wünsche. Die jungen Leute hatten mehr als zwei Stunden bei dieser Beschäftigung zugebracht, als sie sich endlich von der Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugen mußten.

»Fassen Sie Muth, Miß Eliza,« bat der Jüngling das krampfhaft schluchzende Mädchen. »So wahr mir Gott helfe, Sie sollen nicht verlassen sein. Ich werde die eifrigsten Nachforschungen nach Ihrem Vater anstellen, wir werden ihn finden, vielleicht in den Minen, und dann führe ich Sie, so es der Himmel will, mit allen Ihrigen

nach New-York zurück. Jetzt aber muß ein entscheidender Entschluß gefaßt werden; Sie dürfen mit Ihrem Bruder nicht in jenem abscheulichen Lager bleiben.«

Eliza richtete einen innig dankbaren, aber immer noch scheuen Blick auf ihn.

»Aber wohin sollen wir?« fragte sie zagend.

»Wenn Sie mir ganz vertrauen wollen, so weiß ich ein Mittel, das einzige, das meine längere Ueberlegung ergeben hat,« erwiderte der Seemann. »Wollen Sie sich an Bord der Johanna begeben, wo ich Ihnen die Capitains-Cajüte einräumen kann? Sie werden dort in jeder Beziehung sicher und gut aufgehoben sein.«

»Und mein Bruder?«

»Natürlich geht er mit Ihnen. Da er zu schwach ist, den Weg dahin zu machen, werden wir ein Maulthier mieten, auf dem wir auch Ihre Effekten fortschaffen.«

Eliza erwiderte nichts, und der junge Mann nahm ihr Schweigen für Einwilligung in seinen Vorschlag an. Unverzüglich begaben sie sich nach dem Lager hinauf.

Auch der junge Henry war auf das Aeüßerste überrascht, als er den ihm bereits bekannten Richard Löwen mit seiner Schwester in das Zelt eintreten sah. Zwar begrüßte er den Seemann, der ihm jetzt als der einzige Helfer in der Noth erscheinen mußte, freundlich; doch aber verleugnete sich auch in seinem Benehmen nicht eine gewisse Zurückhaltung, die Richard in Erstaunen setzte; letzterer war aber zu zartfühlend, in diesem Augenblicke eine Erklärung zu verlangen.

Der Kranke und die wenigen Effekten waren bald auf das gemiethete Maulthier, dem ein Treiber zur Seite schritt, geladen, und nun verließ die kleine Gesellschaft das Zelt, das leer stehen blieb, und machte sich auf den Weg nach dem Hafen. Watch folgte getreulich.

Dies war etwa um die siebente Abendstunde.

4.

Ungefähr um dieselbe Zeit stieg der Regulatoren-Lieutenant, William Tozer, dem der Kopf von dem nur halb ausgeschlafenen Rausche noch schwer war, den Weg zu dem Lager hinan. Samuel Roberts hatte ihm eine möglichst genaue Beschreibung von Halliday's Zelt und dessen Tochter gemacht, und so fühlte sich sein Abgesandter seiner Sache ganz gewiß.

Auch er begegnete der kleinen von oben herabkommenden Karavane, aber Eliza hatte ihr Gesicht wieder verhüllt und es fiel ihm nicht im Entferntesten ein, daß sie Die sein könne, die er suche, zumal sie sich in Begleitung eines jungen Manne befand, von dem ihm sein Chef nichts gesagte hatte. William Tozer schritt also wacker zu und stand bald vor Halliday's leerem Zelte. Seine Ueberraschung war keine geringe, als er es vollständig verlassen und ausgeräumt fand; jetzt erst fiel ihm der Zug, der ihm auf dem Wege entgegengekommen war, ein und er erinnerte sich, Roberts habe auch des großen Hundes, der jenen begleitete, erwähnt und ihn vor dem Thiere gewarnt. Um aber Gewißheit über seine Vermuthung zu erlangen, eilte er an die zunächst gelegenen Hütten, wo

er erfuhr, man habe allerdings die Halliday'sche Familie vor Kurzem das Lager verlassen und den Weg nach der Stadt einschlagen sehen. Die Beschreibung ihres Abzuges paßte so genau zu Tozers Annahme, daß ihm jetzt kein Zweifel mehr blieb, Eliza habe schon einen andern männlichen Schutz, als den ihr von Samuel Roberts zugedachten gefunden.

Der Lieutenant hatte seinen Chef aber zu fest versichert, daß er schon Alles gut besorgen wolle, er ärgerte sich zu sehr, daß er selbst geprellt worden war und der Grog spukte auch noch zu wild in seinem Kopfe, als daß er einen Augenblick hätte Anstand nehmen sollen, der Gesuchten zu folgen. In langen Sätzen eilte er die Höhen wieder hinab, und als er am Fuße derselben ankam, war sein Plan bereits gefaßt.

Durch seine Zögerung hatten die Verfolgten einen großen Vorsprung gewonnen und mußten sich schon innerhalb der Stadt befinden; diese Erwägung hielt den Regulator aber keineswegs zurück, denn im schlimmsten Falle eines ernstlichen Zusammenstoßes mit dem Begleiter des Mädchens konnte er auf den Beistand seiner vielen in der ganzen Stadt zerstreuten Genossen rechnen; übrigens hatte er auch einstweilen noch keine Gewaltthat im Sinn. In unmittelbarer Nähe des Hafens, wo die Straße ziemlich belebt war, sah er endlich das bepackte Maulthier und seine Begleiter vor sich und seinen Lauf beschleunigend, hatte er sie bald eingeholt.

»Miß Halliday?« fragte er, sehr bescheiden den Hut ziehend und eine sehr respektvolle Miene annehmend,

als er vor das Mädchens hintrat, das von Richard geführt wurde.

Ein Seitenblick auf den letzteren belehrte den Regulator, daß er keinen schwachen Widersacher im Falle eines Streites haben würde.

Eliza schrak zusammen, als sie wieder ihren Namen nennen hörte und in ein ihr ganz unbekanntes Gesicht blickte, und Richard sah sich ebenfalls unwillig um, aber gleichzeitig durchzuckte auch Beide die Ahnung, der Fremde könne eine Nachricht von dem vermißten Mr. Halliday bringen. Das Mädchen bejahte daher höflich die an sie gerichtete Frage.

»Dann darf ich wohl wagen, Miß Halliday, um die Gunst, ihr wenige Worte allein sagen zu dürfen, zu bitten?« fuhr Tozer ehrerbietig fort. »Es handelt sich um Mr. Halliday.«

»Mein Gott, Sie haben Nachrichten von meinem Vater? Ihm ist doch kein Unglück zugestoßen?« rief das Mädchen angstvoll und wollte sich von Richards Arm losmachen.

Dieser aber hatte mit einer flüchtigen Musterung in dem Gesicht Tozers nicht viel Vertrauen Erweckendes gefunden, daher ließ er Eliza nicht sogleich los, sondern sagte sich, an Jenen wendend:

»Was Mr. Halliday anbetrifft, ist für mich kein Geheimniß, wie es Ihnen diese Dame bestätigen wird. Sprechen Sie daher ohne Scheu in meiner Gegenwart.«

Ein bedeutsamer Blick auf Eliza machte auch diese vorsichtiger, so daß sie sogleich Richards Worten beistimmte.

Der Lieutenant biß sich verstohlen auf die Lippen, aber er hielt es für das Beste, nachzugeben, um keinen Verdacht zu erwecken.

»Mr. Halliday hat mich nach dem Lager entsandt, Miß Eliza zu ihm zu führen,« fuhr er fort, und da ich hörte, daß Sie Ihr Zelt eben verlassen hätten, eilte ich Ihnen nach, so schnell ich es vermochte.«

»Mein Vater ist hier?« fragte Eliza in freudigem Schreck.

»Allerdings; indessen darf er aus gewichtigen Gründen, die seine persönliche Sicherheit den Stadtbehörden gegenüber bedingt, seinen Zufluchtsort in der Stadt nicht verlassen,« erwiderte Tozer mit dem Anschein von vieler Glaubwürdigkeit.

»Mein Gott, hat er denn ein Verbrechen begangen, daß die Behörden ihn verfolgen?« rief Eliza angstvoll.

Der Regulator zuckte mit den Achseln und meinte mit sehr bedenklicher Miene:

»Er hat kein Unglück gehabt, indessen darf ich mich darüber nicht weiter aussprechen, besonders nicht in Anderer Gegenwart.«

»Sprechen Sie kurz, wohin Sie uns führen wollen, Sir,« sagte Richard ungeduldig.

»Jedenfalls aber nur dies Dame allein, so liegt es ausdrücklich in meinem Auftrage,« erwiderte Tozer mit einem Blicke, in dem sich sein Groll gegen den Seemann nicht mehr verleugnete.

»Ich werde nicht von Miß Halliday's Seite weichen,« erklärte Richard bestimmt.

»Weshalb nicht, wenn ich fragen darf?« versetzte der Regulator, dessen Haltung immer feindseliger wurde.

»Weil ich Ihnen und Ihrer Sendung mißtraue, Sir,« erwiderte Richard kalt. »Gehen wir weiter, Miß Eliza; ich verspreche Ihnen, daß ich Ihren Vater noch heut ermittele, wenn er überhaupt in der Stadt ist.«

Eliza stand noch unschlüssig still; sie vertraute selbst dem fremden Manne nicht recht; aber die Sehnsucht, ihren Vater wieder zu sehen, überwog fast dieses Bedenken.

Inzwischen war der Regulator Richard einen Schritt näher getreten und redete ihn mit gedämpfter Stimme und funkelnden Augen an:

»Sie haben mich tödtlich beleidigt, Sir, ich verlange Genugthuung.«

»Ich habe jetzt weder Zeit zu einem solchen Handel, noch weiß ich, mit wem ich es eigentlich zu thun habe,« erwiderte Richard stolz.

»Mein Name ist William Tozer, Sir; die ganze Stadt fast kennt und fürchtet ihn.

»Ich habe ihn noch nicht gehört,« erwiderte Richard kurz.

»Sie werden ihn nie wieder vergessen, Sir, denn Sie haben mich einen Lügner geheißen!« rief der Regulator so laut, daß mehrere Vorübergehende auf den Zank aufmerksam wurden und stehen blieben. Dabei faßte er des jungen Deutschen Arm ziemlich hart an.

»Unverschämter!« rief dieser aufgebracht und gab ihm einen Stoß, daß er einen Schritt zurücktaumelte.

»Das fordert Blut! Auf der Stelle, Sir!« rief Tozer wüthend und riß seinen Revolver aus dem Gürtel. Ich fordere diese Herren, die Zeugen Ihrer Beleidigung waren, als Zeugen unseres Zweikampfes aus. Vertheidigen Sie sich!«

Von den Umstehenden, deren Zahl sich gemehrt hatte, entfernte sich ein Theil eilig, um nicht Zeuge eines der blutigen Kämpfe zu werden die bei solchen persönlichen Streitigkeiten hier oft auf offener Straße stattfanden, die Mehrzahl rief Tozer ihren Beifall zu und zog sich nur ein wenig weiter zurück, um den Streitern Platz zu lassen. Eliza stieß einen Schrei des Entsetzens aus und hing sich fest an Richards Arm, dessen Lage jetzt freilich eine schlimme war, da er sich ohne Schande, nicht einmal ohne persönliche Gefahr nicht mehr der Aufforderung seines Gegners widersetzen konnte; hätte er es gewagt, so würden die rohen Gesellen, die sich bereits auf das Duell freuten, ihn verhöhnt oder wohl gar niedergeschlagen haben.

Richard fehlte es gewiß nicht an persönlichem Muth, aber er war in der äußersten Verlegenheit Eliza's wegen, deren Schicksal er mit Recht durch Tozer für gefährdet

hielt. Wie ein Bote vom Himmel kam ihm daher sein alter Maat von der Johanna, der auch ihn schon bemerkt haben mußte, denn er drängte sich durch die Menschengruppen hindurch zu ihm.

»Entschuldigt einen Moment, Sir!« rief er seinem kampfbereiten Gegner zu, und schnell sich zu dem Maat wendend, befahl er diesem mit kurzen Worten, Eliza und den Knaben unter persönlicher Verantwortung auf die naheliegende Johanna zu bringen.

Tozer versuchte, ihn in dieser Absicht zu hindern, indem er ihm wiederholentlich zurief, sich zu vertheidigen, aber der rohe Volkshaufen, der doch einigen Sinn für Recht hatte, verlangte gebieterisch, er solle dem jungen Seemann einige Minuten Zeit lassen. Es war ein Lärm um sie herum, in dem Eliza fast die Sinne schwanden; willenlos folgte sie auf Richards Bitte daher dem alten Maat, nachdem ersterer ihr beruhigend zugeflüstert hatte, es sei gar keine Gefahr für ihn vorhanden, er werde seinen Gegner zu beruhigen suchen und in einer Viertelstunde schon am Bord der Johanna sein.

Vergeblich sah sich Tozer in dem Menschenhaufen um, ob er nicht einige der Regulatoren erblicken könne, denen er gebieten wollte, sich Eliza's Person zu bemächtigen; wahrscheinlich waren sie alle noch bei dem Gelage in Tammany-Hall. Seine Wuth gegen Richard und seine Kampfbegierde waren übrigens so groß, daß er augenblicklich auf den Auftrag seines Chefs weniger Werth legte, als noch kurz zuvor.

»Wie viel Läufe hat Euer Revolver, Gentleman?« fragte jetzt, nachdem Eliza und ihre Begleiter kaum aus dem Kreise verschwunden waren, ein breitschultriger, roh aussehender Amerikaner, der sich unberufen als eine Art von Schiedsrichter in dem Kampfe aufdrängte, den schäumenden Regulator.

»Fünf, Gentleman.«

»Und der Eurige?« wandte er sich an Richard.

Es fand sich, daß Richard um einen Schuß im Vortheil war, und, durch das Geschrei der Menge dazu aufgefordert, mußte er diesen in die Luft abfeuern.

»So, jetzt sind die Waffen gleich,« meinte der Schiedsrichter kaltblütig. Hütet Euch, Gentlemen, daß Ihr keinen der Umstehenden verletzt. Achtung! der Kampf kann beginnen!«

Bisher hatte Richard noch mit dem unangenehmen Gefühle gekämpft, sich von einer solchen Menschenmenge, obenein der verworfensten Klasse, deren Blicke sich alle auf ihn und seinen Gegner hefteten, umgeben zu sehen und, wenn auch gezwungen, an einer gesetzlosen Handlung theilnehmen zu müssen; bei aller seiner Unerschrockenheit hatte er einen natürlichen Abscheu gegen das Blutvergießen und sein Feind schien ihm mehr verachtenswerth, als eines Kampfes würdig. Sowie das verhängnißvolle Wort des Schiedsrichters aber fiel, blitzte auch schon der erste Schuß Tozers auf und die Kugel piff so dicht an Richards Ohr vorbei, daß er unwillkürlich einen Satz zur Seite machte. Nun übermannte auch

ihn der Zorn, der Wunsch der Selbsterhaltung trat in seine Rechte, und er war keinen Augenblick mehr unentschlossen, zu kämpfen und womöglich seinen Feind zu vernichten, denn dies war der einzige Weg, ihn unschädlich zu machen. Seine Stirnadern schwollen an, seine Augen vergrößerten sich und sprühten Feuer und er erschien in dieser Erregung viel edler und kraftvoller, als Tozer, dessen Gesicht vor Wuth violett gefärbt war, so daß er sich sogleich die Theilnahme sämmtlicher Zuschauer gewann.

Hoch und stolz aufgerichtet dastehend, ohne jedes Zeichen von Furcht oder gemeiner Leidenschaft, hob er langsam seine Waffe, zielte so bedächtig, als beabsichtige er, nach der Scheibe zu schießen, und gab Feuer. Zugleich knallte auch schon der zweite Schuß Tozers, da aber in demselben Augenblicke auch Richard auf ihn feuerte, hatte wohl seine Hand gezittert und die Kugel schlug klatschend gegen die Wand eines steinernen Hauses der Straße und fiel matt zur Erde.

Richard zuckte nicht, was ihm ein lautes Bravorufen der Menge einbrachte; er hatte gehofft, durch den sich verziehenden Pulverdampf seinen Gegner am Boden liegen zu sehen, aber er täuschte sich. Tozer kannte diese Art des Kampfes, die von der europäischen so verschieden ist, zu gut, als daß er dem Deutschen gegenüber nicht einen großen Vortheil voraus gehabt haben sollte. Er blieb nicht eine Sekunde lang an derselben Stelle, sprang behende von einer Seite der Straße zur anderen, bald vorwärts, bald rückwärts, sodaß er lange nicht

einen so guten Zielpunkt abgab, als der feststehende Richard, dem einige für ihn interessirte Zuschauer vergebens zuriefen, das Gleiche zu thun; er hielt dies unter seiner Würde.

Tozer schien seine Kugeln sparen zu wollen, da er sonst den Schüssen Richards bald wehrlos ausgesetzt gewesen wäre. Auch dieser ließ die Hand mit dem Revolver sinken, als denke er zunächst abzuwarten, welchen Plan der Regulator jetzt verfolgen würde.

Als Tozer dies bemerkte, stand auch er still; anscheinend mit seinem Revolver beschäftigt, schielte er scharf nach jeder Bewegung Richards hinüber.

»Paßt auf, Gentleman! Er hat etwas gegen Euch im Sinne!« rief eine warnende Stimme aus dem Publikum dem Deutschen zu.

»Still, still, das ist gegen die Gesetze!« riefen wieder Andere dazwischen.

Aber Richard hatte den wohlmeinenden Warner gehört und ließ seinen Gegner nicht aus den Augen. Plötzlich sprang dieser mit einem langen Satze, wie die Tigerkatze auf ihre Beute, gerade auf ihn zu, so daß der junge Mann unwillkürlich stutzte; kaum fünf Schritte vor ihm feuerte Tozer sein Pistol ab und leider dieses Mal mit mehr Glück. Richards linker Arm, den er abwehrend vorgestreckt hatte, da er glaubte, sein Feind wolle ihn an die Brust packen, sank kraftlos herab, die ganze Gestalt des Jünglings zuckte leicht zusammen und ein paar Sekunden später verrieth ein aus dem Aermel langsam hervorrieselnder Blutstreifen, daß der Arm verletzt worden sei.

Tozer war blitzschnell auf seinen alten Platz zurückgesprungen und ein häßliches, triumphirendes Lachen lag auf seinem Gesicht.

Richard war etwas bleich geworden, aber er biß die Zähne aufeinander und war schnell wieder gefaßt. Seine Augen hatten einen starren, glanzlosen Schein, als er mit erhobenem Revolver langsamen, aber festen Schrittes auf Tozer zuging; der Ausdruck in ihnen war bewältigend, denn selbst Tozer senkte die seinigen einen Augenblick, als könne er ihn nicht ertragen, und auf sein Gesicht legte sich eine tödtliche Blässe; es war unzweifelhaft die der Furcht.

»Gieb Achtung!« donnerte ihm des Deutschen starke Stimme zu und einen Augenblick später fiel dessen zweiter Schuß, als er noch etwa zehn Schritte von jenem entfernt war.

Tozer wälzte sich in seinem Blute am Boden; der Revolver war seiner Hand entfallen, denn die Kugel war in den oberen Theil seiner rechten Brust gegangen. Seine Augen schlossen sich und er hatte das Bewußtsein verloren.

»Halt!« sagte der Schiedsrichter gebieterisch, indem er in den für die Duellanten offen gelassenen Raum trat. »Die Gentlemen hier sind Zeugen, daß Alles ehrlich zugegangen ist. Gratulire Euch, Sir!«

Richard war tief ergriffen, obgleich er über die Grenzen des Nothwendigen, der Selbstvertheidigung, gewiß nicht hinausgegangen war. Dazu kam, daß seine Wunde

ihn jetzt ernstlich zu schmerzen anfang; kein Wunder also, daß er sich sehr schwach fühlte.

»Ich hoffe nicht, daß er todt ist,« sagte er, sich von dem Anblick des am Boden regungslos Liegenden abwendend.

»Nein, nein,« versicherten mehrere Stimmen; »aber es ist ein böser Schuß, an dem er lange zu kuriren haben wird.«

Alle bisherigen Zuschauer hatten sich näher hinzuge-drängt und beschäftigten sich theils mit dem Verwun-deten, theils mußte sich Richard von ihnen die Hand drücken und Belobigungen sagen lassen.

»Wer ist der Mann? Kennt ihn Niemand, daß man ihn nach Hause schaffen mag?« wurde gefragt.

Richard nannte den Namen, den Tozer ihm selbst an-gegeben hatte.

»Teufel, ist das der Lieutenant von den Hunden?« frag-te man.

Es wurde bejaht und man beschloß, Tozer vorläufig nach Tammany-Hall zu tragen. Auf Richard richteten sich einige weniger freundliche Blicke.

»Nehmt guten Rath an und macht, daß Ihr Eure Per-son in Sicherheit bringt,« flüsterte der Amerikaner, der den Schiedsrichter gespielt hatte, dem Seemanne zu. »Ihr könnt Gott danken, daß gerade keine Hunde hier in der Nähe sind, denn sonst möchte es um Euer Leben geschehen sein. Am besten thut Ihr, San-Francisco ganz zu ver-lassen.«

Richard hatte sich von der Macht der Verbrüderung der Hunde durch eigenen Augenschein schon zu gut

überzeugt, als daß er die Richtigkeit dieses Rathes nicht hätte einsehen sollen. Von Niemandem aufgehalten und belästigt, schritt er seinem Schiffe zu, um sich daselbst zunächst verbinden zu lassen.

Die Regulatoren saßen noch in voller Heiterkeit bei ihrem Zechgelage in Tammany-Hall, als ein paar Träger, von einer neugierigen Volksmenge umringt, mit dem Schwerverwundeten dort anlangten. Tozer ward sogleich erkannt und während man ihn in das Haus brachte, kreuzten sich zuerst Fragen und Antworten hin und her und darauf erhob sich ein Wuthgeschrei der Hunde, das bis in die nächsten Straßen zu vernehmen war. Hätte nur irgend jemand der Neuangekommenen darüber Auskunft zu geben vermocht, mit wem der Lieutenant den unglücklichen Kampf bestanden, und wo sein Gegner geblieben sei, so wären die Regulatoren ohne Zweifel sogleich in Masse aufgebrochen, eine blutige Rache zu nehmen; zum Glück aber wußte man nicht einmal, daß Richard ein Deutscher sei, viel weniger, wo er sich jetzt aufhalte.

Samuel Roberts hatte bereits lange mit kaum bezähmbarer Ungeduld auf die Rückkehr Tozers mit Eliza gewartet; er zweifelte nicht im Geringsten, dem sonst so gewandten Menschen werde die Ausführung seines Auftrages gelingen. Nicht allein, daß seine schon lange gehegten Wünsche jetzt vorläufig vereitelt worden, er hatte auch einen Freund verloren, auf den er sich sicher verlassen konnte; daher war seine Wuth grenzenlos; sie stieg

noch, als er erfuhr, das Ziel sei nicht einmal vorhanden, auf das er ihren Ausbruch richten könne.

Tozer wurde nun in dasselbe Zimmer gebracht, das zur Aufnahme Eliza's bestimmt worden war. Man legte ihn hier auf ein Bett und rief zunächst einen Arzt, der sich nur zagend in diese Höhle des Lasters wagte; er legte einen kunstgerechten Verband an und versicherte, die Wunde sei durchaus nicht tödtlich. Das war wenigstens ein kleiner Trost für Samuel Roberts, der nicht von dem Lager des Verwundeten wich; ihn fesselte dort weniger die freundschaftliche Sorge, als der glühende Wunsch, möglichst bald von Tozer selbst zu erfahren, an wem er seine Rache kühlen und wo er Eliza nun finden könne.

Tozer erwachte erst gegen Mitternacht zum Bewußtsein, aber er fühlte sich so angegriffen, daß er nur wenig und mühsam sprechen konnte. In abgebrochenen Sätzen theilte er seinem Chef das Erlebte mit.

»Und Ihr wißt nicht, William, wer der Bursche gewesen ist?« fragte Roberts gespannt.

Der Kranke schüttelte langsam den Kopf.

»Ein Seemann,« flüsterte er; »von den Schiffen – im Hafen.«

»Und wohin hat er Eliza gebracht?«

»Hafen!« vermochte der Kranke nur zu stöhnen, dann sank sein Haupt wieder herab und er wehklagte leise.

Kurz darauf stellte sich ein böses Wundfieber bei ihm ein.

Samuel Roberts hatte jetzt doch wenigstens einige Aufklärung erhalten und frohlockte darüber. Sogleich ließ er

sich ein paar seiner treuesten und gewandtesten Anhänger heraufrufen und theilte ihnen die Aussage des Lieutenants mit.

»Ich will das Weib in meine Gewalt bekommen,« schloß er wuthschäumend. »Euch kann es gleichviel sein, was mir an ihr liegt. Wenn Ihr den Burschen ausfindig macht, könnt Ihr ihn ohne Weiteres niederstechen, aber hütet Euch, an den Falschen zu gerathen, weil das unnützes Aufsehen in der Stadt geben würde. Wer mir das Mädchen hierher schafft, dem gebe ich fünfhundert Dollars – auf mein Ehrenwort!«

Durch dieses Versprechen und die eigene Rachbegierde verlockt, machten sich seine Vertrauten sogleich auf den Weg nach dem Hafen; sie wollten in allen Häusern, Schenken, ja selbst auf den Schiffen spioniren und gelobten sich, nicht eher zu ruhen, als bis sie die Gesuchten gefunden hätten.

Samuel Roberts aber warf sich mit einem Fluche auf sein Lager und malte sich, bevor er einschlief, die Qualen, die er der armen Eliza bald bereiten wollte, mit den lebendigsten Farben aus.

Der Mann, dem Richard die Kinder Halliday's anvertraut hatte, führte seinen Auftrag aus, ohne auf Hindernisse zu stoßen. So schwer das Herz Eliza's auch durch die eben erlebte Scene und die Richard drohende Gefahr bedrückt war, welche letztere sie sich übrigens lange nicht so schlimm vorstellte, als sie es in Wirklichkeit war,

athmete sie doch leichter auf, als sie sich auf dem schönen Schiffe in Sicherheit und überdies mit alle dem Comfort umgeben sah, an den sie von Jugend auf gewöhnt gewesen und den sie schon lange mit bitteren Gefühlen vermißt hatte.

Auf Richards Befehl war ihnen die Capitains-Cajüte angewiesen worden, ein ziemlich großes, luftiges Gemach, dessen Ausstattung sogar luxuriös zu nennen war. In einer daran stoßenden Koje wurde sogleich ein vortreffliches Bett für Henry bereitet, und, von freudiger Rührung ergriffen, sanken sich die Geschwister in die Arme, als sie sich allein sahen.

Richard blieb länger aus, als er versprochen hatte, so daß sich Eliza doch bald ernstlich beunruhigt fühlte. Müde von den Aufregungen des Tages, von Angst um das Schicksal ihres Vaters gefoltet, die Tozer's Reden nur erhöhen konnten, und wieder aufgeregert erhalten durch Richards Abwesenheit, saß sie in der Cajüte auf einem Platze, von dem aus sie den sanft entschlafenen kranken Bruder beobachten konnte, und hatte das Haupt schwermüthig aufgestützt. Thränen standen in den blauen Augen und doch lächelte sie, sich selbst unbewußt, zuweilen in stiller Glückseligkeit, der nur zu bald immer wieder Trübsinn folgen mußte. Sie dachte an die Vergangenheit, an eine glückliche Vergangenheit an Richards Seite, die sich so ganz plötzlich zu einer trauervollen Zeit umgestaltet hatte, daß sie selbst noch nicht recht begriff, wie Alles so hatte kommen können. Der Jüngling, den sie einst so innig in ihr Herz geschlossen hatte mit aller Gluth der

ersten reinen Frauenliebe, der bereits auf dem Punkte gestanden hatte, offen bei dem Vater um ihre Hand zu werben – eine Wahl, die selbst seine Eltern in dem fernem Europa gebilligt – hatte ja, als sie auf dem höchsten Gipfel des Glückes zu stehen meinte, sie plötzlich verlassen, die heißen Bitten, die sie brieflich an ihn richtete, mit kaltem Schweigen beantwortet und war wieder hinausgegangen in das stürmische Leben, das ihm Beruf war, ohne ein Wort der Liebe, des Abschiedes. Und jetzt hatte ein Zufall – in Berücksichtigung ihres entsetzlichen Elends allein mußte sie ihn glücklich nennen – sie wieder mit ihm zusammengeführt; sie hätte vor Seligkeit laut aufjauchzen mögen, als er sie mit so innigen Worten anredete, aber; die böse Erinnerung an seine Schuld hatte ihren Mund verschlossen. Und doch trat er ihr so offen entgegen, bot ihr seine Hülfe so uneigennützig, so herzlich an. Eliza begriff das Alles nicht und sehnte sich innig nach einer Erklärung des für sie so wichtigen Räthsels.

Jetzt hörte sie einen Anruf an das Schiff. War das nicht seine Stimme? Sie erhob sich herzklopfend und lauschte. Auf dem Verdeck ließen sich Schritte vernehmen, einige Worte wurden gewechselt und es kam Jemand die zur Cajüte führende Treppe herab. Wer konnte es anders sein als Richard?

Gleich darauf öffnete sich die Thür und der junge Seemann trat wirklich ein. Eliza hätte ihm entgegenfliegen und sich an sein Herz werfen mögen, aber die Sitte verbot es und – die alten Erinnerungen.

Richard war ein wenig blaß; in ihrer Aufregung entging ihr dies aber. Er begrüßte sie wieder mit derselben Herzlichkeit und Offenheit, die er schon vorher an den Tag gelegt hatte, und erwähnte nur kurz, daß er mit seinem Angreifer eben ein Rencontre von unbedeutenden Folgen gehabt habe. Erst nach einer Weile fiel Eliza's Blick auf einige Blutstropfen, welche auf der Hand des jungen Seemannes sichtbar wurden, und nun mußte er auf ihre dringenden Fragen und Bitten gestehen, daß er leicht verwundet sei.

Wirklich war die Wunde, die Richard in dem Duell erhalten hatte, auch nur ein leichter Streifschuß gewesen, und er bedurfte nicht einmal eines Arztes, um sie verbinden zu lassen; er entfernte sich nur auf kurze Zeit und der alte erfahrene Maat versah das Geschäft des Heilkünstlers. Zwar brauchte der Jüngling einige Zeit, Eliza zu beruhigen, die sich in ihrer Angst um ihn fast ganz so gab, wie sie wohl in früherer Zeit ihm gegenübergestanden hatte, aber seinen Versicherungen und seinem lächelnden Gesicht gelang dies endlich.

Nun war die Zeit gekommen, in der man sich offen aussprechen konnte. Beide hatten sich lange danach gesehnt, und doch fürchtete Jeder in banger Scheu, die Vergangenheit zu berühren. Richard brach zuerst das peinliche Schweigen, das diese ängstlichen Gefühle eine Weile herbeigeführt hatten.

»Zwei Jahre sind dahingeflossen, seitdem ich Sie zum letzten Male sah, Miß Eliza,« begann er mit zu Boden gesenkten Augen; »zwei Jahre, so kalt, so trübe und

öde, daß sie meinem Herzen den köstlichen Schmuck der Jugendfrische genommen haben, den ich jetzt bitter betrauerere, ohne ihn je wiedererlangen zu können. Und jetzt, wo ich Ihnen wieder gegenüber sitze, ist es mir, als wären diese langen zwei Jahre aus meinem Leben gestrichen, als wäre ich noch der Jüngling, der sich damals wahrhaft glücklich nennen konnte.«

»Weshalb beschwören Sie diese Zeit herauf, die uns jetzt ewig fern liegen muß?« fragte Eliza leise mit gebrochener Stimme.

»Weil es mich drängt, endlich ein mir unbegreifliches Räthsel zu lösen, das einen so tiefen Einfluß auf mein Leben geübt hat,« erwiderte er dringender, »weil dieses Räthsel sich heute mir noch unentwirrbarer dargestellt hat, seitdem ich Sie gesehen. Sie sind nicht im Stande, zu täuschen, Eliza; Ihr ganzes Benehmen an diesem Tage hat mir gesagt, daß Sie mir einen bitteren Vorwurf machen zu können meinen. Sprechen Sie es jetzt offen aus: weshalb brachen Sie so gewaltsam ein Verhältniß ab, in dem Ihr reines Herz kurz zuvor noch ein unvergängliches Glück suchte?«

»Ich hätte dieses Verhältniß abgebrochen?« fragte das Mädchen mit so natürlichem Erstaunen und einem solchen Ernste, daß in ihre Worte gar kein Zweifel zu setzen war.

Richard blickte sie starr an, als wolle er in ihrem tiefsten Innern lesen; sie ertrug diesen fragenden Blick mit einer Ruhe, die nur das Bewußtsein vollständiger Schuldlosigkeit geben konnte.

»Mein Gott, Eliza, wenn damals irgend ein Mißverständnis, vielleicht die Anschläge böser, neidischer Menschen zwischen uns getreten wären,« sagte er, im höchsten Grade erregt, wenn Sie so schuldlos an der Trennung unserer Herzen wären, wie es Ihr reines blaues Auge auszusprechen scheint – es wäre entsetzlich, nein, es wäre ein Glück, an das ich kaum mehr zu glauben wage.«

Auch auf Eliza machte die Zuversicht, mit der ihr einstiger Geliebter seine Unschuld behauptete, einen tief erregenden Eindruck.

»Sie haben keinen meiner Briefe erhalten, Richard?« fragte sie in athemloser Spannung.

»Ihre Briefe? Sie haben jemals an mich geschrieben?« rief der Jüngling heftig und ergriff, von seinem Sitze aufspringend, ihre zitternde Hand.

»Sie wollen mich jetzt nicht täuschen, Richard, so wahr ein Gott über uns lebt?« fragte sie, und in ihren Augen blitzte ein Strahl süßer Hoffnung auf.

»Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, daß ich nie einen Brief von Ihnen erhalten habe,« rief er ungestüm.

»Dann sind wir vielleicht Beide abscheulich betrogen worden,« sagte das Mädchen, die kleine Hand auf die Stirn drückend und sich, von innerer Bewegung überwältigt, in ihren Sessel zurücklehnend.

Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob die Erinnerung an die so unendlich schmerzvolle Trennung von dem Mann ihrer Liebe und die darauf folgende traurige

Zeit jetzt Eliza ganz in Anspruch nahm, oder ob die freudige Hoffnung, ihn schuldlos zu finden, in ihr vorwiegend blieb, denn während Thränen in ihren Augen perlen, stand auch schon ein leichtes, glückliches Lächeln auf ihrem Gesicht.

»Eliza!« vermochte Richard nur zu rufen, denn auch er mußte jetzt ihrer Vermuthung beistimmen. Dann lag er zu ihren Füßen und drückte die heißesten Küsse auf ihre Hand.

Sie hatte sich halb zu ihm herabgeneigt, überließ ihm ihre Hand und blickte voll unaussprechlicher Glückseligkeit in seine Augen.

Bald aber folgte von beiden Seiten ein Sturm von Fragen und Antworten, die uns doch zum größten Theile unverständlich bleiben würden; daher ziehen wir es vor, unsere Leser in einen zwei Jahre früher gelegenen Zeitraum zurückzuführen und ihnen zu erklären, welche Verhältnisse diese beiden Herzen getrennt hatten, deren jedes das andere bisher für schuldig hatte halten müssen. Die Liebenden selbst fanden an diesem Abende noch nicht eine so ausführliche Erklärung, wie wir sie geben wollen, denn Manches blieb ihnen noch dunkel und sie hielten Kenrick Saunders für ihren einzigen Feind während Eliza's Vater auch ein großer Theil der Schuld zufiel. Jedenfalls überzeugten sie sich aber, daß sie einander großes Unrecht gethan hatten.

Vor drei Jahren schon hatte sich Richard Löwen kurze Zeit über in New-York aufgehalten und durch die Geschäftsverbindung seiner europäischen Rheder mit dem

reichen Handelsherrn Mr. Halliday diesen und seine Familie kennen gelernt. Die jugendlich heitere, schöne und liebenswürdige Eliza erregte damals schon ein Interesse in ihm, das bald um so wärmer wurde, als er vernahm, daß auch er dem Mädchen nicht gleichgültig sei. Die Zeit seiner Anwesenheit war indessen zu kurz, um die Schließung eines innigeren Verhältnisses zu gestatten, dennoch fühlten Beide, als sie sich trennen mußten, ihre jungen Herzen schwer bedrückt, und dies Gefühl gestaltete sich bald zu einer träumerisch süßen Sehnsucht um.

Richard war nach Europa zurückgekehrt, hatte zu seiner Familie von der angenehmen Bekanntschaft gesprochen, und die kleinen Neckereien, die man ihm in der Folge zu Theil werden ließ, trugen nur dazu bei, das Andenken an Eliza frisch in ihm zu erhalten. Als er im nächsten Frühjahr wieder zur See ging, wählte er sich ein Schiff, die »Johanna«, aus, das zunächst nach New-York segelte und voraussichtlich dort mehrere Monate liegen bleiben mußte.

Die jungen Leute sahen sich wieder, und die erste Freude darüber machte sie über ihre Gefühle für einander klar; Richard, ganz hingerissen von der Jungfrau, die sich in der Zeit seiner Abwesenheit noch schöner entwickelt hatte, fand für diese Gefühle bald Worte und erhielt eine Antwort darauf, die ihn auf den Gipfel des Glückes hob. Er brachte von da ab in Eliza's Gesellschaft die längste Zeit des Tages so zu, wie es sein unschuldvolles und poetisches Gemüth nur ansprechen konnte, und Mr. Halliday ließ die Liebenden ungestört gewähren, denn bei

seinen damals schon schwankenden Vermögensverhältnissen hätte er die Zukunft seiner Tochter gern so bald als möglich gesichert gesehen und Richard Löwen schien ihm in jeder Beziehung geeignet, die Sorge für jene übernehmen zu können. Der Billigung des Vaters gewiß, machten Richard und Eliza auch bald vor ihm kein Geheimniß mehr aus ihrer Liebe, es kam sogar so weit, daß er selbst dem jungen Seemanne den Rath gab, an seine Eltern zu schreiben und ihnen die Wünsche seines Herzens vorzutragen. Dies geschah, und täglich erwartete Richard die Antwort der unverzüglich die öffentliche Verlobung folgen sollte.

Um dieselbe Zeit erhielt Mr. Halliday den Brief seines Schwagers Saunders, worin dieser ihm den Vorschlag zur Verheirathung Eliza's mit dem als überaus reich geschilderten Samuel Roberts machte. Wir haben schon gehört, daß sich Mr. Halliday täuschen ließ und auf diesen Antrag sein eigenes Glück zu gründen hoffte. Er bedauerte jetzt von Herzen, dem jungen Deutschen Aussichten auf die Hand seiner Tochter eröffnet zu haben, aber er begriff auch, daß der Versuch einer gewaltsamen Auflösung des Verhältnisses zwischen Eliza und Richard an der festen Neigung Beider scheitern würde, daher entwarf er einen anderen Plan zu ihrer Trennung.

Die Liebenden genossen schon mehrere Monate hindurch ihr reines Glück, und konnte dies durch irgend etwas getrübt werden, so war dies nur die Aussicht auf Richards nahe bevorstehende Weiterreise; die Johanna sollte nach Ostindien gehen, der Zeitpunkt einer dauernden

Verbindung war ihnen also mindestens auf ein bis andert-halb Jahr hinausgerückt. Mindestens aber wünschten sie, sich durch die öffentliche Verlobung an einander binden zu können, und erwarteten deshalb ungeduldig die Ein-willigung von Richards Eltern.

Endlich kam dieser Brief und entsprach ganz ihren Wünschen. Die Liebenden waren übergücklich, denn Mr. Halliday verbarg seine Absichten mit großer Vorsicht, nur verzögerte er den ersehnten Tag der Verlobung, indem er ihn auf die Zeit unmittelbar vor der Abreise Richards festsetzte. Im Auftrage seines Capitains mußte der junge Steuermann auf einige Tage nach Trenton reisen; seine Entfernung gedachte Mr. Halliday zur Ausführung seines Planes zu benutzen. Am Tage nach seiner Abreise schon erklärte er seiner Tochter, Geschäfte riefen ihn nach Bos-ton und er wünsche, daß sie ihn begleite; sie willigte um so eher darein, als die Rückkehr schon in wenigen Tagen erfolgen sollte und sie durch die Zerstreung der Reise sich die Zeit bis zu des Geliebten Heimkunft zu ver-kürzen hoffte; sie ahnte nicht, daß sie Richard nicht wie-dersehen sollte. Um ihn aber für den Fall, daß er früher als sie in New-York eintreffe, zu beruhigen, ließ sie einen Brief an ihn zurück; Richard konnte ihn nicht erhalten, denn ihr Vater unterschlug ihn. Außerdem aber hinter-ließ auch letzterer ein Schreiben an den jungen Mann, in dem er ihm erklärte, seine in letzter Zeit veränderten Ver-mögensverhältnisse nöthigten ihn, anderweitig über die Hand seiner Tochter zu verfügen, und diese, durch seine Gründe überzeugt, habe, wenn auch schweren Herzens,

eingewilligt, Richard zu entsagen. Um ihnen Beiden unter solchen Umständen ein Wiedersehen, das doch nur trauriger Art sein könne, zu ersparen, habe er mit Eliza New-York verlassen und werde nicht eher dahin zurückkehren, als bis die Johanna ausgelaufen sei. Ueberdies hatte Mr. Halliday die Vorsicht gebraucht, das Ziel seiner Reise geheim zu halten, um Richard jeden Weg abzuschneiden, Eliza zu suchen und zu finden.

Der junge Seemann war niedergeschmettert durch diese so sehr überraschende Nachricht; Mr. Halliday hatte nichts versäumt, ihm diesen Entschluß Eliza's glaubwürdig zu machen, und so bestätigten alle Erkundigungen, die Richard einzuziehen vermochte, nur Halliday's Brief.

Als Eliza in der Voraussetzung, daß ihr Geliebter schon nach New-York zurückgekehrt sein müsse, ihren Vater zum Aufbruch eben dahin drängte, schützte dieser dringende Geschäfte vor, die ihn noch in Boston aufhielten; auch versicherte er die Tochter, den aus New-York erhaltenen Briefen zufolge sei Richard noch gar nicht dahin zurückgekehrt. Bald darauf aber zeigte Halliday seiner Tochter einen gefälschten Brief eines Geschäftsführers, worin ihm mitgetheilt wurde, der Steuermann sei immer noch in Trenton und zwar werde er daselbst nicht durch Geschäfte zurückgehalten, sondern durch die Liebenswürdigkeit einer jungen Dame von zweideutigem Rufe, in deren Netze er sich unlöslich verstrickt zu haben scheine. Die unglückliche Eliza war eine Weile unentschlossen, wie sie sich benehmen solle; dann hielt sie es für das Beste, an Richard selbst zu schreiben und ihn zu seiner

Pflicht zurückzurufen; sie erhielt auf diesen, sowie auf ein paar folgende Briefe keine Antwort, und zwar aus dem Grunde, weil Halliday sie nie an ihre Adresse gelangen ließ. Daß Richard sie nicht einmal einer Antwort auf ihre sanften Vorwürfe, ihre liebevollen Bitten würdigte, empörte das schon tief verletzte Gefühl des Mädchens auf das Aeüßerste; unter heißen Thränen faßte sie den Vorsatz, sein Bild ganz aus ihrem Herzen zu reißen, und nun bestand sie nicht mehr auf die schleunige Rückkehr nach New-York.

Ihr Vater wußte dieselbe auch noch so lange zu verzögern, daß er mit der Tochter dort erst eintraf, als die Johanna schon wieder in See gegangen war. Auch die letzte Hoffnung der armen Eliza, einen Abschiedsbrief Richards vorzufinden, schlug fehl, denn der junge Seemann war durch den Brief ihres Vaters und ihr eigenes Schweigen zu tief gekränkt, als daß auch er nicht den Willen gehabt haben sollte, sie zu vergessen.

Beide hatten ihre Kräfte zu hoch angeschlagen; zu wenig auf die Macht alter heiliger Erinnerung gerechnet, wenn sie sich der Ausführung eines solchen Vorsatzes für fähig hielten; ihr erstes Wiedersehen in San-Francisco hat uns dies bewiesen.

Eliza hatte dem wiedergefundenen Geliebten auch von der Bewerbung Samuel Roberts' um ihre Hand, die sie entschieden zurückgewiesen hatte, erzählt, und da sie wußte, in welcher näher Verbindung er mit Saunders stehe, zweifelte sie jetzt gar nicht mehr, jene ganze Intrigue gegen ihr Glück sei damals von letzterem ausgegangen.

Uebrigens wußten weder Richard noch Eliza, daß Samuel Roberts sich zur Zeit in San-Francisco befinde, denn der Regulatorenchef, den Eliza noch nicht hier gesehen hatte, führte im Munde des Volkes den kurzen Namen Sam.

Es war spät geworden, bis Beide die gegenseitigen Erklärungen ausgetauscht und sich verständigt hatten. Wir wollen nicht zu schildern versuchen, wie überaus glücklich sie sich fühlten und wie schnell sie die Leiden einer zweijährigen Vergangenheit vergaßen, um sich den seligsten Hoffnungen für die Zukunft ganz hinzugeben. Von Neuem war ein Bündniß zweier Herzen unauslöslich geschlossen, das fremde Nichtswürdigkeit nur auf kurze Zeit scheinbar hatte lösen können.

5.

Richard, der sich erst spät von Eliza verabschiedet hatte, da ihm die Stunden wie im Fluge dahinschwanden, beschloß, die Nacht an der Johanna zuzubringen, zumal er auch immer noch nicht fest überzeugt sein konnte, man habe Eliza, oder seine eigene Spur nicht bis zu dem Schiffe verfolgt und der Aufenthalt auf dem letzteren sei für das Mädchen ganz gefahrlos. Daß seine Geliebte Feinde habe, die sie in ihre Gewalt zu bekommen bestrebt wären, schloß er aus dem sonderbaren Benehmen Tozers, aber errieth nicht, wer diese Feinde sein könnten, es müßte denn Saunders die Hand wieder im Spiel gehabt haben. Darum empfahl er auch, ehe er sich auf sein Lager

niederstreckte, dem alten Maaten und den andern Matrosen, welche sich in die übliche Nachtwache auf dem Verdecke theilten eine besondere Aufmerksamkeit und Vorsicht an.

Als er sich niedergelegt hatte und, zu erregt, um sofort einschlafen zu können, noch einmal die Ereignisse des Tages überdachte, fiel es ihm auch erst ein, daß er über die Erklärungen mit Eliza vergessen habe Schritte zur Ermittlung ihres Vaters zu thun, und nahm sich solche für den folgenden Tag vor; dann aber erinnerte er sich auch Theresa's, die ihn unzweifelhaft schon am Abende in ihrem Hause erwartet hatte. Bisher hatte er noch nicht Zeit gefunden, Eliza von dem Verhältnisse zu der Mexikanerin Mittheilung zu machen, das jetzt, wie er fühlte, eine ganz andere Form annehmen müsse. Er stand keinen Augenblick mit dem Entschlusse an, es der Geliebten, die einen Anspruch auf sein volles Vertrauen hatte, am nächsten Morgen schon auseinanderzusetzen; da er sich durchaus schuldlos fühlte, zweifelte er auch gar nicht, Eliza werde sein bisheriges Benehmen gegen Donna Theresa gutheißen. Wohl zu überlegen aber war es, ob er der letzteren etwas von dem Wiederfinden seiner ehemaligen Braut, die jetzt wieder in dieselben Rechte auf sein Herz und seine Hand getreten war, sagen sollte, daß er dieses Verhältniß bis dahin selbst für abgebrochen halten mußte, hatte er seiner auch nie gegen irgend Jemand, am wenigstens Donna Theresa gegenüber erwähnt, und die Leidenschaftlichkeit der Mexikanerin kennend, trug er sein

wohl gerechtfertigtes Bedenken, sich ihr anzuvertrauen und durch ihre Eifersucht vielleicht Eliza's Sicherheit bloßzustellen; vorläufig jedenfalls wollte er noch schweigen.

Wie Richard es sich vorgenommen hatte, sprach er am folgenden Morgen schon zu Eliza von der Mexikanerin, und jene war viel zu glücklich, von viel zu großem Vertrauen einer innigen Liebe durchdrungen, als daß sie hinter seinen Worten sie beunruhigende Heimlichkeiten hätte erwarten sollen. Freilich hatte es der junge Seemann, vielleicht in bloßer Bescheidenheit, für überflüssig befunden, sie von seiner Vermuthung in Kenntniß zu sehen, daß Theresa ihm ihre leidenschaftliche Liebe zutrage, vielmehr stellte er dies Verhältniß so dar, als sei es von ihrer Seite durch Freundschaft, von der seinigen durch Dankbarkeit allein geknüpft.

Dann verließ er das Schiff nach einem zärtlichen Abschiede von seiner Braut und begab sich etwas unruhigen Herzens auf den Weg nach Donna Theresa's Hause.

Wie er es erwartet hatte, empfing ihn die Donna mit leicht schmollender Miene und mit Vorwürfen, daß er seinem Versprechen schon am vergangenen Tage nicht treu geblieben sei.

»Sie sind verwundet, Richard?« fragte sie plötzlich abbrechend, und in diesen kurzen Worten lag ein so lebhaftes Erschrecken, eine so tiefgefühlte Theilnahme, wie er sie kaum erwartet hatte.

Der junge Seemann erzählte das Zusammentreffen mit Tozer, das er als ein ganz zufälliges darstellte, ohne Eliza's mit einem Worte zu erwähnen.

»Mein Gott, welchen Gefahren ist man in diesem unheilvollen Lande ausgesetzt!« rief das Mädchen erregt. »Wir werden es aber verlassen, Richard, nicht wahr, wir werden es bald verlassen?«

»Meine Pflicht bindet mich an die Johanna,« erwiderte Richard, etwas befangen durch ihre Frage gemacht. »Wenn Capitain Stüve nicht bald zurückkehrt und es gelingt mir, das nöthige Schiffsvolk zusammenzubringen, so werde ich keinen Augenblick säumen, in die Heimath zurückzukehren, wo mein Schiff schon mit banger Sorge erwartet wird.«

»Dann werde ich doch ebenfalls einen Platz auf der Johanna finden?« fragte Donna Theresa lächelnd.

»Ich zweifle nicht, daß Capitain Stüve Ihnen denselben mit der größten Bereitwilligkeit einräumen wird,« erwiderte der junge Seemann verlegen, »aber ich fürchte, daß die Bequemlichkeiten, die unser Schiff zu bieten vermag, Ihnen nicht genügen werden, Donna Theresa.«

»Ach, wie ungalant, Don Richardo!« rief die Dame, die ihren Unmuth unter dem Tone des Scherzes zu verdecken suchte. »Ich vertraue mich Ihnen ohne Bedenken an, ohne einmal das Ziel Ihrer Reise genau zu kennen, und Sie wollen nicht im Stande sein, den geringen Anforderungen auf Comfort, die ich stelle, zu entsprechen.«

»Wenn es in meiner Macht läge, Donna Theresa –«

»Genug,« unterbrach ihn Therese schnell; »Sie sollen mich auf die Johanna führen, und ich selbst will mich überzeugen, ob ich meinen Plan, die Reise nach Europa auf ihr zu machen, aufgeben muß.«

Der junge Mann erschrak so sehr, daß er seine innere Unruhe nicht ganz verbergen konnte.

Donna Theresa bemerkte diese wohl, ein Grund mehr, auf ihrer eben ausgesprochenen Absicht zu bestehen.

»Sie werden mich morgen schon an Bord der Johanna geleiten, nicht wahr, Richard?« fragte sie mit einem prüfenden Blicke auf ihn.

Eine Purpurröthe übergieß das Gesicht des Jünglings, und als fühle er eine schwere Schuld, vermochte er nicht, seine Augen zu dem Mädchen zu erheben.

»Donna Theresa,« stotterte er in äußerster Befangenheit, »ich werde Ihren Wünschen heute nicht nachkommen können, denn –«

»Ei, Don Richardo, dahinter steckt ein Geheimniß; ich bestehe jetzt allen Ernstes darauf, auf Ihr Schiff geführt zu werden,« erwiderte die Mexikanerin mit einer Bestimmtheit, die gar keinen Widerspruch mehr litt. Die Cajüte ist doch nicht etwa durch einen Passagier nach Europa bereits besetzt?« fügte sie zwischen Spott und Ernst getheilt, hinzu.

»Allerdings ist sie das, Donna Theresa,« antwortete Richard, der sich auf den äußersten Punkt gedrängt sah und seine Unschlüssigkeit jetzt wenigstens durch Bestimmtheit wieder gut machen wollte. »Die Johanna hat bereits zwei Passagiere für New-York an Bord.«

»So?« fragte die Dame gedehnt, während ihre Wangen in schnellem Wechsel bald roth, bald blaß worden, denn sie ahnte bereits eine ihr unangenehme Eröffnung. »Und Sie haben mir bisher nicht ein Wort davon gesagt, Don Richardo?«

»Das war unmöglich, da sich meine Schützlinge erst seit gestern Abend dort befinden.

»Ihre Schützlinge?« fragte sie etwas gereizt. »Darf ich fragen, wem ein solches Glück zu Theil geworden ist?«

»Miß Halliday, meiner Braut, Donna Theresa, und ihrem Bruder,« erwiderte der junge Seemann mit soviel Festigkeit, als er dem glühenden Blicke der Dame gegenüber behaupten konnte.

Man wird sich nur schwer den Eindruck vorstellen können, den diese überraschende Erklärung auf die Mexikanerin machte; in einem Augenblicke war alles Blut aus ihren Wangen gewichen, ihre dunklen Augen funkelten, als sie Richard, immer noch zweifelnd ob sie richtig verstanden habe, anblickte, und ihr Busen hob sich stürmisch.

»Sie wollen mich necken, Richard,« rief sie dann plötzlich, sich in die Kissen des Sopha's zurückwerfend und ein gezwungenes Lachen ausstoßend.

»Ich würde es nicht wagen, Donna Theresa. Warum finden Sie in meinen Worten so viel Unglaubliches?« fragte er mit fester Stimme und ernstem Blick.

»Sie sind verlobt? – Ihre Braut ist in San-Francisco?« rief sie, indem sie sich ungestüm erhob. »Und seit wann ist das Alles geschehen, Richard?«

»Ich bin schon seit zwei Jahren verlobt, Donna Theresa, und wenn ich bisher auch nicht davon zu Ihnen gesprochen habe, so werden Sie mein Benehmen doch erklärlich und gerechtfertigt finden, wenn Sie mir gestatten wollen, Sie in Kurzem mit meinen und Miß Halliday's frühem Verhältnissen bekannt zu machen.«

Richard hatte jetzt seine Fassung wiedergewonnen und sagte das mit solcher Ruhe, daß diese unwillkürlich auch Theresa imponirte, sie für den Augenblick wenigstens sprachlos machte; Sie gab ihm nur ein Zeichen mit der Hand, daß er sprechen möge, und er kam dieser Aufforderung sogleich nach. Hätte ihn sein Zartgefühl nicht abgehalten, seine Augen auf das Gesicht des Mädchens zu richten, dessen gekränkte Gefühle er wohl errieth, so würde er den entsetzlichen Kampf der Leidenschaften in ihm wahrgenommen haben, der Böses verkündete und ihn zur Vorsicht mahnen mußte. Während er aber sprach, gewann auch Theresa Zeit, sich zu fassen und eine Miene anzunehmen, die anfangs bitter und stolz erschien, dann aber kalt und gleichgültig und endlich beinahe freundlich wurde.

Der junge Seemann sprach mit aller ihm eigenen Offenheit; er erzählte, und seine Wärme dabei verletzte Theresa's Herz tief, von seiner ersten Bekanntschaft mit Eliza, von dem bitteren Schmerz der Trennung und wie er sich des Mißverständnisses ungeachtet nie von ihr habe ganz lossagen können, von dem Wiederfinden des Mädchens, ihrem unverschuldeten Elend und der Gefahr, in der ihre Person hier in San-Francisco schwebte, wobei er

nicht unterließ, Kenrick Saunders zu erwähnen. Als er geendet hatte und nun erst fragend zu Theresa aufblickte, befriedigte ihn der Ausdruck, der auf ihrem Gesichte lag, vollkommen; er hatte nicht erwartet, daß sie so vieler Selbstüberwindung, sogar, wie es ihm erschien, Theilnahme fähig sei.

»Arme Miß Halliday,« seufzte auch Theresa.

»Ich habe mich nicht in Ihrem edlen Herzen getäuscht, Donna Theresa!« rief der Jüngling hocheufreut; ich wußte es, daß Sie uns Ihre Theilnahme nicht versagen würden, wenn unser merkwürdiges und bisher so trauriges Schicksal erst offen vor Ihnen daliegen würde. Halten Sie mich jetzt noch für schuldig, Donna Theresa?«

»Sie liebten Miß Halliday wirklich so tief, so innig? Sie haben sie immer so geliebt?« fragte sie statt der Antwort weich und träumerisch.

»Unsere Herzen sind stets unzertrennlich gewesen,« erwiderte Richard und zog mit einem Blick des Dankes und warmer Freundschaft ihre Hand an seine Lippen.

»Sie beabsichtigen, Miß Halliday nach Europa zu führen und dort –«

Die Stimme versagte ihr und sie schien mit Anstrengung gegen die Thränen zu kämpfen, die sich in ihre Augen drängten.

»Sobald es mir möglich wird,« antwortete er lebhaft. »Und jetzt, da ich weiß, daß Eliza an Ihnen eine treue Freundin finden wird, werde ich mich überaus glücklich

schätzen, wenn Sie uns begleiten, Donna Theresa, vorausgesetzt, daß Sie bei Ihrem Entschlusse, die Heimath zu verlassen, beharren.

»Gewiß,« erwiderte die Donna nachdenklich. Nach einer kurzen Pause fuhr sie lebhafter fort:

»Miß Halliday wird auch am Bord der Johanna den Gefahren ausgesetzt sein, die sie hier bedrohen.«

»Ich fürchte das nicht, Donna Theresa.«

»O, Sie sollten diese Menschen, die ein Verbrechen so gering anschlagen, besser kennen gelernt haben,« rief sie ungestüm; »die letzten Tage haben uns Beweise genug dafür geliefert, wie weit ihre Kühnheit und sogar ihre Macht geht. Mein Haus steht Miß Halliday offen, und Sie werden ohne Zweifel kein Bedenken darin sehen, Ihr Liebstes einer Freundin anzuvertrauen, die ihre ganze Sorge darauf verwenden wird, es Ihnen ungefährdet zu erhalten.«

»Sie sind zu gütig, Donna Theresa,« sagte Richard etwas verlegen, denn der Vorschlag der Mexikanerin wollte ihm schon deshalb nicht ganz gefallen, weil er fürchtete, Eliza könne deren frühere Gefühle für ihn in dem nahen Zusammensein errathen und dann vielleicht ein leichtes Mißtrauen auf ihn werfen.

»Sie haben sowohl Miß Halliday als mir Ihren Schutz versprochen, dessen wir unter den hier herrschenden Verhältnissen leicht bedürfen könnten, erinnerte Theresa. »Ohne einem dieser Versprechen ungetreu zu sein, werden Sie Ihren Verpflichtungen auf eine andere Weise

als die von mir vorgeschlagene nicht nachkommen können, da es doch ganz unmöglich ist, daß ich mich jetzt ebenfalls auf die Johanna begeben.«

»Ihr Anerbieten kann nur meinen Wünschen entsprechen,« erwiderte Richard; »ehe ich es aber annehme, gestatten Sie mir, mit Eliza darüber zu sprechen.«

Theresa schien ihn zu verstehen und willigte ein; sie wiederholte nochmals die Versicherungen ihrer Theilnahme und Freundschaft für die Braut ihres Freundes.

An demselben Tage sollte das Begräbniß ihres Vaters stattfinden. Die dazu nöthigen Vorbereitungen nahmen Richards Thätigkeit nun ganz in Anspruch, so daß er, wie er es bereits vorausgesehen und Eliza mitgetheilt hatte, nicht Zeit finden konnte, vor Einbruch der Nacht auf die Johanna zurückzukehren; dem Theresa gegebenen Versprechen mußte er seine Sehnsucht nach der Geliebten zum Opfer bringen.

Gegen Abend sollte die Leiche in feierlicher Procession fortgeführt werden; die katholischen Geistlichen und eine Menge hier ansässiger oder zur Zeit anwesender Spanier und Mexikaner hatten sich bereits eingefunden, denn unter ihnen hatte der gewaltsame Tod Don Espeira's ebenso viel Bestürzung als aufrichtige Theilnahme erregt.

Richard führte die thränenlose, aber in furchtbarer innerer Erregung leichenblasse und leise bebende Theresa an den Sarg des Vaters zum letzten Abschiede, denn die Sitte verbot ihr, sich dem Trauerzuge anzuschließen. Beide befanden sich allein in dem schwarzausgeschlagenen

Gemach, das mit dem offenen Sarge in der Mitte und den denselben umgebenden Wachskerzen einen tieffeierlichen, ergreifenden Eindruck machte. Er zog sich ein wenig zurück, als Theresa lautschluchzend neben dem Sarge zu Boden sank und die Hände des Dahingeschiedenen mit heißen Küssen bedeckte. Dann schien sie, ganz in sich versunken, leise zu beten, aber allmähig, wohl ihr selbst unbewußt, wurde ihr Flüstern so laut, daß Richard die Worte verstehen konnte:

»Bei der gebenedeiten Jungfrau schwöre ich auf dieses todte Herz – sie hatte die heftig zitternde Hand auf die Leiche gelegt, und ihre Augen sprühten ein düsteres, unheimliches Feuer, »daß ich nicht eher ruhen will, bis ich Deinen gottverfluchten Mörder aufgefunden und sein Blut zur gerechten Sühne habe fließen sehen; und ich schwöre ferner, daß keine weibische Schwäche, kein weiches und süßes Gefühl in der Brust Theresa de Espeira's Platz finden soll, so lange es gilt, diesen Tod zu rächen und die eigene Ehre der letzten Trägerin dieses erlauchten Namens zu wahren; wird ihr auch nie ein Bruder oder ein Gatte zur Seite stehn, Theresa wird diese Pflichten mit männlicher Kraft erfüllen, denn seit diesem Tage ist das Weib in ihrem starren, kalten Herzen gestorben. Das schwöre ich, so wahr mir Gott zum ewigen Seelenheil helfe.«

Die wenigen Thränen, die sie an dieser Stätte endlich gefunden hatte, waren wieder versiegt. Richard, der bei ihren Worten sich von leisem Schauer ergriffen fühlte, vernahm nur noch einen dumpfen Seufzer, und dann sah

er, wie sie sich kalt und stolz erhob und festen Schrittes von dem Sarge fortging. Ohne einen Blick auf ihn schritt sie an ihm vorüber der Thür zu und verschwand durch dieselbe in ihre eigenen Zimmer.

Sobald das Begräbniß des alten Don, dem Richard beiwohnte, vorüber war, begab dieser sich eilig auf die Johanna. Obgleich er, wo es seine Zeit und die Gelegenheit nur gestattete, im Laufe des Tages Erkundigungen über den Verbleib Mr. Halliday's einzuziehen gesucht hatte, war er doch noch nicht im Stande, Eliza eine Nachricht darüber zu bringen. Man kannte in den Wirthshäusern wohl zuweilen Kenrick Saunders, aber nicht dessen Schwager, und man meinte, ersterer müsse sich noch irgendwo in der Stadt aufhalten.

Auf dem Versteck des Schiffes stieß Richard zuerst auf den Maat, der ihm pflichtgemäß die Meldung abstattete, daß nichts Besonderes vorgefallen sei.

»Was die junge Miß anbetrifft,« meinte der alte Johannsen dann, »so ist sie frisch und wohlauf, wie ein Goldfischchen im süßen Wasser; aber ich meine, Herr, es ist doch nicht alles richtig und wir müssen die Nacht über scharf auslugen.«

»Wie kommt Ihr zu solchen Vermuthungen, Johannsen?« fragte der junge Seemann überrascht und beunruhigt.

»Ja seht, Herr, Hanach« – dies war der zweite Mann, der sich augenblicklich auf der Johanna befand – »ist

heute Nachmittag auf eine halbe Stunde binnen gegangen, um etwas Tabak für uns Beide zu holen, und da ist er an der London-Taverne ein Bischen aufgerannt.«

»Ist das nicht die Wirthschaft, die hier ganz in der Nähe in der Hafestraße liegt?« fragte Richard.

»Ganz richtig, Herr, keine fünfzig Faden vom Klüverbaum der Johanna an gerechnet. Nun seht, Herr, da haben sich ein paar verwegene aussehende Kerle steuer- und backbordwärts an ihn gelegt und ihn angeprait; aber ich meine, der Hanach kann's Euch besser selbst erzählen.«

Der alte Maat wartete nur ein billigendes Zeichen seines ungeduldigen Vorgesetzten ab, dann holte er das Zeichen seiner Würde, die kleine Pfeife an messingener Kette, hervor, und piff kunstgerecht das Signal: »Alle Mann auf Deck!« Eine halbe Minute später steckte auch schon Hanach sein verwittertes Seemannsgesicht durch die große Deckluke und beeilte sich, sehr schnell mit dem ganzen Körper herauszukommen, als er seinen Steuer- mann und zeitigen Capitain erblickte.

Von ihm erfuhr Richard, was ihm allerdings wichtig war und lebhaft Besorgnisse wachrufen mußte. Zwei Männer, dem Anschein nach amerikanische Miner, hatten ihm also in der London-Taverne ihre Gesellschaft aufgedrängt und ihn in ein Gespräch zu verwickeln gewußt, dem sich der ehrliche Seemann anfangs ohne Mißtrauen hingab. Sie hatten ihn befragt, welchem Schiffe er angehöre, wer dasselbe kommandire u. s. w., und dadurch

die Verhältnisse der Johanna wahrheitsgetreu in Erfahrung gebracht. Erst als sie geradezu mit der Frage herausrückten, ob nicht eine Dame an Bord sei, erinnerte sich Hanach der Mahnungen seines Steuermannes zur Vorsicht, verneinte die Frage und entzog sich bald der Gesellschaft, die ihn jetzt mit Argwohn erfüllte. Später, als es zu dunkeln begann, hatte er dieselben beiden Leute auf dem Hafendamm auf- und abschreiten sehen und, wie es ihm und Johannsen schien, beobachteten sie die nicht fern ankernde Johanna genau. Das alles mußte Richard bedenklich erscheinen und ihm klarmachen, daß man den Anschlag auf Eliza wohl noch keinesfalls aufgegeben habe; für den schlimmsten Fall mußten Sicherheitsmaßregeln, einem solchen entgentreten zu können, sogleich getroffen werden.

Ehe Richard sich in die Cajüte zu Eliza hinabgab, setzte er deshalb seinen beiden Seeleuten noch umständlicher, als es schon Tages zuvor geschehen war, auseinander, was man zu fürchten habe und wie er entschlossen sei, jede gegen die Johanna und ihre Passagiere versuchte Gewaltthat entschieden zurückzuweisen; die Beiden stimmten ihm bereitwillig bei. Sie mußten sich sogleich bewaffnen und sollten zusammen die ganze Nacht hindurch auf dem Verdeck wachen, jedes Boot, das sich der Johanna mit der augenscheinlichen Absicht, anzulegen, näherte, anrufen und zurückweisen, im Widersetzungsfalle darauf feuern. Dann ließ er sogleich sämtliche Luken in den Seitenwänden des Schiffes fest schließen und ein paar blaue Raketen bereit halten, um nöthigenfalls

den Hafenbehörden das Nothsignal geben zu können. Mit dem Befehl, ihn sogleich zu rufen, sobald sich irgendetwas Verdächtiges ereigne, stieg er dann in die Cajüte hinab; Eliza wollte er vorläufig durch eine geäußerte Besorgniß nicht beunruhigen.

Sie und ihr Bruder, der jetzt auch wieder ganz ausgesöhnt mit ihm erschien, empfingen ihn mit der lebhaftesten Freude, und zunächst mußte er erzählen, wie er den Tag zugebracht habe, auch über seine erfolglosen Bemühungen in Betreff Halliday's Bericht erstatten. Die Kinder schwiegen dazu traurig, aber aus der heiteren Ruhe, die sie bald wieder gewannen, war es ersichtlich, welchen glücklichen Einfluß das Wiederfinden Richards und die Hoffnung, die Heimath bald wiederzusehen, auf sie ausgeübt hatte.

Der junge Seemann verschwieg seiner Braut nicht, daß er sich in Betreff ihrer Donna Theresa habe anvertrauen müssen und daß diese Eliza und ihrem Bruder ihr Haus zum einstweiligen sicheren Aufenthalte angeboten habe. Das Mädchen war dadurch keineswegs unangenehm berührt, wie er gefürchtet hatte, sondern sie legte die Entscheidung mit vollem Vertrauen in seine Hand. Richard selbst war aber noch nicht entschlossen; erfolgte in der Nacht wirklich ein Angriff auf die Johanna, so blieb freilich nichts anderes übrig, als auf Theresa's Vorschlag einzugehen, denn mit der geringen Mannschaft, über die er verfügte, wäre er nicht lange im Stande gewesen, einem schlaun und vielleicht mächtigen Feinde Widerstand zu

leisten, auf den Schutz der Hafenbehörden aber konnte man sich bei den ungeordneten Zuständen in San-Francisco nicht verlassen; blieb aber alles ruhig, dann ließ sich annehmen, Johannsen und Hanach hätten sich in ihren Besorgnissen getäuscht, und dann hätte er es gern vermieden, die beiden Frauen zusammenzubringen, zumal er deren Charaktere für einander ganz widersprechend halten mußte.

Nachdem man einen festen Entschluß hierüber also auf den nächsten Morgen verschoben hatte, trennte sich die kleine Gesellschaft in der Capitains-Cajüte; Eliza und Henry suchten unbesorgt ihr Lager und Richard begab sich auf das Verdeck hinauf.

Die Johanna lag etwa achtzig Schritte von dem Hafendamme entfernt; dazwischen und zur Seite des Schiffes in nicht beträchtlicher Entfernung ankerten mehrere andere große und kleine Fahrzeuge, von denen die Mannschaft zum Theil ebenfalls in die Minen entlaufen war und deren Capitaine sich in derselben Verlegenheit befanden wie der Capitain der Johanna. Auf allen diesen Schiffen war es daher still und öde, und nur aus der Stadt herüber drang das dumpfe Gewirre von Musik und Menschenstimmen. Die Nacht war nicht sehr finster, indessen verhinderten die übrigen Schiffe und die langen Schatten, die sie auf das spiegelglatte Wasser warfen, ein sich näherndes Boot früher zu bemerken, als bis es sich auf wenige Ellen genähert hatte. Die drei Wächter auf

dem Deck der Johanna hatten, in ihre Mäntel fest eingewickelt, ihre Plätze an verschiedenen Stellen so eingenommen, daß sie nach allen Seiten frei blicken konnten; sie wechselten kein Wort, und es schien, als liege auf dem Schiffe alles in tiefem, sorglosem Schlafe.

Mitternacht war schon längst vorüber und alles war ruhig geblieben. Im Osten gegen die Küstengebirge hin zeigte sich bereits der erste matte Dämmerungsstreifen, und es trat eine so empfindliche Kälte ein, daß die Männer sich hinter der Schanzkleidung des Decks zu schützen suchten; ihre Wachsamkeit ließ allmähig nach, denn die körperliche Abspannung nahm naturgemäß überhand und die Sehnsucht nach dem Schlafe spiegelte ihnen vor, daß jetzt alle Gefahr vorüber sein müsse. Hanach und Johannsen bedauerten insgeheim, daß sie ihren überflüssigen Besorgnissen Worte gegen ihren Vorgesetzten gegeben hatten.

Auch Richard war am Tage zu anstrengend beschäftigt gewesen, als daß sein Körper so leicht der Ruhe hätte entbehren können; sein Geist war durch die letzten Ereignisse überaus angespannt worden und wiegte sich in Träumereien ein, die bald in einen wirklichen Halbschlaf übergingen; sein Haupt sank auf die Schanzkleidung hinab und seine Augen schlossen sich.

Plötzlich fuhren die Drei aber aus ihrem mehr oder minder festen Schlafe erschrocken auf; der in der Capitains-Cajüte bei Eliza und, ihrem Bruder zurückgebliebene Hund hatte angeschlagen und bellte jetzt so

wüthend, daß es jedem klar wurde, dies müsse einen besonderen, gefahrdrohenden Grund haben. Richard, der seinen Platz am Stern des Schiffes genommen hatte, unter dem sich die Cajüte befand, sprang schlaftrunken auf und sein erster Griff war nach den Waffen. Ein merkwürdiges Geräusch, von dem Bellen des Hundes fast über-tönt, ließ sich ganz in seiner Nähe vernehmen. Blitz-schnell bog er sich über die Brüstung hinaus und blickte nach den unter ihm liegenden Fenstern der Cajüte.

Hier lag, hart am Steuerruder, ein Boot, das fünf oder sechs in der Dunkelheit unkenntliche Personen in sich zu fassen schien. Ohne Zweifel waren sie eben beschäftigt, gewaltsam die Fensterluken der Cajüte aufzubrechen; da sie sich durch den Hund verrathen sahen, beeilten sie dieses Geschäft, das auch um so schneller von statten ging, als sie jetzt aufgegeben hatten, das Geräusch bei ihrer Arbeit zu vermeiden.

»Hierher!« rief Richard seinen beiden Genossen mit Donnerstimme zu und feuerte seinen Revolver auf gut Glück gegen die im Boote Befindlichen ab.

»Teufel auch, sie sind schon wach an Bord!« rief unten eine grobe Stimme in englischer Sprache.

Der junge Steuermann rief seinen herbeieilenden Leuten nur zu, sie sollten verhindern, daß die Angreifer auf das Deck der Johanna gelangten, und dann stürzte er unverzüglich die zur Cajüte führende Treppe hinab; seine Angst, Jene möchten vor ihm zu Eliza gelangen, war unbeschreiblich und stieg, als er schon auf der Treppe des Mädchens jammernden Hülferuf vernahm.

Als er in das Gemach trat, hob sich seine Brust erleichtert, denn der erste Blick sagte ihm, daß der schändliche Anschlag noch nicht geglückt sei und nun auch nicht glücken könne, wenn seinen Gegnern nicht etwa unerwartete Hülfe würde. Mit sechs Personen, die von außen auf die Johanna dringen wollten, glaubte er, von seinen zuverlässigen Leuten unterstützt, den Kampf schon aufnehmen zu können. Eliza hatte sich in ihrer an die Cajüte stoßenden Schlaf-Coje eingeschlossen, ihr Bruder stand mit von Aufregung und Muth geröthetem Gesicht, einen großen in der Cajüte aufgefundenen Schiffssäbel in der Hand tragend, der Luke gegenüber, die man aufbrechen wollte, und ihm zur Seite der Hund, ein nicht zu verachtender Kämpfer.

Ohne Verzug stieß Richard die bereits beschädigte Luke von innen auf und schickte sich an, durch dieselbe Feuer zu geben; aber schon waren die Angreifer aus seinem Schußbereiche, denn sie hatten, durch den unerwarteten Widerstand, auf den sie trafen, jedenfalls geschreckt, ihr Boot bereits von der Johanna abgestoßen und ruderten eilig in das Dunkel zurück. Man vernahm nur noch die Flüche und Drohungen, die sie ausstießen, und die Schüsse, die ihnen Johannsen und Hanach nachsandten; die letzteren schienen ganz erfolglos zu sein, wenigstens hörte man nicht den Schmerzensruf eines Verwundeten.

Damit war also der ganze Kampf beendet und Eliza wiederum einer großen Gefahr entgangen; dennoch war

dieser Vorfall von Wichtigkeit, indem er Richards Entschluß feststellte, Eliza am nächsten Morgen schon von diesem unsichern Zufluchtsorte in das Haus Theresa's zu bringen. Auch das junge Mädchen, das eine furchtbare Angst ausgestanden hatte und nun, in Thränen zerfließen, an Richards Brust lag, sehnte sich, das Schiff zu verlassen und von Theresa's freundschaftlichem Anerbieten Gebrauch zu machen, sollte sie doch auch dort unter dem unmittelbaren Schutze des Geliebten stehen.

Natürlich dachte man nun nicht mehr daran, die so gewaltsam unterbrochene Ruhe wieder aufzusuchen; da der Tag schon anbrach, war übrigens ein zweiter Angriff nicht mehr zu befürchten. Richards zärtlichen Liebkosungen und Beruhigungsversuchen war es bald gelungen, Eliza's Angst zu verscheuchen, und man beschäftigte sich nun damit, ein Mittel zu ersinnen, um sie unerkant in das Haus der Mexikanerin zu bringen, denn auch hierbei war Vorsicht nöthig, da die unzweifelhaft sehr eifrig betriebenen Nachstellungen andernfalls auch dort ihre Fortsetzung gefunden haben würden. Nach reiflicher Erwägung kam man dahin überein, Eliza, Henry und Richard wollten sich am Morgen durch Hanach in einem Boote an einen ganz entfernten Landungsplatz rudern lassen und sich von dort aus, wo man sie gewiß nicht erwarten würde, nach Theresa's Hause begeben.

So geschah es wirklich, ohne daß irgend Jemand sie auf ihrem Wege zu hindern suchte oder daß man einen ihnen folgenden Beobachter hätte bemerken können.

Die Mexikanerin war erstaunt, als sie ihren Wunsch, dem Richard am Tage zuvor nicht recht entsprechen wollte, so schnell erfüllt fand; wirklich aber zuckte es wie freudige Ueberraschung über ihr Gesicht, als ihr Richards und seiner Braut Ankunft gemeldet wurde. Da sie noch bei ihrer Morgentoilette beschäftigt war, ließ sie die Gäste einstweilen in ihr Empfangszimmer führen.

Theresa machte eine sorgfältigere Toilette als je, obgleich sie vor Ungeduld zitterte, das Mädchen zu sehen, das sie Richards Herzens beraubt halte. Sie, die nicht begreifen konnte, daß eine andere Schönheit der ihrigen gleichkommen könne, wollte diese heute in das blendendste Licht stellen, um einen Triumph über ihre Nebenbuhlerin zu feiern und vielleicht Richard bereuen zu lassen, daß er jener den Vorzug gegeben habe. Theresa war mit sich selbst zufrieden, als sie sich im Spiegel betrachtete, und wirklich hatte sie Grund dazu, denn die ernste Schwärmerei, die ihr die Trauer der letzten Tage gegeben hatte, machte ihre ungewöhnlichen Reize noch um vieles anziehender. In diesem stolzen Selbstgeföhle betrat sie das Zimmer, in dem sie erwartet wurde.

Obgleich sie den festen Vorsatz mit sich dahin nahm, Eliza mit liebenswürdiger Freundlichkeit entgegenzukommen, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts doch einen Augenblick, als sie das Mädchen vor sich sah. Wohl sagte sie sich, ihre eigene Schönheit litte keinen Vergleich mit der der blonden Amerikanerin, die ihr gegenüber fast unbedeutend erscheinen müßte, aber die leidenschaftslose Milde, die engelgleiche Zartheit, die

sich in Eliza's Zügen ausprägten, übten auch auf die Mexikanerin eine unwiderstehliche Gewalt aus, in der sie Richards Wahl zu begreifen vermochte; da waren Reize vorhanden, die ihr fehlten. Sie fühlte sich in ihren Erwartungen betrogen, auch deshalb schon mußte sie die Nebenbuhlerin hassen, und sie vergaß einen Moment, solche Gefühle unter der vorbereiteten Maske herzlicher Freundlichkeit zu verstecken.

Aber der Moment, in dem sie sich selbst nicht beherrschen konnte, ging schnell vorüber. Eliza war zu aufgeregt, um genau beobachten zu können, dennoch empfand sie bei dem ersten Erblicken Theresa's, der sie gewiß nicht mit Vorurtheilen entgegentrat, ein peinliches, fast ängstliches Gefühl, und Richard bemerkte den Blick der Mexikanerin, aber er deutete sich ihn als einen letzten Anflug von der Bitterkeit zurückgewiesener Liebe, und Theresa's ferneres Benehmen söhnte ihn schnell wieder mit ihr aus.

Einen Augenblick hatte Theresa gezögert, dann eilte sie auf Eliza zu und schloß sie mit so viel anscheinender Freundschaft in ihre Arme, daß auch das junge Mädchen seine Abneigung schnell schwinden fühlte.

»Ich kann Ihnen nicht mehr bieten, Miß Halliday, als einen bescheidenen Zufluchtsort, aber Liebe und Freundschaft werden sich vereinigen, Ihnen denselben so lieb als möglich zu machen,« redete sie Eliza an. »Glauben Sie, daß mein gerade jetzt des Trostes so sehr bedürftiges Herz freudig dem Ihrigen entgegenschlägt, wenn Sie es nicht verschmähen, mich Ihre Freundin zu nennen.«

Eliza erwiderte diese freundlichen Worte mit der ganzen ihr eigenen Offenheit und Liebenswürdigkeit. Auf ihre traurige Lage hinweisend, sprach auch sie aus, wie glücklich sie Donna Theresa's Entgegenkommen mache.

Die beiden Frauen schienen sich schnell aneinanderzuschließen zu wollen, und Richard ward dadurch auf das Angenehmste überrascht. Donna Theresa zeigte, wie er es gefürchtet hatte, nicht eine Spur von Kälte und Mißgunst gegen seine Braut, ihr ganzer spanischer Stolz schien in eine stille Wehmuth und Sehnsucht nach ihr zugezogener Freundschaft und Theilnahme hingeschmolzen zu sein, Eliza dagegen fühlte sich sichtlich glücklich und die zwischen ihm und Theresa sich äußernde Vertraulichkeit mißfiel ihr durchaus nicht, da sie keine Ahnung von den Gefühlen hatte, die Jene Richard einst zugetragen. Auch der junge Henry, den die erhabene Schönheit der Mexikanerin mit geheimen Entzücken erfüllte, wurde mit ihr bald vertraut und nahm, die knabenhafte Scheu ablegend, lebhaften Antheil an der Unterhaltung.

Theresa führte ihre Gäste im ganzen Hause umher und ließ sie selbst sich ihre Zimmer wählen; sie wurden durch die Rücksicht auf die persönliche Sicherheit Eliza's bestimmt und waren in dem oberen Stockwerk des Gebäudes so gelegen, daß man nur durch die eigenen Gemächer der Dame vom Hause zu ihnen gelangen konnte. Dann richtete Theresa sie mit eigener Hand so freundlich und bequem ein, wie es nur eine aufmerksame Freundin und ein zartfühlendes Weib zu thun vermag. Alle

Theile waren mit dem gegenseitigen Benehmen zufrieden und bildeten an diesem ersten Tage ihres Beisammenseins schon eine eng verbundene Familie.

Theresa zog sich, Ermattung durch den geistigen Schmerz der letzten Zeit vorschützend, schon früh am Abende in ihre Zimmer zurück, während die Uebrigen noch beisammen blieben. Kaum aber befand sich Theresa allein, so ging eine erschreckende plötzliche Umwandlung mit ihr vor; es kamen Gefühle zum Ausbruche, an deren Vorhandensein und Stärke man unmöglich geglaubt haben würde, hätte man sie wenige Minuten zuvor noch in der Gesellschaft der Andern gesehen.

Nachdem sie in ihr Zimmer getreten war, riß sie mit maßloser Heftigkeit, die ihr schönes Gesicht entstellte, den kostbaren Schmuck von Hals und Armen und warf ihn weit von sich, sie achtete nicht darauf, daß sie ihn zertrat, als sie starken Schrittes auf- und abging. In den drohend finstern Augen standen Thränen, die Wangen brannten in Fiebergluth und der Mund zuckte convulsivisch; dabei murmelte sie Worte vor sich hin, von denen sich zuweilen nur die Namen Richard und Eliza verstehen ließ. Erschöpft sank sie endlich auf ein Ruhebett nieder und preßte die geballte kleine Hand auf den stürmisch auf- und niederwogenden Busen.

So hatte sie lange gesessen, und während sie mit den finstersten Gedanken sich zu beschäftigen schien, wofür ein zuweilen auf ihrem Gesichte auftauchendes häßliches Lächeln zeugte, wurde sie ruhiger, endlich sogar wieder

äußerlich kalt. Nun stand sie auf und ließ die kleine silberne Glocke, die auf ihrem Toilettentische stand, ertönen.

Ein hübsches junges Mädchen von spanischer Abkunft, ihrer Kleidung nach eine Dienerin, trat ein.

»Rufe mir sogleich Pedro hierher!« befahl die Dame kurz.

»Den Sohn Martinez Solano's, den unartigen Buben?« fragte die Zofe etwas verwundert.

»Denselben.«

Das Mädchen ging und während ihrer Abwesenheit saß Donna Theresa regungslos da. Wie aus einem Traume auffahrend, zuckte sie zusammen, als die Thür sich wieder öffnete.

Die Zofe führte einen Knaben herein, der kaum vierzehn Jahre zählen mochte. Seine Figur war klein und unansehnlich, und der nicht sehr saubere Anzug hob sie gerade nicht vortheilhaft hervor; dagegen hatte er ein Gesicht, das weniger hübsch als verständig zu nennen war; es war das scharf markirte Profil und die dunkle Hautfärbung des Mexikaners, und ein gewisser Stolz, der sich auch in dem kleinen Burschen nicht verleugnete, verrieth seine spanische Abstammung. Mit seinen blitzenden dunkeln Augen, in denen viel Schlaueit und Verstecktheit lag, betrachtete er die Dame mehr neugierig als ehrerbietig, nachdem er ihr eine tiefe Verbeugung gemacht hatte.

»Du kannst wieder gehen,« sagte Donna Theresa zu dem Mädchen, das wahrscheinlich gern Zeugin der ihr unerklärlichen Unterhandlung ihrer Herrin mit dem

braunen Buben geworden wäre, denn sie sandte von der Thür aus noch einmal einen neugierigen Blick auf Beide zurück.

Als sie das Gemach verlassen hatte, winkte Donna Theresa dem kleinen Pedro, näher zu treten.

»Willst Du mir einen Dienst erzeigen, Pedro?« fragte sie mit sanfter Stimme.

Der Kleine riß die Augen weit auf, denn er vermochte sich nicht zu erklären, wie er, der bis dahin im Hause ganz vernachlässigte und höchstens mit Verachtung und Strenge behandelte Sohn eines armen Dieners der Familie Espeira, zu der Ehre komme, nützlich verwandt zu werden.

»Gewiß, Sennora,« antwortete er mit einer neuen steifen Verbeugung, »ich werde alles thun, was Sie von mir verlangen.«

»Dein Vater ist lange Jahre hindurch ein treuer Diener Don Diego's gewesen,« fuhr Theresa fort; ihm sind dadurch mannigfache Vortheile erwachsen und er hat ein verhältnißmäßig glückliches Leben genossen. Sein Lohn hat ihn in den Stand gesetzt, zu heirathen, Dich zu erziehen, Dir Kleidung und Brod zu geben; auch Du bist glücklicher, als mancher andere arme Junge, der sich seinen täglichen Unterhalt erbetteln muß. Deshalb glaube ich, daß in Deinem Herzen Anhänglichkeit an die Familie Espeira ist und daß Du Dich eifrig bestreben wirst, ihr ein ebenso ergebener Mann zu werden, wie es Dein Vater ist.

Der Knabe machte diese Dankbarkeit, die man in ihm voraussetzte, gerade nicht sehr tief fühlen, vielleicht auch

keinen Grund dazu haben, denn sein Gesicht blieb gleichgültig, aber er legte die Hand auf das Herz, als wolle er der Donna Theresa seine Ergebenheit versichern.

»Ich bin davon überzeugt, Pedro,« meinte die Dame, ihm freundlich zunickend. »Du bist ein gescheidter Bursche, und daß ich Dich gerade zur Ausführung meines Auftrages gewählt habe, sollte Dir ein Beweis sein, daß ich es gut mit Dir meine, daß ich Dir vertraue und daß ich mir aus Dir einen zuverlässigen und brauchbaren Diener erziehen will; damit wird auch für Deine Zukunft gesorgt sein. Kannst Du schweigen, Pedro?«

»Wie ein Fisch, Sennora,« rief der Knabe freudig, daß er diesem ersten Theile des Auftrages genügen könne.

»Verstehe mich aber recht, Du darfst von dem, was ich Dir jetzt sage, auch nicht einmal Deinem Vater oder Deiner Mutter ein Wort sagen, mögen sie Dich danach fragen oder nicht, Du darfst zu keinem der Buben davon sprechen, mit denen Du zu spielen pflegst, mit einem Worte: es handelt sich um ein Geheimniß, das für ewig in Deiner Brust ruhen muß.«

»Ich verstehe Sie, Sennora,« meinte der Knabe mit einem klugen Blicke.

»Wenn Du meine Warnung vergessen solltest, so werde ich Deinen Vater aus meinem Dienste entlassen,« fuhr Theresa fort. »Du wirst dann betteln müssen und das Bewußtsein in Dir tragen, daß Du das spanische Blut verleugnet und Deine Herrin verrathen hast. Wenn Du aber gehorsam bist und meinem Willen genau nachkommst,

dann werde ich Dir einen neuen Anzug schenken und außerdem diese fünf Realen.«

Die Augen des Knaben leuchteten hell auf, als er das Geld in der Hand der Dame blinken sah.

»Sennora können mir ganz vertrauen, ich bin ein Spanier,« sagte er stolz.

»Nun wohl, Dein Auftrag wird nicht schwer zu erfüllen sein. Du wirst sofort morgen durch die Stadt streichen und in Erfahrung zu bringen suchen, wo sich ein Engländer, ein gewisser Kendrick Saunders, aufhält; vermuthlich findest Du ihn in einer der vielen Schenken. Du wirst mir dann sogleich Bericht erstatten, wo ich diesen Mann an demselben Abende noch sprechen kann, wirst ihm aber nur sagen, daß eine Dame, deren Namen Du nicht nennen darfst, mit ihm in einer auch für ihn wichtigen Angelegenheit zu unterhandeln wünscht. Das ist Alles, Pedro. Hast Du mich wohl verstanden?«

Der Knabe nickte erfreut mit dem Kopfe, denn der Auftrag schien ihm nicht schwer zu erfüllen. Die Donna wiederholte ihm nun nochmals ihr Anliegen und schärfte ihm besonders unverbrüchliches Stillschweigen gegen Jeden ein, dann entließ sie ihn, nachdem sie ihm eine Kleinigkeit an Geld geschenkt hatte. Ein triumphirendes Lächeln lag noch auf Theresa's Gesicht, als sie sich durch ihre Zofe entkleiden ließ.

Ein paar Tage vergingen wie der erste, den Eliza in Donna Theresa's Hause zugebracht hatte. Letztere bewahrte dieselbe Zuvorkommenheit und Sorgfalt für das

junge Mädchen, die ihr schon bald nach der ersten Begegnung dessen Herz gewonnen hatten, und Richard bat ihr im Stillen das Mißtrauen ab, das er eine Weile in die Aufrichtigkeit ihrer Theilnahme für seine Braut hatte setzen können. Uebrigens störte nichts dieses friedliche Zusammenleben, denn die Regulatoren hatten wirklich die Spur Eliza's verloren und fanden sie durch Richard, der sich öfter auf den Straßen sehen ließ, nicht wieder, da der Einzige, der ihn persönlich kannte, Tozer, noch immer im schweren Wundfieber lag und nicht einmal im Stande war, eine Beschreibung seiner Persönlichkeit zu geben.

Pedro kam an jenem Abende, wie es ihm geheißen worden, um seiner Herrin über den Erfolg seiner Ausflüge und Nachforschungen Bericht zu erstatten; der kleine Bursche wurde aber immer weniger zuversichtlich und Donna Theresa immer ungeduldiger und unfreundlicher gegen ihn, denn Kenrick Saunders war nicht aufzufinden. Pedro hatte bereits ermittelt, daß er seinen früheren Aufenthaltsort im Lager verlassen habe, daraus aber ließ sich noch keineswegs schließen, daß er gar nicht mehr in der Stadt sei; zwar hatte der Bursche Manchen gesprochen, der Saunders kannte, aber Niemand konnte oder wollte Auskunft geben, wo er sich augenblicklich befinde.

So waren mehr als acht Tage vergangen und Theresa ließ ihrer üblen Laune immer mehr den Zügel schießen, wenn sie sich allein sah, als Pedro eines Abends mit freudestrahlendem Gesicht in ihr Zimmer trat.

»Du hast ihn gefunden?« rief die Dame erfreut aufspringend und den Knaben beinahe zärtlich bei der Hand ergreifend.

»Nicht ihn, Sennora, aber einen Anderen, der Ihnen selbst nur Nachricht von ihm geben will, der sein bester Freund ist, wie er mir gestanden hat,« erwiderte der Knabe.

»Wer ist der Mann?« fragte Theresa nicht ganz befriedigt.

»O, es ist ein bedeutender Mann, dessen Namen die ganze Stadt kennt; es ist der oberste Anführer der Hunde, den sie Sam nennen.

Pedro erzählte, wie er sich endlich, um den Wünschen seiner Gebieterin zu genügen, in das verrufene Tammany-Hall gewagt und sich nach Saunders erkundigt habe, wie Samuel Roberts dies gehört, ihn zu sich herangerufen und ihm erklärt habe, er wisse recht gut, wo Saunders sei. Als er vernommen habe, dieser werde von einer Dame gesucht, habe er anfangs sehr gelacht, sei dann aber aufmerksamer und ernster geworden und habe sich bereit erklärt, dieser Dame zu dienen und ihr seines Freundes Aufenthalt nachzuweisen, falls beides in Saunders Interesse liege. Für den Fall, daß dies der Dame, deren Namen Pedro sorgfältig verschwiegen, genehm sei, hatte er noch für denselben Abend als Platz des Rendezvous eines der anständigeren öffentlichen Etablissements der Stadt bestimmt.

Theresa blieb lange nachdenklich, während der Knabe ängstlich den Eindruck beobachtete, den seine Mittheilung auf sie gemacht hatte. Ihre Augen flammten ungewöhnlich finster und sie schien mit einem schweren Entschlusse zu kämpfen. Plötzlich erhob sie sich lebhaft.

»Hier sind die fünf Realen, Pedro,« sagte sie, ihm das Geld zuwerfend. »Komm morgen wieder zu mir und erwarte meine weiteren Befehle. Jetzt gehe zu Deinen Eltern, aber schweige.«

Der Knabe entfernte sich hocheufreut.

In Eile legte Theresa nun einen einfachen schwarzen Anzug an, der ihren hohen Stand und Reichthum nicht verrieth; das Gesicht verhüllte sie durch den bei den Spanierinnen üblichen schwarzen Schleier. Dann befahl sie ihrer Zofe, auf Befragen Jedem zu sagen, daß sie sich bereits zur Ruhe begeben habe, und trat dann allein den nicht ungefährlichen Weg durch die um diese Zeit wild belebten Straßen an. Da sie schnell und ohne sich umzublicken fortschritt, kümmerte man sich weniger um sie, und ungefährdet erreichte sie das ihr bezeichnete Etablissement. Einen Augenblick blieb sie unentschlossen vor dem Hause stehen, aus dem Musik und Lärm tönnten, dann trat sie hastig ein.

6.

Nach ihrer heimlichen Entfernung aus dem Lager hielten sich Saunders und Halliday bis zu Tagesanbruch noch in einem der Wirthshäuser am Hafen auf, woselbst ersterer in ungewöhnlicher Freigebigkeit dafür sorgte, daß

sein Schwager nicht zu klarer Besinnung und Reue über sein Vorhaben kommen konnte. Später bestiegen sie eines der regelmäßigen kleinen Dampfschiffe, die durch die San-Pablo- und Saisoon-Bay bis in den Sacramento-River hineingehen und damals reichlich von Minern, die der Goldregion zustrebten, besetzt waren.

Die durch das von Norden und Süden herkommende Küstengebirge gebildete Pforte, in der sich der Sacramento in die letztgenannte ergießt, schien Halliday der Eingang zum Paradiese zu sein, und er befand sich in einer durch den starken Genuß von Getränken noch erhöhten heiteren Laune, die ihn die kurz zuvor überstandene Gefahr und das zweifelhafte Schicksal seiner Kinder ganz vergessen ließ; wenn dies einigermaßen zu seiner Entschuldigung hätte reichen können, so sei gesagt, daß er der festen Ueberzeugung war, er werde in Kurzem, mit Gold beladen, nach San-Francisco zurückkehren und dann sich, sowie seine Kinder reichlich für das Elend entschädigen, dem sein Leichtsinn sie alle ausgesetzt hatte.

Der Anblick des herrlichen Landes, das sich hier vor den Augen der Reisenden erschloß, war übrigens wohl geeignet, ein wohlthuendes Gefühl der Befriedigung zu erwecken und Hoffnungen zu nähren, die gewiß jeder von ihnen mit sich brachte. Da lag, von den vielen Ausflüssen des Sacramento- und San-Joaquim-River durchströmt, der üppigste Wiesenteppich vor ihnen, den in

weiterer Entfernung köstliche, saftgrüne Waldungen umsäumten; die herrlichen Gewächse dieses warmen Himmelsstriches hatten sich in einer Stärke und Pracht entfaltet, die von der Ergiebigkeit des Bodens Zeugniß ablegten, und wohin man blickte, schien die Natur ihre eigene Kraft überboten zu haben, um dieses Land den fremden Einwanderern verführerisch zu machen. Hatten die meisten Goldgräber nun wohl auch keinen rechten Sinn für solche Schönheiten, da sie ihre Ungeduld rastlos an den Fuß der Sierra Nevada forttrieb, so fanden sie doch eine gewisse Befriedigung durch die ihnen begegnenden Dampfschiffe, die eine Menge glücklich aussehender und jubelnder Menschen aus der Goldregion wieder zurückführten; sie wußten nicht, daß diese sich so laut kundgebende Heiterkeit meistentheils der Zufriedenheit entsprang, eine mühevoll und gefährliche Arbeit hinter sich zu haben und in das civilisirte Leben zurückzukehren, und daß noch Viele in dem gelobten Lande gegen ihren Willen zurückbleiben mußten, inmitten des Goldes dem Elende ausgesetzt und von lebensgefährlicher Krankheit hoffnungslos darniedergeworfen. Hatte man dies auch gehört, so mochte man es doch nicht glauben, es sich wenigstens nicht mit den dunklen Farben der Wirklichkeit ausmalen, denn die Zurückkehrenden brachten ja das Arkanum gegen alle Leiden, Gold, mit sich. Auf dem Dampfschiffe, das Saunders und seinen Schwager trug, herrschte daher gute Laune und stürmische Fröhlichkeit.

In der Stadt Sacramento theilte sich die Gesellschaft und setzte die Reise in kleineren Partien zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferde über Land fort. Saunders hatte ein Pferd gekauft, auf das er ihr geringes Gepäck lud, zuweilen wohl auch selbst darauf Platz nahm, und seinem Rathe gemäß folgte er mit Halliday dem Laufe des American-River.

»Alle diese Menschen haben noch nichts und es lohnt sich nicht der Mühe, daß wir uns ihnen anschließen,« hatte er zu seinem Schwager gemeint.

Beide zogen daher allein ihres Weges.

Nach der ersten Tagreise schon kamen sie in die eigentliche Goldgegend, wie die zahlreichen Niederlassungen am Ufer des Flusses und weiter in das Land hinein anzeigten. Bald zerstreut liegend, bald um eine der unvermeidlichen Schenken geschaart, hatten diese ganz denselben Charakter wie die im Lager bei San-Francisco, bedürfen daher auch keiner weiteren Beschreibung; auf den ersten Blick mußte man überzeugt sein, daß hier dasselbe Elend, dasselbe wüste und lasterhafte Leben herrschte, wie dort, nur vielleicht noch in erhöhtem Maße. Die gute Zeit des Goldfundes war bereits vorüber und wo der Boden sich ergiebiger zeigte, da hatten auch schon Miner ihn in Anspruch genommen, welche die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes den Ankömmlingen gegenüber nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand behaupteten. Es zeigten sich zwar noch Spuren von Thätigkeit in den Arbeitern, die das Schuttland aufräumten und durchsuchten, das goldhaltige in blechernen oder hölzernen

Gefäßen auswaschen oder es auf großen ausgebreiteten Stücken Segeltuch dem Winde aussetzen, damit derselbe allmählig die leichtere Erde von dem schwereren Golde fortblase, aber das Resultat dieser Bemühungen war lange nicht mehr dasselbe, wie im vergangenen Jahre. Nur wo die Arbeit in großartigem Maßstabe und mit mehr Aufwand von Kosten regelmäßig durch ganze Gesellschaften von Spekulanten betrieben wurde, erzielte man auch jetzt noch einen bedeutenden Erfolg; hier grub man förmliche Kanäle, um das Flußwasser in weiter entfernte Gegenden zu leiten und zur Goldwäsche zu benutzen, und hatte Maschinen aufgestellt, die Menschenkräfte sparten. An solchen Stellen hatten sich ansehnliche Etablissements gebildet, zu denen dem Fremden der Zutritt nicht gestattet war. Der Einzelne hatte also wenig Aussicht, seine sanguinischen Hoffnungen auf Bereicherung in Erfüllung gehen zu sehen, wenn ihn nicht ein ungewöhnliches Glück begünstigte.

Dagegen hatten die Miner mit mancher bösen Noth zu kämpfen, vor Allem mit Fieber und Typhus, die sie zu Hunderten niederrissen; dabei war weder an eine sorgsame Pflege, viel weniger an eine ärztliche Behandlung zu denken. Viele starben, ohne daß Jemand ihnen die geringste Hülfe brachte, und man fand unbeerdigte Leichname in den einzelnstehenden Hütten. Man kann sich vorstellen, wie hoch unter solchen Umständen die Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse stiegen und wie der Mangel derselben dazu beitrug, Krankheit und Tod

eine reichliche Beute zuzuführen. Ueberdies herrschte eine Unsicherheit des Eigenthums in dem fast herrenlosen Lande, die Manchen den Verlust seines ganzen mühsamen Erwerbes, oft sogar das Leben kostete.

Halliday's halbvertrunkener Verstand reichte doch noch hin, dies Alles, was er jetzt mit eigenen Augen sah, zu begreifen, und er wurde äußerst kleinlaut, aber sein Schwager spottete in seiner rohen Weise über diese Muthlosigkeit und versicherte, man müsse den Fluß nur weiter hinaufgehen, dann würden sich schon noch genug unbesetzte goldhaltige Stellen finden.

Das mochte vielleicht richtig sein, obgleich Halliday es im Geheimen bezweifelte, aber Saunders machte bald solche Anstalten, als gedenke er sich da, wo sie sich gerade befanden und wo es sicherlich nichts für sie zu thun gab, häuslich niederzulassen. Halliday mußte sich bald überzeugen, daß er ganz ohne Rücksicht auf ihn selbst ein Prinzip befolgte, dem auch viele andere Abenteurer nachgingen, nämlich das, nicht zu arbeiten, sondern durch Spiel und List denen, die bereits etwas erworben hatten, dies wieder abzunehmen.

In der Gegend zwischen dem American- und Cosemnes-River hatte sich eine der liederlichsten Niederlassungen gebildet, die weit herum vielleicht zu finden waren. Hier übten ein paar gewöhnliche Schenken ihre Anziehungskraft aus und um sie herum war eine Art von kleinem Dorf entstanden, das aus so erbärmlichen Zelten bestand, wie das einstige Mr. Halliday's. Sie wurden von

Menschen aller Nationen, vorwiegend aber der englischen und amerikanischen, bewohnt; wenige von ihnen arbeiteten in einem nicht fern gelegenen größeren Etablissement einer Kaufmannsgesellschaft, einige auf eigene Hand, die meisten gar nicht; die letztere Klasse änderte ihre Persönlichkeiten häufig, da diese auf weitere Abenteuer fortzogen oder aus Neuankommenden bestanden.

Hier, wo Trinkgelage und Spiel den ganzen Tag ausfüllten, fand Saunders ein geeignetes Feld für sich und stürzte sich kopfüber in den Strudel; er hatte sogar bald ein gewisses Ansehen unter diesen Menschen erlangt, wozu sein Glück im Spiel neben seiner Körperkraft, die ihn gefürchtet machte, vorzüglich beitrug. Der unglückliche Halliday würde sich hier vielleicht auch bald zu Hause gefühlt haben, hätte er dem Beispiele seines Schwagers folgen können, der sich schneller bereicherte, als der fleißigste und glücklichste Goldgräber, aber Saunders gab ihm nicht einmal Geld zum Spiel, obgleich er ihn, um seine Vorwürfe nicht zu hören, in stetem Rausche zu erhalten suchte. Wagte ihn sein Schwager aber einmal an sein Versprechen zu erinnern, ihn in die Goldminen zu führen, dann lachte Saunders und meinte, endlich böse werdend:

»Hier sind wir in der Goldregion und wenn Du kein Gold findest, so ist das Deine eigene Schuld. Kehre Dich übrigens nicht an mich und gehe, wohin Du willst; Deine Unterhaltung kostet mich ohnehin eine Menge Geld.«

Mr. Halliday, sich der Abhängigkeit von der Gnade seines Schwagers bewußt und zu entnervt, um der eigenen Kraft vertrauen zu können, seufzte dann und stürzte schnell ein neues Glas Brandy hinunter, bis er endlich so betäubt wurde, daß er nicht mehr an sein eigenes Geschick, noch an das seiner verlassenen Kinder dachte.

So vergingen wieder mehrere Tage.

Begleiten uns unsere Leser jetzt nach einer Wohnung, die kaum zu der vorerwähnten Niederlassung zu rechnen ist, da sie, ganz abgesondert von den übrigen Selten, sich an einen wohl tausend Schritt von jener entfernten Wald lehnt, dessen mächtige Baumkronen sie schützend überragen, zwei andere kleine Hütten befinden sich dicht neben ihr. Das kleine Haus, wenn wir es so nennen dürfen, ist mit einer gewissen Sorgfalt aufgerichtet; die Ecken bilden starke, roh behauene Baumstämme, die Seitenwände und das Dach ein durch jene befestigtes Rohrgeflecht, und die Thür endlich, wie gewöhnlich, nur eine wollene Decke. Aehnlich, aber sorgloser sind die wenige Schritte davon entfernten Hütten gebaut. Die nächste Umgebung verräth etwas mehr Ordnung, als eine solche in der Niederlassung zu finden ist, deren Bewohnern diese Ansiedler wohl absichtlich fern geblieben sind.

Im Innern sind die Wände mit wollenen Decken verhangen, die Schutz gegen den kalten Nachtwind und Thau verleihen, und so ist hier ein für die Verhältnisse ganz wohnlicher Raum hergestellt. Diese Sorgfalt scheint

aber erklärlich und sogar nothwendig, da sich ein Kranker auf der einzigen Lagerstätte in dem Gemache befindet. Die übrige Ausstattung besteht in einem rohen Tische, einer Bank, einem großen ledernen Koffer und einigem Hausgeräth; an der Wand hängen Kleider und einige Waffen.

Der Kranke ist ein Mann von vorgerücktem Mannesalter; sein weder schönes noch häßliches Gesicht verräth viel Wohlwollen und Biederkeit und, obgleich jetzt von den körperlichen Leiden blaß, erkennt man auf ihm noch die Spuren von Kraft und Abhärtung.

Auf der vor das Bett gerückten Bank sitzt, eine kurze Pfeife rauchend, ein breitschultriger, untersetzter Mann von etwa gleichem Alter wie der andere; er trägt die Kleidung der gewöhnlichen Matrosen und sein verwittertes Gesicht, seine breiten, schwieligen Hände bestätigen, daß er diesem Stande angehört.

»Der Jan kommt nun auch nicht wieder, Capitain,« meinte er gerade in deutscher Sprache, nachdenklich auf die blauen Wolken, die er um sich blies, starrend; und da der Steuermann auch kein Sterbenswörtchen von sich und der alten Johanna hören läßt, sollte man wahrlich glauben, Ihr Brief sei nie an ihn gekommen.«

Capitain Stüve nickte mit dem Kopfe und erwiderte mit schwacher Stimme:

»Leider mögt Ihr Recht haben, Clas Hölke, das Schicksal meines guten Schiffes macht mir manche Sorge, wenn ich es auch in guten Händen zurückgelassen habe. Es

sind jetzt schon vier Wochen her, daß ich Jan, einen zuverlässigen Burschen, mit Nachrichten an Herrn Löwen abschickte, und ich fürchte nur zu sehr, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen ist, mag es von den bösen Fiebern herkommen oder von den noch schlimmeren Wege-
lagerern. Welchen Besorgnissen müssen unsere Rheder ausgesetzt sein! Sie werden mir Alles in die Schuhe schieben, wenn ich auch wahrhaftig unschuldig bin und meine Pflicht nach bestem Gewissen gethan habe.«

»Lassen Sie den Kopf nicht hängen, Capitain,« versuchte der alte Clas zu trösten; »es wird Alles wieder gut werden, wenn wir erst in San-Francisco sind und von da eine gute Ladung heimbringen, und das wird sich finden, sowie Sie nur wieder klar zum Auslaufen sind. Daß das verdammte Gold uns auch Allen die Köpfe verdrehen mußte!«

»Ihr habt sehr unrecht an mir und an Eurem Schiffe gehandelt,« meinte der Capitain vorwurfsvoll.

»Es ist wahr, Herr, aber Sie wissen, der größte Theil von uns hat's auch aufrichtig bereut,« erwiderte der Matrose verlegen; »wären Sie nicht hierhergesteuert, uns wieder zur Pflicht zu rufen und zu sammeln, wir wären wahrhaftig schon längst wieder von selbst an Bord der Johanna gelaufen, vorausgesetzt, Sie hätten uns Verzeihung zugesichert.«

Der alte Seemann sprach nicht die Unwahrheit, denn kaum war Capitain Stüve von San-Francisco aus in dieser Gegend eingetroffen und hatte einen Theil seiner früheren Schiffsmannschaft glücklich aufgefunden, so verschlossen nur wenige dieser Leute seinen Ermahnungen und seinem Versprechen, mit ihrer Rückkehr solle ihr Fehler vergeben und vergessen sein, das Ohr; einen großen Antheil an ihrer Reue mochte es natürlich haben, daß auch sie ihre Erwartungen in den Goldminen bei Weitem nicht befriedigt fanden. Capitain Stüve war noch dabei, die Getreuen wieder um sich zu sammeln, als ihn das gefährliche Fieber, an dessen heftigen Rückfällen er noch jetzt immer litt, auf das Krankenlager warf und ihn verhinderte, die Reise nach San-Francisco anzutreten; seine Matrosen, deren er jetzt acht bei sich hatte, bauten deshalb diese Hütte für ihn und pflegten ihn sorgfältig. Einen von ihnen entsandte er an Richard Löwen nach San-Francisco, um diesem von seinem Schicksale und dem Erfolge seiner Reise Kenntniß zu geben, aber der Mann war, wie es sich später ergab, der Krankheit erlegen und der ihm anvertraute Brief gelangte nie an seine Adresse. Der Capitain hätte gern mehr seiner Leute an Bord der Johanna geschickt, einmal aber waren sie augenblicklich daselbst nicht von besonderem Nutzen und dann traute er der Beständigkeit ihrer Reue auch nicht fest genug, um sie ganz außer Augen zu lassen. Diese Leute, die sich theilweise auch kontraktmäßig zur Arbeit

in den Goldwäschen verpflichtet hatten, arbeiteten in Erwartung der Genesung ihres Capitains noch jetzt in denselben, theils auf eigene Hand, fanden sich aber an jedem Abende in ihren Hütten ein, die sie dicht neben der seinig angelegt hatten, um ihm ihre Ersparnisse oder den gemachten Fund zur Aufbewahrung und Bewachung abzuliefern. Man wartete nur auf die bald gehoffte vollständige Genesung Stüve's, um gemeinschaftlich nach San-Francisco zurückzukehren.

Die Seeleute, die unter Captain Stüve's Aufsicht ein im Ganzen ordentliches Leben führten, hatten bei diesem schon einen hübschen kleinen Schatz für sich gesammelt, der unberührt in des Ersteren Koffer ruhte; dies war ein Grund mehr dafür, daß täglich einer von ihnen zu Hause blieb und eine förmliche Wache bei dem kranken Capitain hielt. Kamen die Anderen von den Tagesgeschäften zurück, dann kehrten sie, da sie der Versuchung einer alten, allen Seeleuten fast eigenen Leidenschaft nicht ganz widerstehen konnten, wohl zuweilen in eines der Wirthshäuser der Niederlassung ein, pflegten sich aber daselbst nicht lange aufzuhalten und die Gesellschaft der rohen Engländer und Amerikaner zu meiden. Deshalb waren die Deutschen auch bei diesen gar nicht beliebt.

An diesem Abende hatten die Matrosen der Johanna, von verschiedenen Seiten herkommend, sich schon auf dem zur Niederlassung führenden Wege getroffen, und als sie dieselbe gemeinsam passirten, machte einer von ihnen den Vorschlag, auf ein Weilchen in eine Schankwirthschaft einzutreten; man gab ihm gern Gehör.

Das Lokal war sehr gefüllt, und als unsere Deutschen an einem besonderen Tische Platz genommen hatten, bemerkten sie wohl, wie die Blicke der übrigen Gäste sich halb feindlich, halb spöttisch auf sie richteten, und erriethen, daß sie jenen zur Zielscheibe ihrer Witze und hämischen Bemerkungen dienten. Obgleich sie eine solche Bemerkung schon öfter hatten machen müssen, ärgerten sie sich doch darüber. Bekanntlich ist der Deutsche von Natur muthig und, obenein Matrosen, einem Streite oder einer ordentlichen Schlägerei nicht abhold, wenn man seiner nationalen Gutmüthigkeit eine solche anbietet. Unsere Leute meinten also auch, es sei eine Schande, den Drohungen der Amerikaner auszuweichen, und beschlossen insgeheim, noch ein zweites Glas Grog zu trinken, und zwar einen Zank nicht zu suchen, jeder Schmähung aber auch eine ernstliche Erwiderung zu Theil werden zu lassen. Dem zweiten folgte aus demselben Grunde ein drittes Glas und diesem eine leichte Verwirrung der Begriffe, in der unsere deutschen Matrosen mit ächten Kernflüchen schwuren, es ganz bequem mit allem Auswurfe der Vereinigten Staaten und Alt-Englands aufnehmen zu können; man verstand ihre Sprache nicht, errieth aber ihre Gedanken auf ihren Geberden.

»Wer sind denn die da?« fragte Saunders, der mit Halliday und einigen seiner neuen Freunde an einem nahestehenden Tische saß und würfelte.

»Deutsche Matrosen,« erhielt er kurz zur Antwort.

»Ah, *germain beggers!*«¹ warf Saunders verächtlich hin, ein Ausdruck, dessen sich der stolze Engländer so oft und gern gegen den mißachteten Ausländer bedient.

Zum Glück hatten die Matrosen das Wort nicht vernommen, sonst wäre der handgreifliche Streit wohl sogleich zum Ausbruche gekommen.

»Bettler sind die nun gerade nicht, Gentleman,« meinte der frühere Berichterstatter Saunders' darauf. »Die leben so sparsam, wie die Schotten und müssen sich hier schon ein hübsches Stück Geld verdient haben, das ihnen der alte kranke Bursche, der dort unten in den Altbauten am Walde liegt, verwahren soll, wie man sagt.«

»Hm, laßt doch hören!« meinte Saunders interessirt.

Er erfuhr ziemlich wahrheitsgetreu, was wir schon wissen, nur schlug man die von den Seeleuten ersparte Summe um Vieles höher an, als sie es in der That war; aus den gemachten Aeußerungen ersah er übrigens deutlich, welche Abneigung man allgemein gegen diese sich absondernden und fleißigen Deutschen hegte. Sogleich fuhr eine Idee durch seinen Kopf.

»Gentlemen,« redete er seine Genossen an, »wem, meint Ihr wohl, gehört dieser Grund und Boden, auf dem wir uns befinden?«

»Nun, ich meine, den Vereinigten Staaten von Nordamerika,« erwiederte Einer nach einer Pause, in der Alle Saunders, über die seltsame Frage verwundert, angeblickt hatten.

¹Deutsche Bettler.

»Nun, dann sehe ich gar nicht ein, warum wir, freie Bürger dieser Staaten – Gott segne sie! – uns gefallen lassen sollen, daß Fremde uns den mageren Verdienst vor der Nase wegschnappen,« fuhr Saunders mit auffordernden Blicken fort. Weshalb leidet Ihr, daß diese Deutschen sich an dem Golde bereichern, das Euer Grund und Boden in sich getragen hat, daß sie es aufspeichern und den Wohlstand in einen anderen Welttheil übertragen, von dem uns noch nie etwas Gutes gekommen ist? Ich bitte Euch, das zu bedenken, Gentlemen.«

Die von Branntwein erhitzten Umsitzenden feierten diese Rede durch einen vielstimmigen Bravoruf, nur Wenige wagten, einzureden, daß es noch niemals Jemandem eingefallen sei, die Rechte der Goldgräber und Arbeiter nach ihrer Nationalität zu sondern. Dagegen rief man wieder stürmisch, gerade die Deutschen sonderten sich selbst ab und machten sich dadurch verhaßt, kurz, der von Saunders ausgeworfene Funken hatte in dieser rohen Masse gezündet, die nur eines Scheines von Recht, oft auch nicht einmal eines solchen bedurfte, um Gewaltthaten, aus denen sich Vortheil ziehen ließ, zu verüben. Der Kreis, der sich um ihn gebildet hatte, vergrößerte sich schnell und ein paar weitere aufreizende Worte von ihm fachten eine helle Gluth an, in der man stürmisch rief, man wolle die Deutschen nicht länger in der Nähe der Niederlassung dulden. Wenige Besonnene, die den gefährlichen Ausgang dieses Austrittes fürchteten und Saunders durchaus nicht beistimmten, wie die betrunkenen und raubsüchtigen Abenteurer, entfernten sich bei

Zeiten und einer von ihnen hielt es für seine Pflicht, die anwesenden Matrosen der Johanna zu warnen, die noch gar nichts verstanden hatten, daß man kannte stürmischen Unterhandlung es auf sie abgesehen habe.

Diese wohlgemeinte Warnung bewirkte indessen nur, daß die Deutschen noch entschlossener als vorher wurden, ihren übermüthigen Gegnern Widerstand zu leisten; sie blickten verächtlich auf die Amerikaner hin und lockerten die Messer, die sie im Gürtel trugen.

Diese feindselige Haltung entschied schnell die Debatte zu Gunsten des Saunder'schen Antrages; mit drohenden Geberden rückte man den Matrosen näher. Saunders selbst gab das Signal zum Kampfe.

»Hinaus mit den Deutschen!« rief er mit seiner mächtigen Stimme und stürzte sich wüthend auf den ihm zunächst stehenden Matrosen.

Eine Sekunde später war in der Schenke ein so wilder Kampf entbrannt, als seien diesem die tödtlichsten Beleidigungen vorausgegangen. Messer waren gezückt; man schlug mit Stühlen und Bänken auf einander und es hatte sich ein Geschrei erhoben, das die ganze Niederlassung durchtönte.

Der Erfolg eines so tückischens Ueberfalles auf die wenigen Deutschen konnte nicht lange zweifelhaft bleiben, denn sie hatten eine zu bedeutende Uebermacht gegen sich, da alle Hinzutretenden fast ausschließlich Amerikaner waren und ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handle, sofort Partei für ihre Landsleute nahmen. Bald lagen zwei der Matrosen blutend und bewußtlos unter

den Tischen in der Schenke und die übrigen hatten Mühe, die Thür zu gewinnen, womit sie die ganze Schlägerei für beendet hielten.

»Auf, nach ihren Hütten! laßt sie uns niederbrennen und jede Spur dieser Elenden vertilgen!« rief wieder Saunders' Stimme durch den Lärm hindurch.

Viele Stimmen wiederholten jubelnd diesen Ruf.

Ist die Leidenschaft einmal entfesselt, dann schweigt die Stimme der Vernunft; wie hätte die letztere auch hier an das Ohr gewohnheitsmäßig wüster und zur Zeit be rauschter Menschen dringen können? – Dennoch gab es auch unter ihnen Einzelne, die zu begreifen angingen, daß man zu weit gehe; sie versuchten von der beabsichtigten Gewaltthat abzumahnern, aber sie fanden kein Gehör; das Beginnen der Uebrigen mißbilligend, zogen sie sich zurück, aber wagten nicht, kräftig dagegen einzuschreiten.

Saunders verfolgte seinen Plan wohlbedacht. Während der Kampf in der Nähe der Schenke noch fort tobte und es den in dem Gedränge eingekeilten Deutschen unmöglich wurde, zu entfliehen und den Weg nach ihren Hütten zu suchen, gab er, mit Einigen, die er aufforderte, ihm zu folgen, den weiteren Angriff auf sie auf und stürmte dem Walde zu; er wußte, daß die Abenteurer, die er bei sich hatte, nicht vor dem Verbrechen einer gemeinen Plünderung zurückschreckten, daß die Aussicht auf eine solche sie nur reizen würde.

Capitain Stüve und der alte Clas hatten den tollen Lärm in der Niederlassung bis in ihre Hütte vernommen,

und da es bereits zu dunkeln anfang und man die zurückkehrenden Arbeiter schon seit einer guten Stunde erwarten konnte, drängte sich ihnen die Befürchtung auf, dieselben möchten mit ihren unruhigen Nachbarn in einen Streit gerathen sein. Diese Besorgniß wurde ihnen zur Gewißheit, als sie den Haufen unter Saunders Führung den Weg gerade auf ihre Wohnungen zu nehmen sahen.

Clas Hölke wollte eine Büchse ergreifen, um den Eingang der Hütte gegen die augenscheinlichen Angreifer zu vertheidigen, aber Capitain Stüve untersagte ihm dies, indem er der Ansicht war, ein solches Verhaltens werde die Wuth Jener noch mehr reizen und sie würden umkehren, sobald sie sich überzeugt hätten, daß hier nur zwei alte Männer seien – der eine obenein krank – die keinen Streit suchten oder aufzunehmen gedächten.

»Seid Ihr auch solche Hunde von Deutschen?« war Saunder's erster Anruf, als er an der Spitze seiner Genossen die Hütten erreicht hatte.

»Ich weiß nicht, Herr, was Ihr von uns wollt, die hier friedlich den Abend zubringen und Euch nichts zu Leide gethan haben,« erwiderte der alte Clas mit scheinbarer Ruhe. »Ihr solltet darauf Rücksicht nehmen, daß hier ein Schwerkranker liegt.«

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als ihn Saunders mit kräftiger Faust an die Brust packte und seinen Gefährten zuschleuderte.

»Laßt Euch von diesem hier sagen, wo das Gold liegt,« rief er ihnen zu, »und steckt die beiden kleinen Hütten

in Brand; ich will indessen mit dem Anderen schon allein fertig werden.«

Er hatte schon ein so großes Uebergewicht über diese rohen Menschen erlangt, daß sie sich seinen Befehlen ohne Widerspruch fügten. Während sie draußen den alten Clas mißhandelten und von ihm ermessen wollten, wo die Deutschen ihre Schätze versteckt hätten, blieb Saunders mit dem schwachen Stüve allein in der Hütte.

»Also unser Geld wollt Ihr, feige Räuber?« rief der alte Mann, sich hoch und drohend auf seinem Lager aufrichtend.

»Das ist's, was ich suche, alter Bursche,« erwiderte Saunders hohnlachend und stieß ihn roh zurück.

Schmerz und Zorn lähmten des Capitains Zunge, aber Saunders, der sich begierig in dem kleinen Raum umblickte, da er wußte, er müsse schnell handeln, wenn er die Beute nicht theilen wollte, hatte schon den Koffer bemerkt und nahm richtig an, daß sich in diesem allein verschließbaren Behältnisse wohl finden würde, was er suchte.

»Den Schlüssel her,« rief er heftig; dann sich aber besinnend, zog er seinen Revolver hervor, hielt denselben an das Schloß und sprengte diesen durch einen Schuß. Seine Hände wühlten eifrig unter den Kleidern, die den Koffer füllten, – und schon fühlte er einen nicht unbeachtlichen Beutel mit Goldmünzen.

Durchs diesen Anblick zur höchsten Wuth gereizt, glaubte Capitain Stüve sich stark genug, es mit dem frechen Räuber aufnehmen zu können; er erwog nicht die

Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Widerstandes, denn er konnte es nicht ertragen, das sauer ersparte, ihm anvertraute Vermögen seiner Untergebenen sich nehmen zu lassen. Schnell von seinem Lager aufspringend, warf er sich auf Saunders, der gebückt vor dem Koffer stand und ihm den Rücken zukehrte, umklammerte ihn fest und suchte ihn auf den Boden niederzureißen.

Der Engländer schäumte vor Wuth; er wollte den alten Mann von sich stoßen und vermochte es trotz der geringen Kraft desselben nicht, da der Capitain ihn von hinten her ergriffen hatte.

»Ich schieße Dich nieder, Hund,« stammelte er zornbeugend und legte den Revolver über seine Schulter an.

Der alte Stüve ließ ihn nicht los.

Da fiel der Schuß, die Arme des Capitains lösten sich und er sank lautlos nieder.

Saunders warf nur einen kurzen aber schrecklichen Blick auf ihn; dann verbarg er den Goldbeutel unter seinem Rocke und eilte aus der Hütte hinaus. Seine Raubgenossen bemerkten ihn in der schon hereingebrochenen Dunkelheit nicht einmal, denn sie waren noch immer mit dem zu Boden geschlagenen und mühsam stöhnenden Clas beschäftigt und einige von ihnen durchsuchten die beiden anderen Hütten.

Saunders eilte, so schnell er es vermochte, auf einem ganz anderen als dem in die Niederlassung führenden Wege fort und war bald in dem Walde verschwunden.

Einige der Plünderer hatten wohl die in der größeren Hütte gefallenen beiden Schüsse vernommen, aber gerade dies hielt sie ab, in dieselbe einzudringen, denn mit seiner Mordthat wollten sie doch nicht gern etwas thun haben. Erst als man sich überzeugt hatte, daß Clas nicht sprechen werde, und als er, überdies in Folge der heftigen Schläge und einiger Messerstiche das Bewußtsein verloren hatte, als man auch in den beiden anderen Hütten kein Geld gefunden hatte, dachte man daran, Saunders bei Durchsuchung der größeren behülflich zu sein.

Die Eindringenden traten aber bestürzt zurück, als sie mitten in dem Gemache die Leiche des alten Mannes liegen sahen und übrigens den Raum leer fanden.

»Wo ist der Engländer? Wer hat den Alten erschossen?« fragte man sich gegenseitig.

»Es ist Niemand in der Hütte gewesen, als der Engländer,« hieß es; »nur er kann den Mord begangen haben. Aber wo ist er?«

Ein zweiter Blick in das Innere der Hütte konnte einigen Aufschluß darüber geben, denn man bemerkte den erbrochenen Koffer, der zweifellos das gesuchte Geld enthalten haben mußte.

»Der Engländer hat uns verrathen!« rief man wüthend. »Er ist uns mit der Beute davongegangen. Laßt uns ihn suchen.«

Die ganze Wuth, die mit so traurigen Folgen auf die Häupter der Deutschen niedergefallen war, richtete sich jetzt auf Saunders, der nirgends zu finden war. Dieselben

Menschen, die ihm seine Frevelthat hatten ausführen helfen, nannten ihn jetzt Mörder und Räuber und würden ihn zu Boden geschlagen haben, hätten sie seiner Person nur habhaft werden können.

Unter Verwünschungen kehrte man in das Lager zurück, nachdem man den bewußtlosen Clas neben der Leiche seines Capitains in der Hütte niedergelegt hatte.

Der Kampf in der Niederlassung war vorüber; einige Vernünftige und die Abwesenheit Saunders hatten seine Beendigung herbeigeführt. Die deutschen Matrosen, auch viele Amerikaner waren mehr oder minder schwer verwundet, aber der Kampf hatte kein anderes Leben gekostet, als das Capitain Stüve's. Die Deutschen kehrten nach ihren Hütten zurück, wo der entsetzliche Anblick sie anfangs versteinerte, es dann aber nahe daran war, daß sich der Streit noch einmal entflammte; nur die Einsicht, nichts gegen ihre Feinde ausrichten zu können, hielt sie davon zurück.

In der Niederlassung hatte man übrigens nichts Feindliches gegen sie mehr im Sinne, denn der verübte Mord und die Flucht Saunders' nahmen das allgemeine Interesse zu lebhaft in Anspruch; man sprach sogar schon offen aus, daß den Deutschen Unrecht geschehen sei, und daß man ihnen am anderen Tage freundlich entgegenkommen und ihnen Hülfe bringen wolle. Die Entrüstung gegen den entflohenen Engländer war allgemein.

In der schlimmsten Lage befand sich Halliday. Zunächst bestürmte man ihn mit Fragen nach Saunders

und dessen Umständen, denn man wußte, daß er in einem nahen Verhältnisse zu ihm stand, und hatte nicht übel Lust, ihn für seinen Mitschuldigen zu halten; diesen drohenden Mienen gegenüber erzählte Halliday die volle Wahrheit, die aber durchaus kein Mitleiden für ihn zu erregen vermochte.

Ohne alle Geldmittel, ohne einen Freund stand er jetzt allein in dem fremden Lande da und hatte über nichts zu verfügen, als über das elende leere Zelt, das ihm sein Schwager hinterlassen hatte. Verzweifeld warf er sich in demselben nieder und vielleicht fühlte er an diesem Abende seit langer Zeit zum ersten Male recht tief seinen Leichtsinn und seine Schuld.

7.

Wir haben Donna Theresa verlassen, als sie das Etablissement betrat, in dem sie Samuel Roberts zu finden hoffte. Dieser Vergnügungsort glich ziemlich dem Eldorado, nur war er weniger geräumig und mit minderer Pracht ausgestattet.

Theresa betrat zunächst einen Saal, in dem die gewöhnliche bunte Gesellschaft solcher Lokale Erfrischungen zu sich nahm; da sich hier viele Frauen befanden, so erregte ihr Erscheinen keine besondere Aufmerksamkeit, die nicht einmal durch ihre Schönheit gefesselt werden konnte, da sie den schwarzen Schleier herabgelassen hatte. Durch diesen suchten ihre Augen den Regulatorenchef, von dem sie sich durch Pedro eine möglichst genaue Beschreibung hatte geben lassen.

In seiner etwas zurückgelegenen Fensternische saß ein Mann allein, der dieser Beschreibung entsprechen konnte; auch er schien Jemand zu erwarten und seine Augen fragend auf sie zu richten.

»Sind Sie Samuel Roberts?« fragte sie, entschlossen an ihn herantretend.

»Der bin ich, Miß, und wenn ich nicht irre, sind Sie auch die Dame, die ich erwarte,« erwiderte er, sich vergebens bemügend, mit seinen durchbohrenden Augen das dunkle Gewebe des Schleiers zu durchdringen.

Die Dame nahm ihm gegenüber in derselben Fensternische Platz und lud ihn, der sich bei der Begrüßung erhoben hatte, durch eine leichte Handbewegung ein, dasselbe zu thun.

»Mein Abgesandter hat sich nach einem gewissen Kenrick Saunders bei Ihnen erkundigt,« fuhr Theresa forschend fort.

»Er ist mein bester Freund und ich kann genaue Auskunft über ihn geben.«

»Wo ist er zur Zeit?« fragte die Dame lebhaft.

»Ehe ich diese Frage beantworte,« erwiderte der Regulator lächelnd, muß ich die Miß um ihren Namen und eine Andeutung des Geschäfts bitten, das sie mit Kenrick Saunders abzuhandeln hat. Die Sicherheit meines Freundes erfordert es durchaus so,« fügte er dann nach einer Pause entschuldigend hinzu, als er sah, daß die Dame mit der Antwort zögerte.

»Was sollte Kenrick Saunders hier in San-Francisco zu fürchten haben, was überhaupt von einem schwachen Weibe?« fragte Donna Theresa etwas unmuthig.

»Er hat nichts zu fürchten, Miß, da er der ehrenwerthen Verbrüderung der Regulatoren angehört, indessen sind Umstände eingetreten, die einstweilen seine Zurückgezogenheit von der Oeffentlichkeit nothwendig bedingen.«

»Ich beabsichtige, Kenrick Saunders einen wichtigen Dienst zu leisten, ihn einem Ziele zuzuführen, das er eifrig zu erstreben scheint. Ersparen Sie mir, meinen Namen zu nennen.«

»Welches ist dieses Ziel, Miß?« fragte der Regulator trocken.

»Ich weiß nicht, ob ich mich Ihnen ganz anvertrauen darf, Sir.«

»Ohne Zweifel; es wird Ihnen kein anderer Weg bleiben, mit Kenrick Saunders in Verbindung zu treten.«

Der Regulator sagte das so kalt und, wie es schien, bereits ungeduldig, daß Theresa zu fürchten anfang, die ganze Unterhaltung könne erfolglos bleiben.

»Sie fragten mich, welches Ziel dies sei?«

»Ja wohl, Miß. Sprechen Sie ganz offen; ich siehe Kenrick's Interessen sicherlich nicht im Wege.«

»Wohlan, Sir, dieses Ziel ist ein Weib.«

Samuel Roberts blickte sie erstaunt an.

»Ich wüßte nicht, daß Saunders sich in letzter Zeit mit irgend einem galanten Abenteuer beschäftigt hätte,« meinte er gleichgültig.

»Davon ist keine Rede, Sir; es handelt sich um eine Anverwandte von ihm.«

»Eliza Halliday?« rief Roberts, in lebhafter Erregung sich halb von seinem Sitze erhebend.

Obgleich Theresa das Interesse, das er an diesem jungen Mädchen nehmen könne, nicht begriff, bewies ihr der Umstand, daß er ihren Namen und ihr Verhältniß zu Saunders genau kannte, doch, daß er mit demselben vertraut sei. Sie neigte den Kopf als Zeichen der Bejahung.

»Und Sie, Miß, wissen, wo das Mädchen ist?« fragte der Regulator mit funkelnden Augen.

»Gewiß, und ich werde es Ihnen sagen, wenn Sie mir jetzt vertrauen, welches Interesse auch Sie an Miß Halliday nehmen.«

Der Regulator schien zu überlegen.

»Welchen Grund haben Sie, Miß, meinem Freunde Saunders den Aufenthalt seiner Nichte nachzuweisen?« fragte er dann, sie scharf beobachtend.

»Das ist gleichviel, Mr. Roberts.«

»Es muß offenes Vertrauen zwischen uns herrschen, sonst werden wir uns nie verständigen.«

»Sie haben Recht – ich hasse dieses junge Mädchen.«

»Das ist offen gesprochen, Miß, und nöthigt mich zu gleicher Offenheit,« erwiderte Roberts entschlossen. Und ich – ich liebe sie.«

Die Dame zuckte betroffen zusammen; ihre Stimme zitterte vor freudiger Erregung, als sie hastig weiter fragte:

»Sie kennen Miß Halliday ebenfalls?«

»O, ich war mit ihr so gut wie verlobt; es lag mir nur ein Hinderniß im Wege; das Mädchen mochte mich nicht.«

Theresa konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

»Sprechen Sie im Ernst, Mr. Roberts?«

»Auf meine Ehre. Aber fahren wir in unserer Unterhandlung, fort, Miß. Sie wollen die kleine Eliza ihrem Onkel zurückgeben; da derselbe aber nicht hier am Orte ist, so mache ich Ihnen den Vorschlag, mich einstweilen als seinen Stellvertreter zu betrachten, wogegen er nichts einzuwenden haben wird.«

»Und wohin wollen Sie das Mädchen bringen?«

»In Sicherheit, Miß; das Uebrige ist meine Sache.«

»Es ist gut, Sir; mir ist es gleichviel, wo sie bleibt, nur verpflichte ich Sie, dafür zu sorgen, daß sie mindestens während eines halben Jahres nicht wieder in San-Francisco auftritt.«

»Seien Sie unbesorgt.«

Theresa, deren Wangen unter dem Schleier glühten und deren stürmische Bewegung sich durch das leise Zittern ihres ganzen Körpers verrieth, setzte dem Regulatoren nun ihren Plan auseinander. Er war leicht ausführbar, denn sie selbst wollte ihn und seine Helfer zur Nachtzeit in ihre Wohnung einlassen und ihn anweisen, wo Eliza zu finden sei; sie versicherte, dafür sorgen zu wollen, daß die Räuber auf keinen Widerstand stießen.

»Wann soll das geschehen?« fragte Roberts, der ebenfalls vor innerer Ungeduld zitterte.

»Ich werde Ihnen den Tag noch näher bestimmen.«

»Weshalb nicht noch in dieser Nacht?«

»Das ist unmöglich, ich habe meine Gründe dafür. Aber Sie sollen benachrichtigt werden, sobald die Zeit gekommen ist, in der sich unser Plan ohne jede Gefahr ausführen läßt.«

Theresa erhob sich und schickte sich zum Fortgehen an.

»Erinnern Sie sich, Miß, daß Sie mit Samuel Roberts, dem Chef der Regulatoren, gesprochen haben,« sagte dieser mit drohend gefalteter Stirn. »Wenn man es versuchen wollte, ihm irgend eine Falle zu legen, würde seine Rache schonungslos sein.«

»Mein Herr, Sie haben es mit Theresa de Espeira zu thun,« erwiderte die Dame, unvorsichtig in stolzer Aufwallung und schlug ihren Schleier ein wenig zurück.

»Den Teufel auch!« rief Roberts, einen Schritt zurückprallend. »Sie sind doch nicht die Tochter des kürzlich ermordeten alten Spaniers?«

»Was wissen Sie von diesem Morde, Sir?« fragte die Dame mit blitzenden Augen, indem sie hastig auf ihn trat.

»O nichts, Sennora,« erwiderte der Regulator, sich fassend, »als was die ganze Stadt weiß.«

»Ach, das ist wahr,« seufzte Theresa. »Wir haben uns also vollkommen verstanden?«

»Vollkommen, ich erwarte Ihre weiteren Befehle.«

»Meine Benachrichtigung soll nicht lange auf sich warten lassen. Da ich nun aber meinen Namen in der Uebereilung genannt habe, fordere ich Ihr Wort, daß Sie das tiefste Schweigen über Denselben bewahren werden.«

»Sie haben es, Sennora,« sagten Roberts, ihr ungenirt seine Hand reichend, die sie wirklich annahm. »Gilt mein Versprechen aber auch für Kenrick Saunders?«

»Allerdings, bis auf Weiteres.«

Donna Theresa machte ihm eine kurze und stolze Verbeugung und entfernte sich schnellen Schrittes.

»Ein Teufelsweib,« murmelte der Regulator vor sich hin.

So viel er sich auch den Kopf zerbrach, einen wahrscheinlichen Grund für Theresa's Wunsch, sich Eliza Halliday's zu entledigen, zu finden, wurde ihm dies doch unmöglich; er schloß richtig, der Spanierin könne der Name des Mörders ihres Vaters nichts bekannt sein, wie er einen Moment gefürchtet hatte, da sie mit ihm doch sicherlich nicht in Unterhandlungen zu treten beabsichtigt hätte.

»Die Eifersucht muß ihr spanisches Blut in eine solche Gährung versetzt haben, daß sie vor einem Verbrechen nicht zurückschreckt,« murmelte er leise; »aber wer steht zwischen ihr und Eliza?«

Diese Zweifel traten indessen bald vor dem Triumphe in den Hintergrund, mit dem die Aussicht auf den baldigen Besitz Eliza's Samuel Roberts erfüllte; er war entschlossen, nicht eher einen Anschlag von unsicherem Erfolge auf sie zu wagen, als bis sie Theresa ohne Gefahr und Aufsehen in seine Hand liefern würde.

Während er langsam nach Tammany-Hall schlendert, sei es uns vergönnt, einen kurzen Blick auf das Wirken der Regulatoren im Allgemeinen zu werfen, da dieses bald eine wichtige Katastrophe in ihrem Schicksale hervorrufen sollte.

Wie sich die Verbrüderung von Tage zu Tage an Zahl und Macht ausdehnte, da sich der letzteren seine hemmende Schritte entgegensetzte, so stieg auch der Uebermuth ihrer einzelnen Mitglieder. Sie gaben dem Namen der Regulatoren die weiteste Ausdehnung und mischten sich in alle öffentlichen Verhältnisse, wozu die ohnmächtigen Behörden die Augen schlossen; letzteres konnte nur dazu beitragen, daß ihr Ansehen bei dem gemeinen Pöbel, dem überwiegenden Theile der Bevölkerung San-Francisco's, stieg. Tag und Nacht über gab es in der Stadt und dem Lager Schlägereien, die sich die Regulatoren zu schlichten für berufen hielten; es verstand sich von selbst, daß dies mit Waffengewalt geschah und jedesmal einige Opfer kostete. Gewöhnlich führten Einzelne von ihnen selbst solche Streitigkeiten, vorzüglich mit den verhaßten Spaniern herbei; die letzteren wollten noch nicht vergessen, daß das Land bis vor drei Jahren ihnen angehört hatte, und gaben wohl auch oft Veranlassung zu Zank,

hauptsächlich aber wurden sie gereizt, und auch der Unschuldige, der dieser Nation angehörte, war den empörendsten Beleidigungen auf offener Straße ausgesetzt. Aus Gerechtigkeitsgefühl nahm daher der friedliche und gesittete Theil der englischen und amerikanischen Bürgerschaft der Stadt für sie gegen die Regulatoren Partei, wagte dies aber nicht öffentlich auszusprechen.

Diesen Leuten mußte die Verbrüderung aber auch durch ihr Benehmen in anderer Beziehung zur Last und verhaßt werden. Ganz im Widerspruche zu ihrem Vorgehen, Ordnung, Gesetz und Unabhängigkeit der amerikanischen Nation aufrecht erhalten zu wollen, verübten sie auch Angehörigen der letzteren gegenüber arge Excesse; man wußte recht gut, daß es Regulatoren waren, die zur Nachtzeit ruhig ihres Weges Gehende überfielen und ihnen ihre Baarschaft abnahmen, daß sie haufenweise in die Wirthshäuser einkehrten und nach übermüthiger Schwelgerei unter Lachen und Drohungen, ohne zu bezahlen, wieder fortgingen, und daß ganze Gesellschaften von ihnen die zur Stadt führenden Wege belagerten, um die Reisenden zu berauben, wobei hin und wieder auch Mordthaten vorkamen. Sie gefährdeten also die Sicherheit des Eigenthums und der Person im höchsten Grade.

Einige Weitersehende mochten auch ahnen, welche weitgreifende Pläne in den Köpfen der Regulatorenchefs spukten, und wirklich hielten diese, Samuel Roberts an ihrer Spitze, es durchaus nicht für unausführbar, mit der Zeit aus dem Gebiete von San-Francisco, vielleicht später

auch aus dem anstoßenden Goldlande eine eigene Republik zu machen, aus deren gewissenlosen Verwaltung natürlich für sie unermessliche Vortheile ließen mußten. Warum sollten Samuel Roberts und seine Genossen nicht solche verführerische Pläne bauen, da eine so mächtige Regierung, wie die der Vereinigten Staaten, ihr gesetzwidriges Treiben schon seit beinahe einem Jahre duldet?

Samuel Roberts' wartete eine Ueberraschung, als er in Tammany-Hall eintraf.

Als er daselbst die Thür seines Zimmers öffnete, stutze er, denn auf dem Sopha lag eine lange Gestalt und auf dem Tische vor demselben nachlässig hingeworfene Oberkleider und mehrere Waffen.

»Zum Teufel, wer seid Ihr?« rief der Regulator zornig.

Mit lautem Lachen erhob sich Kenrick Saunders und reichte ihm die Hand hin.

»Zünde Licht an, Sam, dann wirst Du mich wohl erkennen.«

»Du bist es, Kenrick? Schon wieder aus den Minen heimgekehrt?«

»So ist's, Sam. Ich habe dort ein ähnliches Unglück gehabt, wie dasjenige, das mich von hier forttrieb. Ich wußte nicht, wo ich mich anders hinwenden sollte, und dachte, ich würde unter Deinem Schutze in San-Francisco am sichersten sein, zumal dies Geschichte mit dem alten Don wohl bereits in Vergessenheit gerathen sein wird.«

»Du hast nichts zu fürchten, Kenrick; sei willkommen.«

Die beiden edlen Freunde schüttelten sich die Hände und zunächst mußte Kenrick von seinen Erlebnissen in den Minen erzählen, was er ganz unbefangen that; auch auf das verhärtete Herz Sam's machte der Mord Captain Stüve's keinen tiefen Eindruck; er gratulirte seinem Freunde nur zu der gewonnenen Beute.

»Hast Du Eliza hier in Tammany-Hall verwahrt?« fragte Saunders, nachdem er geendet hatte, als erinnere er sich jetzt erst des Mädchens.

Er war ebenso erstaunt als aufgebracht, sobald er von Sam das Mißlingen seines ersten Anschlages, den Tozer vollbringen sollte, erfuhr. Indessen beruhigte er sich mehr, als er den neuen Plan und den merkwürdigen Umstand, der auf diesen geleitet hatte, vernahm; die geheimnißvolle Helferin erregte sein ganzes Interesse und er versicherte seinem Freund, daß auch er nicht errathen könne, wo sie sein möge. Roberts nannte ihm Theresa's Namen nicht, mochte er nun seinem Versprechen treu bleiben wollen oder fürchten, Saunders möge sich durch eine erklärliche Scheu abhalten lassen, zu der Tochter des von ihm Ermordeten in irgend welche Beziehung zu treten, und ihm dann seine Unterstützung bei Ausführung des beabsichtigten Raubes versagen.

»Das fügt sich vortrefflich,« rief Saunders entzückt. »Ich bin begierig, diese Geheimnißvolle, die unsere Karten so vortrefflich gemischt hat, kennen zu lernen.«

»Sie hat Dich zunächst gesucht, und ich zweifle nicht, daß sie noch dasselbe Verlangen trägt,« meinte Sam. »In-
dessen wirst Du ihre eigene Entscheidung darüber ab-
wartwn müssen.«

Die beiden Freunde vertieften sich nun in ein Gespräch über Sam's vorerwähnte Hoffnungen und dieser erzähl-
te, wie bedeutend die Macht der Regulatoren in Kenrick's
Abwesenheit gestiegen sei; daraus ließ sich entnehmen,
wie wenig Letzterer von den Nachstellungen der Polizei
zu fürchten habe, die überhaupt den Versuch seiner Er-
greifung nach dem ersten Mißlingen desselben aufgege-
ben zu haben schien.

Theresa kehrte klopfenden Herzens von der Unterre-
dung mit Samuel Roberts nach Hause zurück; mit jedem
Schritte, den sie sich weiter entfernte, stieg ihre Unruhe
und sie bereute fast, was sie gethan hatte. Das Gesicht Sa-
muel Roberts war ihr so widerlich, so unheilverkündend
erschieden, daß sie sich gestehen mußte, sie sei im Be-
griff, Eliza einem furchtbaren Elende preiszugeben, und
das hatte sie eigentlich nicht beabsichtigt, die Leiden-
schaft hatte sie mitgerissen, Kenrick Saunders war der
Onkel des Mädchens, nach ihrer Annahme mußte er doch
irgend ein Interesse für sie haben, sei dasselbe mich noch
so gering, und hatte er ihr auch feindlich nachgestellt, so
ließ sich doch annehmen, er werde seine Anverwandte
nicht der bittersten Schmach opfern. So hatte es sich we-
nigstens Theresa vorgestellt; und ihr lag auch nur daran,
Eliza verschwinden zu lassen, um ungestört ihre Angriffe
auf das Herz Richards fortsetzen zu können.

Dieser Reue trat aber wieder die Erwägung entgegen, daß Kenrick Saunders doch nun einmal nicht zu erlangen sei und daß es für ihre Pläne zu spät werden könne, wenn sie seine Rückkehr erwarten wollte; außerdem hatte sie sich auch schon zu weit und bestimmt mit Roberts eingelassen, und ihrem Stolze widersprach es, wortbrüchig gegen ihn zu werden. Zugleich fühlte sie die Gefahr, mit der dies verknüpft sein möchte.

Um ihre Gewissensbisse zu beschwichtigen, führte sie sich daher die Zeit, die sie mit Richard allein verlebt und die ihr die Hoffnung gegeben hatte, einst in seinen Besitz zu gelangen, lebhaft vor die Seele, stellte die Zukunft, die sich ihr an alle der Erfüllung ihrer Wünsche an seiner Seite erschließen konnte, der gegenüber, die sie ihn als Gatten Eliza's erblicken lassen würde, und sie gestand sich, sie werde diese letztere nicht ertragen können. Sie sagte sich, daß Richard die Trennung von seiner Geliebten selbst verschuldet habe, denn sie erklärte sein früheres Benehmen für eine Täuschung ihrer selbst – an Eliza's Schicksal mochte sie gar nicht denken, und von Neuem war sie entschlossen, auf dem Wege fortzuschreiten, den sie einmal betreten hatte

Wer die Mexikanerin in ihrem einsamen Zimmer gesehen hatte, würde sich ihr Benehmen nicht haben erklären können; bald brach sie in heiße Thränen und ein krampfhaftes Schluchzen aus, dann wieder schossen ihre Blicke Blitze; und sie schritt, die kleinen Hände ballend, auf und nieder, wobei sie ein unverständliches Selbstgespräch mit sich führte. Es war klar, daß sie gewaltig litt, daß sie

einen noch immer unentschiedenen inneren Kampf mit ihrem bösen Engel kämpfte, daß derselbe aber allmählig die Oberhand über das bessere Gefühl gewann.

Theresa schloß die ganze Nacht kein Auge und als sie sich am anderen Morgen von ihrem Lager erhob, sah sie bleich und verstört aus. Sie mußte zu Künsten der Toilette greifen, denen sie sonst nicht bedurfte, um minder elend zu erscheinen, und es mußte sie einen unendlich schweren Entschluß kosten, in das Gemach, in dem sie ihres Hausgenossen erwarteten, mit einer Miene einzutreten, die Ruhe und Freundlichkeit heuchelte. Aber dies gelang ihr so gut, daß sie Alle täuschte.

Theresa hatte in der Nacht Zeit genug gefunden, seinen Plan zu entwerfen. Sie wollte die Regulatoren in ihr Haus einlassen, damit sie sich des Mädchens versichern könnten, aber es ließ sich annehmen, daß Eliza Widerstand leisten und durch ihren Hilferuf Richard erwecken, daß dieser dann nicht zögern würde, sein Leben an ihre Vertheidigung zu setzen. Letzteres konnte sie nicht wünschen, es hätte sogar ihren ganzen Plan vereiteln müssen; deshalb mußte Richard auf einige Zeit entfernt werden und sollte bei seiner Rückkehr nur erfahren, Eliza sei auf unbegreifliche Weise aus dem Hause verschwunden. Was sollte aber mit dem jungen Henry geschehen, der sich ebenfalls nach Kräften widersetzen und mindestens Lärm verursachen würde? Theresa hatte in ihrer Aufregung vergessen, seiner in der Verabredung mit Samuel Roberts zu erwähnen; deshalb wollte sie den letzteren

am nächsten Abende noch einmal sprechen und von ihm verlangen, daß er auch den Knaben an sich nehme.

Bald nach den ersten freundschaftlichen Begrüßungen wandte sie sich nun mir einer Bitte an Richard, welche die beiden Liebenden unangenehm berühren mußte; sie sprach nämlich davon, daß ihr Vater, wie es in Wirklichkeit der Fall war, in dem einige dreißig deutsche Meilen entfernten Monterey ein bedeutendes Capital zu stehen habe, das nur durch persönliche Unterhandlung schnell zu heben sei, und bat Richard, sich dieses Geschäftes anzunehmen und baldmöglichst mit dem Dampfer nach jener Stadt abzureisen.

»So ungern ich Euch trenne,« meinte sie mit einem zärtlichen Blicke auf Beide, »liegt mir selbstredend doch zuviel daran, meine Geschäfte abgeschlossen zu haben, ehe ich Euch nach Europa begleite, und Richard wird mir die kleine Bitte nicht abschlagen, die ich als hilflos dastehendes Weib an ihn richten muß; überdies erfordert die ganze Reise nicht mehr als vier bis fünf Tage.«

Richard erinnerte sich wieder der Pflichten der Dankbarkeit, die er gegen das Haus Espeira, und jetzt insbesondere gegen Theresa zu erfüllen hatte, und willigte mit etwas schwerem Herzen ein. Auch Eliza, die hier eine so liebevolle Gastfreundschaft genoß, wagte nicht, zu widersprechen.

Die Abreise des jungen Deutschen wurde auf den dritten Tag festgesetzt. Theresa konnte sogar so viel Selbstüberwindung an den Tag legen daß sie scherzweise des

Trennungsschmerzes der beiden Liebenden die die ihnen gelegte Falle nicht ahnten, spottete.

Nachdem sie durch Pedro den Regulatorenchef hatte benachrichtigen lassen, daß sie ihn an demselben Orte nochmals sprechen müsse, machte sie sich, sobald sie sich am Abende von ihren Gästen verabschiedet hatte, nach jenem Lokale auf den Weg. Sie hatte Zeit gehabt, sich mit den bösen Plänen, die sie so lebhaft beschäftigten, ganz vertraut zu machen, und alle ihre Leidenschaftlichkeit war durch den Anblick der Vertraulichkeit Richards und Eliza's den ganzen Tag über auf den höchsten Punkt getrieben worden, deshalb ging sie diesem Zusammentreffen mit Roberts ruhiger entgegen, als sie von dem letzten zurückgekehrt war.

Samuel Roberts hatte nicht auf sich warten lassen; er befand sich wieder an derselben Stelle, wie damals, und begrüßte Theresa sehr ehrerbietig.

Die Mittheilung, die diese ihm in Betreff Henry's zu machen hatte, kam ihm nicht erwünscht, da er nicht wußte, was er mit dem Knaben beginnen sollte.

»Kenrick Saunders ist hier, Sennora,« meinte er nach einiger Ueberlegung, er ist der Onkel und wird für den Jungen sorgen müssen.«

»Er ist hier?« rief die Dame erfreut. »Dann lassen Sie mich mit ihm sprechen; es wird mein Gewissen beruhigen, wenn ich ihm, dem natürlichen Beschützer Eliza's, dieselbe übergeben kann.«

Der Regulator lächelte höhnisch und Theresa konnte daraus entnehmen, daß Eliza's Schicksal sich nicht im

Mindesten geändert habe, aber sie tröstete sich schnell, daß sie wenigstens einen Schein von Recht werde bewahren können.

»Saunders, der Ihnen für Ihr Anerbieten ebenso verpflichtet ist, wie ich es bin, hat bereits den Wunsch geäußert, mit Ihnen zu reden, Sennora,« erwiderte Roberts. »Er ist hier und wenn es Ihnen so genehm ist, will ich ihn sogleich vorstellen.«

Die Dame nickte ihre Bejahung und Roberts erhob sich, um seinen Freund herbeizuführen, der dieser Einladung in demselben Lokale bereits ungeduldig wartete.

Theresa stieß einen leisen Ruf der Ueberraschung aus, als sie in Saunders denselben Mann erkannte, der sie an jenem Abende im Eldorado mit seiner frechen Zudringlichkeit verfolgt hatte; aber jetzt war ihr viel zu sehr an einem guten Einvernehmen mit ihm gelegen, als daß sie es verschmäht haben sollte, von dem Interesse, das er damals für sie geäußert, Vortheil zu ziehen. Sie schlug daher den Schleier mit freundlich lächelndem Blicke zurück.

Auch Saunders stutzte, als er sie wiedererkannte. Er ahnte nicht im Entferntesten, daß sie die Tochter des von ihm Ermordeten, dessen Namen er nicht einmal kannte, sei, und ihre strahlende Schönheit übte, wie damals, einen mächtigen Reiz auf ihn aus.

»Wie ist meine Nichte in Ihr Haus gekommen, Sennora?« fragte er nach der ersten Einleitung des Gesprächs.

»Das ist mein Geheimniß, dem nie nachzuforschen ich Sie verpflichte,« erwiderte die Mexikanerin, und Saunders fügte sich ihrem Willen. »Ich glaube nur eine Pflicht erfüllen, wenn ich Ihre Anverwandte wieder unter Ihren Schutz stelle, Sir,« meinte Theresa in höflicher Verstellung.

»Sie verbinden mich und den unglücklichen Vater der armen Eliza dadurch auf das Höchste,« antwortete Saunders ebenso.

Beide wußten, daß sie sich nicht betrügen könnten, aber sie waren zufrieden, das Verbrechen in diese Form kleiden zu können.

»Und Ihr Neffe, der junge Henry?«

»Ihrem Wunsche zufolge, Sennora, werde ich auch die Sorge für ihn übernehmen.«

Theresa war befriedigt. Man setzte die Ausführung des Streiches auf die zweite Nacht nach der Entfernung Richards von San-Francisco fest, da er sich um diese Zeit gerade in dem entfernten Monterey befinden mußte. Dann ließ sich die Dame herab, mit den Männern von gleichgültigen Dingen zu plaudern und die Schmeicheleien, welche ihr Saunders machte, freundlich aufzunehmen. Es kam ihr nicht in den Sinn, ein Wohlgefallen daran zu finden, aber die Gemeinschaft der verbrecherischen Absicht führte schnell eine Vertraulichkeit herbei, die sie früher beleidigt haben würde.

Saunders suchte eine Liebenswürdigkeit zu entfalten, die bei seinem unschönen Aeußern lächerlich hätte erscheinen können; er erinnerte sich noch recht gut der

Zeit, in der er den Weltmann gespielt hatte, und wenn seine Rohheit auch zuweilen hervorleuchtete, so mußte sich Theresa doch gestehen, daß er mehr Bildung besaß, als sie erwartet hatte.

Nach einer halben Stunde verließ sie die beiden Männer. Saunders schwur, sie sei ein köstliches Weib, und seine Bewunderung stieg, als Samuel Roberts ihm vertraute, daß sie sehr reich sei.

Der Morgen, an dem Richard seine Reise antreten sollte, kam heran, ohne daß sich den Liebenden das geringste Mißtrauen gegen ihre immer freundlich und liebevoll auftretende Gastgeberin geregt hätte.

Als ob sie eine Ahnung von der ihr drohenden Gefahr habe, hatte Eliza die ganze Nacht über vor Unruhe nicht schlafen können; er fiel ihr aber nicht ein, dieses Ahnung auf einen ihr bevorstehenden Unfall zu beziehen, da sie sich in Theresa's Hause für ganz gesichert gegen alle Nachstellungen ihrer Feinde glaubte, vielmehr fürchtete sie, es könne Richard auf der Reise irgend ein Unglück zustoßen, hatte sie vor Kurzem in dem Duelle mit Tozer doch erst das Beispiel gehabt, daß eine solche Gefahr ganz unvorhergesehen hereinbrechen könne.

Ihr bleiches, leidendes Aussehen fiel Richard auf, als er ihr, schon zur Reise gerüstet, entgegentrat; vergeblich, suchte er sie zu beruhigen und selbst zu scherzen. Sie bestürmte ihn, er möge ihr wenigstens die Erfüllung einer Bitte zusagen, nämlich den treuen Hund mit sich zu nehmen, der ein zuverlässiger und starker Wächter sei. Der

junge Mann schlug es lächelnd ab und meinte, das Thier könne ihr bessere Dienste leisten.

»Sie fürchten doch nicht, Richard, daß Eliza in meinem Hause irgendwie gefährdet sein könne?« warf Theresa anscheinend etwas empfindlich dazwischen, denn des Mädchens Vorschlag kam ihr ganz gelegen. »Seien Sie versichert, daß unsere Feinde schon lange einen Anschlag gegen sie unternommen haben würden, könnten sie nur eine Ahnung von ihrem Aufenthalte bei mir haben, und selbst wenn dieses der Fall wäre, ist meine männliche Dienerschaft stark genug, sich ihnen zu widersetzen. Eliza hat nicht Unrecht; erfüllen Sie ihren Wunsch, und sei es auch nur, um sie zu beruhigen.«

Richard fügte sich nunmehr dem Willen der beiden Frauen, und so wurde Eliza der einzige, wenn auch nur schwache Schutz gegen ihre Feinde entzogen.

Als der junge Mann sich von der in Thränen zerfließenden Braut schweren Herzens losgerissen hatte und Theresa, die Hand zum Abschied reichte, sagte er ihr noch einmal mit sehr ernstem Blicke:

»Ich lasse das Theuerste, was ich auf der Welt besitze, unter Ihrem Schutze zurück, Donna Theresa und von Ihnen werde ich es zurückfordern.«

»Die Freundschaft und die Ehre des Hauses Espeira bürgen Ihnen fürs Eliza's Sicherheit,« erwiderte die Mexikanerin, in zuversichtlichem Tone.

»Ich vertraue beiden,« antwortete Richard und ging, um sich auf den nach Monterey fahrenden Dampfer einzuschiffen.

Des Blick, den sie ihm nachsandte, verrieth vollkommen ihre Gedanken, aber Eliza bemerkte ihn durch ihre Thränen nicht, und einen Moment später war Theresa schon wieder ganz die liebenswürdige, in wahrer Innigkeit des Gefühls tröstende Freundin. Aus ihrem Benehmen im ganzen Verlaufe des Tages hätte sie auch ein mehr dem Argwohn zugeneigtes Gemüth, als es das unschuldvolle und keiner Verstellung fähige Eliza's war, keinen Verdacht geschöpft, daher erwiederte das junge Mädchen dieses freundliche Entgegenkommen um so herzlicher, als sie daraus Trost und Beruhigung schöpfte.

Dieser, sowie der nächste Tag, vergingen ohne jede Störung. Die beiden Frauen plauderten fast nur von dem entfernten Richard, dem sie, wenn auch von verschiedenen Gefühlen geleitet, im Geiste auf seiner Reise folgten; dann sprach Eliza mit sich offen erschließender Glückseligkeit wieder von seiner baldigen Heimkehr, ihrer gemeinsamen Reise nach New-York und später nach Europa, und malte sich die Zukunft in den schönsten Farben aus, so daß Theresa's Blut in wildem Sturme siedete; sie bedurfte unermesslicher Anstrengungen, um einen Ausbruch ihres eigentlichen Gefühls zurückzuhalten und die Ungeduld nicht blicken zu lassen, mit der sie die kommende Nacht erwartete.

Am Abende begab sie sich nach einem unbefangenen Abschiede von Eliza und ihrem Bruder zu dem letzten Rendezvous mit Roberts und Saunders, nachdem sie unser verschiedenen Vorwänden fast ihre ganze Dienerschaft für die Nacht aus dem Hause entfernt hatte.

Wir kennen diese Zusammenkünfte schon und es mag genügen, zu sagen, daß in der diesmaligen bestimmt die Maßregeln verabredet wurden, deren Ausführung wir sogleich kennen lernen werden. Alle drei Unterhandelnden belebte eine unruhige und fieberhafte Spannung, wie sie die Absicht, ein Verbrechen zu begehen und die Ueberzeugung, dem Ziele langgehegter Wünsche nahe zustehen, hervorzurufen pflegen.

Am kältesten und ruhigsten von ihnen war Saunders, der natürlich auch das geringste Interesse an dem Vorhaben hatte; dafür wandte er ein solches desto lebhafter der Person Theresa's zu, für die er eine unzweideutige Bewunderung an den Tag legte. Das Geld, das er sich neuerdings in den Minen erworben, hatte ihn in den Stand gesetzt, die Toilette eines ächten Gentlemans zu machen und seine gewählten Worte verriethen deutlich seinen Wunsch, den Eindruck eines solchen auf die schöne Mexikanerin hervorzubringen. Jedenfalls ging er mit Hoffnungen um, die Theresa in Geheimen belächelte, während sie äußerlich ihr früheres Wesen gegen ihn beibehielt.

Saunders trieb die Galanterie sogar so weit, daß er ihr seine Begleitung anbot, als sie aufbrach, und sie fürchtete viel zu sehr, ihn zu erzürnen, als daß sie diese nicht angenommen haben sollte. Wer Kenrick Saunders, der diese Gelegenheit benutzte, Theresa in seine früheren Verhältnisse einzuweihen, gehört haben würde, wäre wohl leicht auf den Gedanken gekommen, er sei ein vom Unglücke arg heimgesuchter und mehr bemitleidenswerther

als durch eigenen Leichtsinn und Schlechtigkeit herabgekommener Mensch; er besaß die Schlaueit, indem er sich zuweilen selbst leichter Fehler anklagte, ein Interesse für sich zu erwecken, das ihm auch Theresa nicht ganz versagen konnte. Die Thatsache, daß er sich auf einen gewaltsamen Anschlag auf Eliza eingelassen hatte, suchte er dadurch zu mildern und zu rechtfertigen, daß er ihrem Vater zunächst das ganze Unglück seines Lebens zuschrieb und mit frecher Stirn behauptete, Halliday sei freiwillig in den Goldminen geblieben und zur Rückkehr zu seinen Kindern nicht zu bewegen gewesen; dann versicherte er, obgleich er von der wahrhaften Liebe seines Freundes Sam für seine Nichte überzeugt sei, werde er doch nie zugeben, daß letztere gezwungen werde, diese Liebe zu erwidern und Roberts ihre Hand zu reichen; kurz, Saunders hatte, als er sich verabschiedete, bei Theresa eine viel günstigere Stimmung für sich erworben, als dies bisher der Fall gewesen war.

Theresa kleidete sich nicht aus, als sie zu Hause angekommen war; sie befand sich in derselben Aufregung, in der wir sie schon öfter gesehen haben. Bald kam es ihr vor, als schleiche die Zeit bis zu der mit den Regulatoren verabredeten Stunde zu langsam fort, dann schauderte sie wieder, wenn sie den Zeiger der Uhr vorrücken sah; endlich wich diese sichtliche Unruhe einer Art starrer Betäubung, in der sie ausdruckslos vor sich hinstarrte.

Wenige Minuten vor Mitternacht erhob sie sich und verließ vorsichtig ihr Zimmer. Als sie an dem Zimmer Eliza's vorüberschritt, das auf demselben Korridor des oberen Stockwerks lag, blieb sie stehen und lauschte an der Thür.

Eliza schlief jedenfalls sanft, denn in ihrem Gemache ließ sich nicht das geringste Geräusch vernehmen.

Die Mexikanerin setzte ihren Weg fort und stieg die Treppe hinab. Einen Augenblick blieb sie noch unschlüssig an der Thür stehen, die auf die Straße hinausführte, dann öffnete sie dieselbe behutsam und blickte in die Dunkelheit hinaus.

»Sennora,« flüsterte eine Stimme dicht neben der Thür, und ein paar Gestalten huschten wie Schatten von drüben her über die Straße.

Es waren Roberts und Saunders nebst vier anderen Regulatoren, die eine der dort oft gebrauchten Tragesänften bereit hielten. Man stellte die letztere dicht vor die Thür und zwei der Männer blieben bei derselben, während die übrigen mit äußerster Vorsicht, jedes Geräusch vermeidend, der voranschreitenden Theresa folgten.

Man wechselte kein Wort, bis man in die Gemächer der Dame kam.

»Warten Sie hier,« gebot Theresa den Männern mit leiser Stimme und betrat das anstoßende Zimmer, von dem eine Thür zu dem Schlafkabinet des Mädchens führte.

Sie legte die Hand leise auf die Thürklinke; wie sie es erwartete, hatte sich Eliza eingeschlossen. Es blieb also nichts übrig, als sie unter irgend einem Vorwande zu

wecken, und Theresa klopfte nach kurzer Ueberlegung an die Thür.

Das junge Mädchen fragte, aus dem Schlaf auffahrend, in ängstlichem Tone, wer da sei.

»Fürchten Sie sich nicht, Miß Halliday,« erwiderte Theresa mit ruhiger Stimme; »ich bin es, Ihre Freundin Theresa, die Ihren süßen Schlummer stören muß; vergeben Sie mir.«

»Was giebt es, Theresa?« fragte Eliza hastig.

»O, nichts von großer Erheblichkeit. Böse Träume haben mich geängstigt und ich fühlte mich beim Erwachen so unwohl, daß ich dem Drange nicht widerstehen konnte, Ihre Gesellschaft zu suchen. Nicht wahr, meine theure Eliza, Sie haben Mitleid mit meiner Nervenschwäche und meiner kindischen Furcht?«

Die Stimme der Dame klang jetzt wirklich erregt.

»Ich stehe sogleich zu Ihren Diensten, Donna Theresa,« antwortete Eliza mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit.

Eine Minute später, in der Theresa ihre Entschuldigungen wiederholte, öffnete sie arglos, wenn auch etwas verwundert über das auffällige Verlangen der Freundin, die Thür und erschien in dem flüchtig übergeworfenen weißen Morgenkleide.

»Ach, Sie glauben nicht, wie erregt ich bin!« seufzte Theresa so natürlich, daß Eliza sie besorgt anblickte – und sie sprach jetzt die Wahrheit.

Ihren Arm nehmend, führte sie das Mädchen ihrem Zimmer zu und ladete sie durch eine Handbewegung ein, zuerst einzutreten.

In dem Augenblick, wo Eliza den Fuß über die Schwelle des nur matt erleuchteten Zimmers setzte, sah sie nur undeutlich ein paar Gestalten auf sich eindringen, fühlte, wie Theresa sie, die unwillkürlich zurückwich, vorschob und die Thür hinter ihr schloß und wie ein Tuch über ihren Kopf geworfen wurde; der Angstschrei, den sie ausstieß, erstickte unter demselben. In namenloser Angst schwanden ihr die Sinne, doch nur soweit, daß sie wie im halben Traume empfand, aufgehoben und fortgetragen zu werden; dann verstummte das verworrene Geräusch um sie, ihr mechanisches Widerstreben ließ nach und sie fiel in eine wirkliche Ohnmacht.

Das Alles war blitzschnell geschehen. Theresa hatte zwischen sich und Eliza die Thür geschlossen, denn sie vermochte den Anblick der auf ihre Veranlassung an dem Mädchen verübten Frevelthat nicht zu ertragen. Selbst von entsetzlichem Grauen ergriffen, sank sie keuchend auf einen Sessel nieder und barg das Gesicht in die Hände; es tobte ein Sturm von Gefühlen in ihr, der sich nicht bewältigen ließ.

»Mein Gott, mein Gott, was habe ich gethan?« stöhnte die Mexikanerin außer sich.

Eine Minute später öffnete sich wieder die Thür ihres Zimmers, Saunders in Begleitung eines andern Regulatoren trat ein.

»Es ist alles nach Wunsch gegangen, Sennora,« flüster-
te er mit einem satanischen Blick dem gebeugten Weibe
zu.

Die Antwort darauf war ein krampfhaftes Schluchzen.

»Wo schläft der Knabe, Sennora?« fragte Saunders
dringend. »Wir müssen schnell handeln.«

Theresa fühlte dieselbe Nothwendigkeit; sie erhob sich
mit todtenbleichem Gesicht und schritt wankenden Fu-
ßes den beiden Männern voran. Als sie die Thür von Hen-
ry's Schlafzimmer erreicht hatten, deutete sie nur stumm
darauf hin und floh dann, so schnell sie ihre Füße zu tra-
gen vermochten, auf ihren alten Platz zurück.

Die beiden Regulatoren fanden den Knaben in dem
tiefen, gesunden Schläfe der Jugend. Sie bedienten sich
desselben Mittels wie bei Eliza, seinen Hülfesruf zu unter-
drücken, und auch hier gelang ihr böses Vorhaben voll-
kommen. Mann trug Henry, den die rohe Behandlung
furchtsam und widerstandslos gemacht hatte, in dieselbe
Sänfte, die bereits seine ohnmächtige Schwester aufge-
nommen hatte.

»Nach Tammany-Hall,« gebot Samuel Roberts eintönig
und der Zug setzte sich schnellen Schrittes in Bewegung.

Saunders war zurückgeblieben. Er suchte Theresa und
fand sie, wie wir sie vorher gesehen haben.

»Barmherziger Himmel! ist es denn noch nicht vor-
über? sind Sie noch hier?« rief Theresa in verzweifelnder
Angst, als Saunders sich ihr näherte.

»Es ist glücklich vollbracht, Sennora,« erwiderte
Saunders in dem Tone bewegter Theilnahme. »Da weder

Eliza noch Henry auftreten werden, gegen Sie zu zeugen, brauchen Sie keine Befürchtung mehr zu hegen.«

»Sie sind es, Saunders?« rief die Dame heftig. »Warum sind Sie nicht bei Eliza, sie gegen jene rohen Menschen zu schützen? Eilen Sie, Herr, dort ist Ihr Platz!«

»Ich blieb, um Sie zu beruhigen, Donna Theresa,« erwiderte der Regulator anscheinend weich.

»Eilen Sie!« rief die Mexikanerin erregt.

»Sie haben kein freundliches Wort für mich, Sennora?«

Sie blickte ihn fast zornig an; aber schnell sich fassend, sagte sie nur:

»Jetzt nicht, Kenrick Saunders. Gehen Sie!«

»Ich hoffe nicht, daß dieser Handel Aufsehen erregt und Sie kompromittirt, Sennora,« sagte Saunders empfindlich. »Wenn er Sie aber in irgend eine Unannehmlichkeit verwickeln sollte, dann erinnern Sie sich wenigstens Ihres ergebensten Freundes Kenrick Saunders; Sie werden ihn zu jeder Zeit in Tammany-Hall erfragen können.«

Theresa antwortete nicht, und der Regulator ging mit einem unzufriedenen Blicke auf sie. Er eilte so schnell vorwärts, daß er die Sänfte und ihre Begleiter noch vor dem Wirthshause, das ihr Ziel war, erreichte. Als Samuel Roberts ihn befragte, wo er so lange gewesen sei, antwortete er nur kurz und verdrießlich. Der Regulatorenchef lachte.

»Brüderchen,« sagte er in der besten Laune, »ich bin Dir zu Dank verpflichtet. Nimm einstweilen den Trost hin, daß sie Dir nicht entgehen wird, da Euch ein Streich

an einander kettet, den man im gewöhnlichen Leben Verbrechen nennt.«

Man hatte die Sänfte durch Straßen fortgeführt, die um diese Zeit schon fast ganz menschenleer waren; die wenigen ihr Begegnenden fanden um so weniger Grund, sie aufmerksam zu beobachten, da ihre Insassen nicht den geringsten Widerstand leisteten, denn auch bei Henry war ein Zustand eingetreten, der dem seiner Schwester glich.

In Tammany-Hall war alles zu ihrem Empfange vorbereitet worden. Eliza sollte dasselbe Zimmerchen erhalten, das man schon einmal für sie eingeräumt hatte, und Henry einstweilen in dem seines Onkels bleiben. Widerstandslos trug man die beiden Geraubten auf die für sie bestimmten Plätze.

»Was beginnen wir mit ihr?« fragte Samuel Roberts, mit finsternem Blicke den Kopf schüttelten, seinen Freund, als Beide an dem Lager standen, auf das man die todtenbleiche und noch immer besinnungslose Eliza niedergelegt hatte.

»Sie wird sich mit der Zeit erholen,« erwiderte der Onkel kalt.

»Wir werden einen Arzt rufen lassen und ihn mit der Pistole auf der Brust zum Schweigen zwingen müssen.«

»Ist unnöthig, dieser Zustand bei nervenschwachen Frauenzimmern geht von selbst vorüber.«

Saunders hatte Recht; nach einer Viertelstunde etwa zuckte Eliza zusammen, öffnete langsam die Augen und blickte, wie im Traume, starr um sich.

»Richard!« flüsterte sie schwach bei dem Versuche, sich aufzurichten.

»Den Teufel! Was ist das?« raunte Samuel Roberts seinem Freunde zu.

»Vielleicht der ehemalige Bräutigam,« erwiderte dieser, gleichmüthig lächelnd, wobei er weit entfernt war, an seine nur im Scherz ausgesprochene Vermuthung ernstlich zu glauben.

So leise die beiden Männer diese Worte wechselten, hatte Eliza sie doch vernommen. Erschrocken fuhr sie zusammen und richtete das glanzlose Auge auf die Regulatoren.

Einen Augenblick schien sie selbst sich noch vom Traume befangen zu haben, dann mußte ihr die Erinnerung zurückkehren, denn sie schrie laut auf und streckte die Hände abwehrend gegen Jene aus.

»Eliza,« sagte Saunders in rauhem Tone, indem er auf sie zutrat, »kennst Du mich nicht?«

»Wo bin ich? – was soll ich hier?« rief sie angstvoll.

»Du bist hier gesicherter als in dem Hause jener ränkesüchtigen Mexikanerin, die Dich verrathen hat,« erwiderte Saunders. Nimm jetzt Vernunft an, Kind, und höre auf den wohlgemeinten Vorschlag, den ich Dir machen will. Hier ist Samuel Roberts, der Dir mit denselben Gefühlen entgegentritt, wie damals in New-York, als Du seine Hand thörichter Weise ausschlugest.«

Eins zweiter Schrei entrang sich Eliza's Brust. Sie sank zurück und schloß von Neuem die Augen.

»Sie muß heute noch geschaut werden, das ist erklärlich,« meinte Samuel Roberts und faßte seinen Freund unter den Arm, um ihn hinwegzuziehen. Ich werde Mr. Bayne sagen, daß er die alte Betty zu ihrer Pflege heraufschicke. Laß uns jetzt gehen.«

Als die alte Betty, eine Dienstmagd Mr. Bayne's, des Wirths von Tammany-Hall, an Eliza's Lager kam, fand sie dieselbe von einem Fieber ergriffen, das das klare Bewußtsein aufs Neue geraubt hatte.

8.

Am Sonntag, dem 15. Juli 1849, drei Tage nach dem im vorigen Kapitel erzählten Ereignisse, herrschte am Nachmittage in San-Francisco große Aufregung. Am Morgen war das ganze Corps der Regulatoren unter Führung von Samuel Roberts mit Musik und Trommelschlag ausgezogen, ohne daß etwas Bestimmtes über sein Ziel verlautet hatte, und schon ein paar Stunden später verbreitete sich das Gerücht, in dem kleinen Orte Contra Costa seien arge Excesse verübt worden. Ein paar Flüchtige, von dorthier kommend, zum Theil verwundet, bestätigten die Nachricht von einer förmlichen Plünderung des Ortes selbst und vieler auf dem Wege dahin gelegenen kleinen Niederlassungen, und ihre Aussagen stimmten dahin überein, daß diese Gewaltthaten durchaus nicht aus besonderer Veranlassung hervorgegangen seien, sondern zweifellos nur in dem Zwecke des Zuges der Regulatoren gelegen hätten.

Wie ein so umherlaufendes Gerücht, welches das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, mit jeder Minute an Zusätzen und Uebertreibungen wächst, so fehlte es bei der allgemeinen Abneigung gegen das ganze Treiben der Regulatoren auch dieses Mal nicht daran; bald sprach man davon, daß jener Ort ganz niedergebrannt und daß viele Mordthaten daselbst vorgefallen seien. Die Entrüstung war allgemein und zeigte sich in den drohenden Blicken der Männer, die auf den Straßen und Plätzen San-Francisco's gruppenweise zusammenstanden und in allen möglichen Sprachen und Dialekten heftig debattirten; besonders waren die Spanier, diese geschworenen Feinde der Regulatoren, eifrig bemüht, die Aufregung gegen dieselben durch die schaudervollsten Berichte zu nähren.

Da ertönten plötzlich dicht vor der Stadt die bekannten Trommeln und die militairische Musik, und von Mund zu Mund ging der mehr ängstliche als drohende Ruf: »Die Regulatoren kommen!« Die vorerwähnten Gruppen lösten sich auf und Jeder, der nicht dem ganz gesinnungslosen und an jedem einigermaßen ungewöhnlichen Schauspiel interessirten Pöbel angehörte, begab sich nach seiner Wohnung oder in die Gasthäuser, die Amerikaner und Engländer langsamen Schrittes und bedenklich den Kopf schüttelnd, die lebhafteren Spanier mit drohenden Gestikulationen, wobei sie indessen eilig aus dem Bereiche ihrer Gegner zu gelangen suchten.

Die Regulatoren zogen ungehindert ein, unbekümmert um die in der Stadt gegen sie herrschende Stimmung die

ihnen keinesweges fremd war, wieder ganz in derselben Weise durch die Straßen, wie wir es früher schon einmal beschrieben haben; an ihrer Spitze befand sich dieses Mal neben Sam auch Kenrick Saunders, einer seiner Lieutenants. Das ganze Corps schien durch den gemachten Ausflug ebenso belustigt als zufriedengestellt zu sein, und die jungen Kerle blickten, die Hände an ihren Waffen, so verwegen um sich, als wollten sie die ganze Stadt, die sie vollkommen zu beherrschen meinten, herausfordern. Diese Stimmung war zum Theil wohl auf Rechnung einer gefeierten Orgie in Branntweingenuß zu sehen, von der sich deutliche Kennzeichen in den gerötheten Gesichtern, verglasten Augen und dem unsichern Fortschreiten Vieler wahrnehmen ließen.

Der Zug nahm seinen Weg gerade über Portsmouth-Square fort, um, wie damals, sich nach Tammany-Hall zu dirigiren. Er hatte hier eine Reihe von Zelten zu passieren, öffentlichen Lokalen, in denen sich vorzüglich die Mexikaner und Spanier zu belustigen pflegten; auch heute waren sie wieder gefüllt und besonders durch Solche, die sich eben von der Straße zurückzogen hatten, um den Regulatoren den Weg zu räumen. Die meisten dieser Leute kümmerten sich anscheinend gar nicht um die letztern und wandten ihnen absichtlich den Rücken zu, einige standen vor den Zelten und beobachteten finster oder spöttisch lächelnd; die letzteren hatten meistens ihre geliebten Papier-Cigarren im Munde.

Von beiden Seiten fehlte es nicht an bitteren und höh'nischen Bemerkungen, als man sich so nahe gekommen

war. Die branntweinseligen Regulatoren waren sich des Uebergewichts ihrer Kraft zu wohl bewußte, als daß sie darin des geringste Maß hätten halten sollen, und die Spanier zu stolz, nicht eine feindliche Erwiederung zu geben. Indessen führte Roberts seine Leute weiter, ohne sich um den Lärmen hinter ihm zu kümmern, und der Zug war schon zur Hälfte aus der Reihe jener Zelte heraus, ohne daß ein ernstlichen Zusammenstoß stattgefunden hatte.

Da fiel es plötzlich einem der übermüthigen Regulatoren ein, laut zu rufen:

»Fort mit den Cigarren, Ihr mexikanischen Hunde! Achtung vor den Regulatoren!«

Der Ruf fand Beifall unter den Regulatoren und wurde stürmisch wiederholt. Die Spanier schwiegen verächtlich still, aber ihre Augen blitzten in tiefem Groll; es fiel Keinem von ihnen ein, dem unverschämten Gebote zu gehorchen.

Einer der Regulatoren, der gerade dicht an einem rauchenden Spanier vorüberging, vergaß sich jetzt so weit, diesem mit rohem Gelächter die Cigarre aus dem Munde zu schlagen. Aber der beleidigte Spanier war ein großer, kräftiger Mann von entschlossenem Aussehen. Einen Moment schien er, ebenso, wie alle seine umstehenden Landsleute, von Staunen über die unerhörte Frechheit erstarrt, dann aber sprang er mit zornfunkelnden Augen dem Regulator nach, packte ihn an die Brust und riß ihn aus dem Gliede, indem er marschirte. Ein wildes Wuthgeschrei der übrigen Spanier und Mexikaner

begleitete diese Handlung, und mehr als eine Hand griff nach dem Messer im Gürtel.

Jetzt schienen die Regulatoren ihrerseits verduzt, denn ein Widerstand gegen ihr in Masse geordnet marschirendes Corps, sogar ein Angriff auf dasselbe hatte weit von aller ihrer Vermuthung gelegen. Als sie aber sahen, wie der beleidigte Spanier sein Messer auf ihren bleich gewordenen Kameraden zückte und die Uebrigen sich anschickten, ihm beizustehen, begriffen auch sie die Gefahr und mehrere eilten dem Bedrohten zu Hülfe.

In einem Augenblick hatte sich eine der tumultuarischsten Scenen entwickelt. Die Regulatoren riefen ihren Vorderleuten zu, zu halten, verließen ihre Sektionen und stürzten sich auf die Spanier, die auch nicht einen Moment zögerten, ihnen entgegenzukommen; es erfüllte ein Geschrei die Luft, von dem sich kein Wort verstehen ließ – der Kampf war entbrannt. Obgleich er aber blitzschnell an Heftigkeit und Ausdehnung zunahm, denn auch die Spanier aus den Zelten stürzten hinzu und der größte Theil der bereits vorübergezogenen Regulatoren kehrte wieder um, sobald sie den Lärmen vernahmen, fiel doch nicht ein einziger Schuß, sondern man gebrauchte nur Messer und Fäuste, das Handgemenge hatte nur den Charakter einer der oft vorkommenden großartigen Schlägereien, und noch scheuten sich beide Theile, sich der gefährlicheren Feuerwaffen zu bedienen. Von Anfang an hatten die Regulatoren den Vortheil für sich, daß sie

an einem Haufen beisammen waren, während ihre Gegner sich versammelten, dafür wuchs die Zahl der letzteren aber auch schnell an. Es hatte nur eines ernststen Anlasses bedurft, den langgehegten Haß der ebenso rachsüchtigen als trägen Spanier zu thätlichen Ausbrüchen zu führen.

Samuel Roberts und seine nächste Umgebung wurden durch das Geschrei der Kämpfenden erst auf diesen Zwischenfall aufmerksam gemacht, als es jedenfalls bereits zu spät war, ein ernstliches Zusammentreffen zu hindern.

»Was, Teufel, giebt's da!?!« rief der Chef erstaunt, aber schnell die Lage der Sache überblickend und kurz entschlossen, was ihm eine gewisse Befähigung zum Kommandiren gab, wie man zugestehen wird, ließ er die Musik verstummen und die Tamboure einen Wirbel schlagen, das Signal für seine Truppe, sich zu sammeln.

Aber da half weder ein Signal, noch die donnernden Stimmen der Führer, die übrigens in dem Geschrei ungehört verhallten. Samuel Roberts mußte sich überzeugen, daß er das Kommando über sein schlecht disciplinirtes Corps in diesem Augenblicke verloren habe, und er hatte genug zu thun, den Rest der Regulatoren, der noch geordnet geblieben war, zusammenzuhalten. Mochte er nun selbst von Wuth gegen die Spanier, die sich den Seinigen zu widersetzen wagten, entflammt werden, wie seine rollenden Augen und die unverstündlich ausgestoßenen drohenden Töne zu verrathen schienen, oder fühlte er nur die Nothwendigkeit, dem Willen seiner Leute,

die sich kaum noch von dem Kampfe zurückhalten ließen, Rechnung zu tragen: er rief ihnen zu, sich eng an einander zu schließen, da er zur Unterstützung ihrer Kameraden in dieser Weise vorzurücken beabsichtige.

Sam that daran sehr klug, denn diese Maßregel gab ihm ein Uebergewicht von unzweifelhafter Winkung über die verworren und ohne planmäßige Leitung kämpfenden Gegner, andererseits that er aber wieder zu viel, wie wir gleich sehen werden und beging eine Unvorsichtigkeit, die üble Folgen für ihn und die Regulatoren haben sollte.

Er ließ nämlich seine Leute die geladenen Büchsen und Revolver zur Hand nehmen und rückte nun in ordentlich militairischem Taktschritt auf den Kampfplatz, der den Raum zwischen und in den Zeiten einnahm.

Als die zerstreut kämpfenden Regulatoren dieses Manöver bemerkten, das sie sogleich verstanden, ließen sie von ihren Gegnern, die über den ungewöhnlichen Anblick stutzten, ab und machten den Anrückenden das Feld frei; sie versuchten, sich hinter ihnen und ihnen zur Seite zu sammeln.

Samuel Roberts aber ließ erst zehn bis fünfzehn Schritte vor dem wirren Gedränge halten, anschlagen und feuern.

Der knatternden Salve folgte eine beängstigende Stille, die nur von einigen einzelnen Aufschreien unterbrochen wurde. In so großer Nähe hatte das Feuern furchtbar gewirkt; so viel sich in Eile durch den fortziehenden Pulverdampf schätzen ließ, lagen wohl einige zwanzig Spanier todt oder verwundet auf dem Boden; viele hatten außerdem leichtere Verletzungen davongetragen. Der Eindruck, den dies hervorbrachte, war zu gewaltig, zu überraschend, als daß er nicht die von Sam beabsichtigte Folge hätte haben müssen. Die Spanier stoben nach allen Seiten auseinander und gaben den Kampf gegen so ungleiche Kräfte auf.

Durch Roberts Stimme angefeuert, warfen die Regulatoren sich jetzt mit wüthendem Geschrei auf sie; sie fanden nicht mehr Widerstand, aber wenigstens Gelegenheit, ihre Rachegefühle zu kühlen. Eine neue Anzahl Verwundeter bedeckte den Boden und über sie hinfort eilten die Sieger den Fliehenden in die Zelte nach.

Die Verwirrung war furchtbar, denn Schuldige und Unschuldige, Weiber und Kinder wurden überlaufen und zu Boden geworfen, Neuangekommene, die noch gar nicht wußten, um was es sich hier eigentlich handle, und nicht die geringste Lust hatten, sich der einen oder andern Partei anzuschließen, wurden in den Kampf verwickelt, den die entfesselte Wuth der Regulatoren immer weiter forttrug. Ein Theil der Zelte stürzte um, in andern plünderten die siegreichen Kämpfer oder der gemeine Pöbel, der diese Verwirrung mit Freuden benutzte, die Büffets und die Kassen der Verkäufer; dazwischen vernahm man Flüche,

rohes Gelächter, Angstgeschrei und Klagen der Verwundeten und zu Boden Getretenen und immer noch einzelne Schüsse. Der Lärm trug sich durch die ganze Stadt fort, und angstvoll schloß Jeder Thüren und Fensterladen.

Mitten durch dieses Gedränge arbeitete sich kräftig und hastig, ohne im Geringsten Furcht oder Kampfeslust zu zeigen, ein Mann hindurch, in dem wir sogleich Richard Löwen erkennen. Er war, soeben mit dem von Monterey kommenden Dampfer angelangt und, ungeduldig, in Eliza's Arme zu fliegen und sich von ihrer Sicherheit zu überzeugen, fühlte er sich jetzt um die letztere beängstigt, als er zu seiner Ueberraschung das über alle Maßen zügellose Treiben in der Stadt gewahrte. Er hatte weder Zeit noch Lust, zu fragen, was dieses bedeute, erinnerte es ihn doch schon ohnedem daran, was ihn jetzt am meisten in Anspruch nahm, wie gefährlich die Zustände in San-Francisco seien.

Der Jüngling konnte das Gefühl des Unwillens gegen den Uebermuth der Regulatoren nicht unterdrücken, als er über den Platz schritt, den noch jammernde Verwundete und mehrere Leichen bedeckten, aber wohlbedacht hütete er sich, es äußerlich kundzugeben, um seine eigene Person nicht in den Streit zu verwickeln. Man ließ ihn ungehindert gehen, da er in seiner Seemannskleidung eher einem Engländer als einem Spanier ähnlich sah; sein ganzes Benehmen sagte auch, daß er ein ganz anderes Interesse, als das an dem Kampf habe, denn er

wandte seine Blicke von demselben ab und schritt unaufhaltsam vorwärts.

Er hatte Portsmouth-Square schon eine gute Strecke hinter sich gelassen und befand sich in der Montgomery-Straße, durch die das Menschengewühl dem Platze zu und von demselben zurückwogte, als er fühlte, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte; da ihm jeder Zeitverlust sehr unangenehm war, wandte er sich betroffen um.

»So wahr mir Gott helfe, Sie sind's wirklich, Herr Löwen,« redete ihn eine rauhe Stimme in deutscher Sprache und im freudigsten Tone an.

»Clas Hölke!« rief auch der junge Seemann in angenehmer Ueberraschung; schnell aber runzelte sich seine Stirn wieder und er fügte hinzu:

»Wo kommt Ihr her, Clas, nachdem Ihr schmählicherweise mit Eurem Schüsselmaaten von Bord entlaufen seid?«

»Ist alles wieder propre und klar geworden, Steuer-mann,« erwiderte der alte Matrose, den Blick, den er vor dem durchbohrenden des jungen Mannes einen Augenblick zu Boden geschlagen hatte. »Ich rappotire, daß ich mit sechs unserer Burschen gestern Abend gestern Abend hier richtig wieder eingelaufen bin, denn Capitain Stüve, Gott habe ihn selig, den braven Mann, hat 'nen dicken Strich durch unsere alte Rechnung gemacht.«

»Was sagt Ihr da von Capitain Stüve? Wo ist er?« fragte Richard erschrocken.

Er mußte eine Weile das Ziel, das er jetzt gerade vor sich gehabt hatte, und die Eile, mit der er ihm zustrebte,

vergessen, als Clas Hölke, der noch die Spuren der durch Saunders' Raubgenossen an ihm verübten Gewaltthaten an sich trug, in seiner breiten Seemannsweise erzählte, wie es ihnen und dem seligen Capitain in den Minen ergangen sei; er wischte sich dabei ein paar Mal mit dem Aermel über die nassen Augen.

Wir theilen von seinem uns schon bekannten Berichte nur noch mit, daß dieselben Leute, welche unter Saunders' Leitung die Matrosen, der Johanna überfallen hatten, um anderen Morgen nach deren Hütten gekommen und ihnen endlich Ihre Hilfe angeboten hatten. Die Deutschen wiesen diese indessen zurück, beerdigten ihren Capitain an der Stelle, wo er ermordet worden, und machten sich dann, schleunigst unter des alten Clas Führung auf den Weg nach San-Francisco; sie brachten die gehofften Schätze, wie so viele Andere, nicht aus dem Goldlande mit zurück, aber sie sagten sich selbst, ihr Schicksal sei eine gerechte Strafe dafür, daß sie ihrer Verpflichtung gegen ihr Schiff und dessen Capitain untreu geworden wären. Abends zuvor in San-Francisco angelangt, hatten sie sich sogleich an Bord der Johanna begeben und dort willig ihren Dienst wieder angetreten. Der Zufall führte jetzt den in der Stadt umherschleudernden alten Clas mit Richard Löwen zusammen.

Der Letztere war tief ergriffen von dem bedauernswürdigen Schicksal seines verehrten Vorgesetzten; er hatte allen Grund gehabt, demselben aufrichtig zugethan zu sein. Wurde seine Trauer um ein Geringes gemildert, so

geschah dies nur durch die Ungeduld, mit der er der Vereinigung mit Eliza entgensah, und die Erwägung, daß er jetzt wieder einen Theil seiner Schiffsbemannung beisammen habe und die Reise nach Europa bald werde antreten können, daß er selbst sogar das Schiff, das die Geliebte tragen sollte, heimführen, wahrscheinlich auch in Europa definitiv seine Führung als Capitain erhalten würde.

Er entließ nun den alten Matrosen mit dem Befehle, sich und seine Kameraden an Bord der Johanna bereit zu halten und seiner Ankunft daselbst zu warten; dann eilte er auf dem Wege zu Theresa fort.

Je näher er derselben kam, in desto ängstlicherer Unruhe klopfte sein Herz; die geschlossenen Fenster, aus denen Niemand blickte und ihm ein freudiges Willkommen entgegenwinkte, schienen ihm eine böse Vorbedeutung zu sein, und doch war es immer so im Hause Theresa's gewesen und er selbst hatte gewünscht, daß Eliza nie an die Fenster trete, um sich dadurch ihren Feinden nicht zu verrathen. Er beschleunigte seine Schritte und langte beinahe athemlos vor der sorgfältig verschlossenen Hausthür an.

Ein Diener, der ihn bereits kannte, öffnete, und er stürzte an ihm vorüber, ohne eine Frage an ihn zu richten oder einen Blick auf sein Gesicht zu werfen. Er wartete auch nicht, bis man ihn der Dame vom Hause angemeldet hatte, denn dieser Förmlichkeit hatte ihn sein langer

Aufenthalt im Hause und das vertraute Freundschaftsverhältniß schon längst überhoben, sondern er eilte unverzüglich die Treppe hinauf und trat in die Besuchszimmer, in denen Theresa und Eliza sich am Tage aufzuhalten pflegten. Die erstere fand er wirklich dort.

Sie saß im Traueranzug auf einem Sopha, beschäftigungslos, wenn man das mechanische Spiel mit einem Federfächer, um sich Kühlung zuzuwehen, nicht rechnen will, und so tief in ihre Gedanken versunken, daß sie nicht einmal die sich hastig nähernden Tritte Richards eher vernahm, als bis er die Thür öffnete. Auf ihn blickend, verlor ihr Auge aber schnell seinen starren Glanz; sie zuckte schmerzlich und bang zusammen, wurde leichenblaß und das ihren ganzen Körper überfliegende Zittern verhinderte sie, sich zu erheben und ihm entgegenzugehen. Dieser Zustand, der Ausdruck von Schreck und Bestürzung konnten nicht gemißdeutet werden; sie waren untrügliche Beweise, daß ein Unglück oder ein Verbrechen geschehen war. Richard, der sein Herz wie von einer eisigen Hand berührt fühlte, nahm das erstere an und stand einen Moment erstarrt da. Dann stürzte er auf die noch immer fassungslose Theresa zu, ergriff ihre Hand und fragte stürmisch, ohne an eine förmliche Begrüßung zu denken:

»Was ist geschehen, Theresa? Sprechen Sie es schnell aus. Wo ist Eliza?«

Die flammend auf die Mexikanerin sich heftenden Augen des Jünglings, seine heftige Erregung, ehe er noch

alles, was geschehen war, wußte, erschreckten das böse Gewissen Theresa's viel zu sehr, als daß sie ihr nicht gewaltsam hätten vor die Seele führen sollen, es sei nothwendig, nach einem schon vorbereiteten Entschluß zu antworten und wenigstens so viel Fassung zu behaupten, um die Schuld an dem Geschehenen von sich selbst abwälzen zu können können. Dieses Bestreben gelang ihr besser, als sie selbst es erwartet hatte.

»Fassen Sie sich, Richard,« vermochte sie bald mit weicher, von hervorbrechenden Thränen halberstickter Stimme zu antworten; »ich danke Gott, daß Sie wieder hier sind, denn unsern vereinten Kräften muß es bald gelingen, alles wieder gut zu machen.«

»Wo ist Eliza?« wiederholte der Jüngling noch dringender und preßte Theresa's Hand gewaltsam. »Ich fordere sie von Ihnen zurück, Donna Theresa.«

»Mein Gott, Richard, blicken Sie mich nicht so drohend an. Es ist nicht meine Schuld, was geschehen ist; hören Sie mich ruhiger an und lassen Sie uns schnell überlegen, ob und wie wir zu handeln vermögen.«

Die Mexikanerin entsetzte sich wirklich von dem drohenden Ausdrücke, der in Richards ganzem Wesen lag.

»Sie ist nicht mehr in Ihrem Hause?« rief er außer sich.

»Seit zwei Tagen schon nicht mehr.«

»Wohin hat man sie gebracht?« stöhnte Richard, von seinen Gefühlen überwältigt, auf einen Sessel niedersinkend.

Theresa erzählte unter heftigem Schluchzen und ohne im Stande zu sein, ihre Augen auf ihn zu erheben,

wie man am Morgen nach jener Nacht, in der Eliza's und ihres Bruders Raub erfolgt war, Beide vermißt habe; ihre Zimmerthüren, die sie sonst selbst von innen zu verschließen pflegten, seien, ohne daß man Spuren angewendeter Gewalt wahrgenommen habe, geöffnet gewesen und die Zimmer selbst leer; im ganzen Hause habe sich, wovon sich die ganze Dienerschaft überzeugt, durchaus nichts vorgefunden, das auf die Anwesenheit Fremder deuten könne; auch habe Niemand während der Nacht das geringste Geräusch im Hause gehört. Unter der Hausgenossenschaft sei deshalb die Meinung, der sie selbst nicht beizustimmen wage, verbreitet, Eliza und Henry hätten sich aus unbekanntem Gründen freiwillig entfernt und es liegt dabei nicht die geringste Gewaltthat vor. Sie wagte endlich die Vermuthung zu äußern, Eliza möchte eine heimliche Benachrichtigung durch ihren Vater erhalten und sich mit demselben wiedervereinigt haben, obgleich sie nicht begreifen wollte, wie Eliza hinter ihrem, der treuen Freundin, und Richards Rücken so habe handeln können.

Der junge Seemann hörte auf die letzten Worte der falschen Spanierin fast gar nicht mehr; todtenbleich vor sich hinstarrend, suchte er nur so viel Fassung zu gewinnen, um klar denken zu können. Ihm fiel es nicht einen Augenblick ein, Theresa's Vermuthung zu theilen und damit Eliza selbst zu beschuldigen, er war überzeugt, daß hier ein gewalthätiges Verbrechen vollführt zu worden; es blieb nur die Frage, ob Theresa die Hand dabei im Spiele gehabt habe oder nicht. Er konnte eine so große

Abscheulichkeit eines weiblichen Gemüths, eine solche Kunst in der Verstellung, als welche sich das trostlose Wesen Theresa's kaum deuten ließ, nicht fassen, dennoch aber mißtraute er ihr in dunkler Ahnung und kam der Wahrheit nahe, als er einen Grund, der eines solcher Frevelthat erkläre, suchte.

»Sie haben bisher noch gar keine Spur von ihnen aufzufinden vermocht?« fragte er mit dem mühsamen Bestreben, ruhig zu erscheinen, aber mit finsternen Blicken.

Die Mexikanerin schüttelte schmerzlich den Kopf.

In der That hatte sie, um ihre Unschuld mit einem Schein von Glaubwürdigkeit darthun zu können, durch ihre Dienerschaft Nachforschungen nach den Verschwundenen anstellen lassen, doch waren diese viel zu sorglos betrieben worden, um nur den geringsten Erfolg, den Theresa natürlich auch nicht beabsichtigte, herbeiführen zu können. Sie setzte jetzt Richard von ihrer bisherigen Thätigkeit in Kenntniß.

Dieser fühlte richtig, daß kein bestimmter Beweis für ihre Schuld vorliege und daß die Zeit ungenützt vergehen würde, wenn er sich die Mühe geben wollte, einen solchen ausfindig zu machen; die Hauptsache blieb, daß er selbst sogleich handele, um Eliza und ihren Bruder zu retten, wenn dies überhaupt noch in der Möglichkeit lag und die sich noch in San-Francisco befanden.

»Ich hoffe zu Gott, daß er mir den richtigen Weg, die Verlorenen zu finden, weisen wird,« begnügte er sich daher mit einem durchbohrenden Blick auf Theresa zu sagen; »wo und wie ich aber die Verbrecher finde, werde

ich sie zur Rechenschaft zu ziehen und unnachsichtlich zu strafen wissen.«

»Sie glauben noch immer an eine Gewaltthat, Richard?« fragte sie ängstlich.

»Unzweifelhaft.«

Richard eilte fort, nachdem er auf die dringenden Bitten Theresa's, bald zu ihr zurückzukehren, erwiedert hatte, daß er über seine Zeit noch nicht verfügen könne, bevor er Gewißheit oder wenigstens eine Spur von dem Schicksale der Vermißten gefunden habe.

Von Angst, Reue und Scham gefoltert, verbrachte Theresa den Tag in einem entsetzlichen Zustande; die offenbare Kälte des jungen Mannes und sein Mißtrauen, das sie wohl begriffen hatte, verletzten sie tief und versetzten ihren Hoffnungen einen argen Stoß.

Indessen begab Richard sich zunächst nach seinem Schiffe; obgleich innerlich im höchsten Grade aufgeregt, suchte er diesen Zustand, der ihn unfähig zum entschiedenen Handeln machte, niederzukämpfen; es gelang ihm nicht vollkommen.

In der Stadt war man noch immer aufgeregt und sprach laut über den Ereigniß des Tages. Richard hörte oft den Namen Sam nennen, aber da er wußte, daß dies der Regulatorenchef sei, gegen den eine allgemeine Erbitterung herrschte, kümmerte er sich nicht darum, er ahnte nicht, in welcher näher Beziehung dieser Mann zu Eliza stehe, denn von dieser hatte er nur den Namen Samuel Roberts, der unter dem Volke nicht gebräuchlich war, als den ihres einstigen Bewerbers vernommen.

Plötzlich aber schlug ein anderer, ihm bekannter Name an sein Ohr, nämlich den Kenrick Saunders; es waren Spanier, die ihn im Gespräche genannt hatten. Der junge Mann trat ohne Zögern auf sie zu und redete sie an.

»Verzeiht, Sennor,« wandte er sich an den Einen. »Ich hörte soeben den Namen Saunders aussprechen, und Sie könnten mich auf das Aeüßerste verbinden, wenn Sie mir Nachricht zu geben wüßten, wo ich diesen Mann finde.«

»Ihr seid ein Freund von ihm?« fragte der Spanier, den jungen Deutschen verächtlich musternd.

»Das gerade nicht,« erwiderte dieser, seinen Unmuth darüber niederkämpfend; »ich kenne ihn noch nicht einmal persönlich.«

»O, dann hütet Euch vor ihm,« entgegnete der Spanier mit einem Blick des Hasses. »Dieser Mensch hat an den blutigen Ereignissen auf Portsmouth-Square ebenso großen Antheil wie Sam, dessen ersten Lieutenant er sich nennt.«

»Er ist einer der Regulatoren?« fragte Richard dringend. »Und er hält sich hier in der Stadt auf?«

»Wenn Ihr ihn aufsuchen müßt, werdet Ihr ihn wahrscheinlich bei den Andern in Tammany-Hall finden,« meinte der Spanier, im Fortgehen stolz und kurz grüßend.

Richard drängten sich Gedanken auf, aus denen sich ein folgerechter Schluß bilden ließ. Saunders, der Onkel des Mädchens, den dieses selbst und er für ihren größten Feind hielten und dem sie schon die früheren Anschläge auf ihre Person zugeschrieben hatten, war also einer der

Regulatoren, sogar einer der angesehensten; war es nicht auch ganz erklärlich, daß nur eine so mächtige und übermüthige Gesellschaft mitten in der Stadt eine Gewaltthat, wie die an Eliza verübte, wagen und ausführen konnte und daß es nur solchen Kräften möglich wurde, das Mädchen und ihren Bruder vor Aller Augen verschwinden zu lassen? Er war fest überzeugt, das Mädchen befinde sich noch in der Gewalt der Regulatoren, wahrscheinlich in dem verrufenen und jedem Andern unzugänglichen Tammany-Hall; wenn dieser Schluß ihm aber auch einen Hoffnungsstrahl und einen Leitfaden für sein weiteres Handeln gab, so erinnerte er sich doch auch wieder mit entsetzlichem Schreck an das Schicksal, das ihr schon zu Theil geworden sein müsse, da bereits drei Tage seit ihrem Verschwinden vorübergegangen waren.

Der Jüngling sank einen Augenblick kraftlos in sich zusammen, dann änderte er in plötzlichen Entschlusse seinen Weg und stürmte durch die Straßen fort, bis er vor dem Hause des ersten Alkalden, Mr. Leavenworth, stand. Er betrat es und ließ sich sogleich anmelden.

Mehrere angesehene Bürger der Stadt, Amerikaner und Spanier, gingen, aus den Zimmern des Alkalden kommend, an ihm vorüber; ihre Gesichter zeigten Ernst und Entschlossenheit, als sei eben der Abschluß einer wichtigen Angelegenheit erfolgt, und die wenigen ihm verständlich werdenden Worte, die sie wechselten, schienen auch darauf hinzudeuten.

Gleich nach ihrer Entfernung ward Richard vorgelassen. Er fand in dem Alkalden einen würdigen und kräftigen Mann, der ihm freundlich und theilnehmend zuhörte, als er von dem Verschwinden Eliza's und ihres Bruders erzählte und seine Vermuthungen in Bezug auf die Betheiligung Saunders und seiner Genossen an dem Verbrechen aussprach.

»Sie mögen Recht haben,« meinte der Alcalde, als Richard seine Mittheilungen geendigt hatte; »wir werden morgen darüber Gewißheit erhalten.«

»Morgen?« rief der junge Mann enttäuscht. »Was kann bis morgen alles geschehen, Sir? Warum wollen Sie nicht sogleich von Amtswegen einschreiten?«

»Mit welchen Kräften?« fragte der Alcalde leicht lächelnd.

»Sie haben regulaire Truppen hier, mag ihre Anzahl auch nur gering sein,« rief Richard feurig; »kommt es zu einem ernstlichen Widerstande, den die Regulatoren gegen die Autorität des Gesetzes, von Waffen unterstützt, nicht wagen werden, so schließen sich diesen Hunderte von wohlmeinenden Bürgern an, denen dieses ruchlose Treiben schon lange ein Gräuel sein muß.«

»Wir sind nicht in Ihrem Deutschland, junger Freund,« beschwichtigte der Alcalde mit ernster Ruhe. »Wollte ich in einem Gebiete, das den Vereinigten Staaten von Nordamerika angehört, die Waffengewalt von Soldaten in Anspruch nehmen, so würde sich die ganze Stadt gegen mich und sie erklären; dergleichen Unruhen lassen sich hier nur durch die Kraft des Bürgers selbst unterdrücken.

Uebrigens veranschlagen Sie den Uebermuth und die Macht der sogenannten Regulatoren zu gering, wenn Sie meinen, sie würden dem Gesetze, das sie schon so lange mit Füßen zu treten suchen, nicht einen hartnäckigen und blutigen Widerstand entgegenstellen. Was Ihre letzte Vermuthung anbetrifft, daß die ehrenwerthe Bürgerschaft von San-Francisco bereit sein wird, die Autorität der Behörden zu unterstützen, so theile ich sie vollkommen und habe dieser Ueberzeugung zufolge bereits meine Maßregeln genommen.«

Der Alkalde theilte dem jungen Manne nun mit, wie er soeben die angesehensten Bürger jeder Nationalität bei sich versammelt und mit ihnen über die Nothwendigkeit berathen habe, die Verbrüderung der Regulatoren, nöthigenfalls mit Gewalt, aufzulösen und deren einzelne Mitglieder zur verdienten Strafe zu ziehen. Sein Vorschlag hatte ungetheilten Beifall gefunden und es war beschlossen worden, am nächsten Morgen ein allgemeines Volksmeeting auf Portsmouth-Square abzuhalten und dort eine Bürgerwehr zu organisiren. An demselben Tage wollte man dann die Regulatoren zum Niederlegen der Waffen und Auslieferung ihrer Führer und aller Schuldigen unter ihnen auffordern, im Fall ihrer Weigerung, die zu erwarten stand, sie angreifen.

»Das Alles kann aber erst im Laufe des morgenden Tages geschehen, da jetzt bereits die Dunkelheit einbricht,« schloß der Alkalde bedächtig, »und ich ersuche Sie, durch

eine unüberlegte Handlung nicht der gesetzlichen Behörde vorzugreifen und vielleicht den wohlüberlegten Entschluß, der zu einem glücklichen Resultate führen muß, zu gefährden. Sagen Sie sich selbst, junger Freund, daß es wenig in dem Schicksale Miß Halliday ändern wird, ob sie einen Tag länger in der Gewalt der Regulatoren bleibt, in der sie sich nach Ihrer Vermuthung schon mehrere Tage befindet; übrigens ist diese Vermuthung auch durchaus noch nicht bestätigt. Und jetzt verlassen Sie mich im Vertrauen auf den morgenden Tag und Gottes schützende Vorsehung, denn ich habe noch mit dem ehrenwerthen Sir William Spofford zu berathen, der das Generalkommando der neuen Bürgerwehr zu übernehmen berufen ist.«

Schweren Herzens schied Richard von dem Alkalden, nachdem er diesem hatte versprechen müssen, seinem Rathe zu folgen; sein Anerbieten, die deutschen Matrosen im Hafen zu sammeln, wenn der Kampf ausbräche, und sie der neuen Bürgerwehr zu Hilfe zu führen, wurden angenommen.

Die namenlose Unruhe des jungen Mannes fand nur eine geringe Milderung durch die Thätigkeit, der er sich jetzt ganz hingab, um seine Landsleute von den Schiffen für seinen Plan zu gewinnen und vorzubereiten. Er verwandte darauf noch einen Theil der Nacht und hatte sich in dieser Zeit einige vierzig Anhänger geworben, zu denen natürlich vor Allen seine eigenen Matrosen zählten.

Auch er hatte ihnen die bereits von Capitain Stüve versprochene Verzeihung zugesichert, falls sie ihn nach Kräften bei seinem Vorhaben unterstützten, und auch ohnedem würden sie ihm aus Anhänglichkeit an seine Person willig gefolgt sein.

Mit einer so tüchtigen, wenn auch nur kleinen Schaar würde Richard nicht gezögert haben, geradezu Tammany-Hall zu stürmen und Eliza zu suchen und zu befreien, hätte ihn sein dem Alkalden gegebenes Wort nicht gebunden und er auch dessen Ansicht theilen müssen, daß ein von Seiten der Bürger San-Francisco's nicht vorbereiteter und ungerichteter Kampf einen mehr als zweifelhaften Ausgang haben könne und nur dazu beitragen würde, das Ansehen der Regulatoren zu heben.

Erst nach Mitternacht warf er sich an Bord der Johanna auf sein Lager, um sich durch eine kurze Ruhe zu den am folgenden Tage bevorstehenden Kämpfen zu stärken, aber er vermochte eine solche nicht zu finden.

Inzwischen verbreitete sich die Aufforderung zu dem Meeting auf Portsmouth-Square durch die ganze Stadt, und wußte man auch noch nicht genau, was Mr. Leavenworth eigentlich zum öffentlichen Vortrage zu bringen beabsichtige, so errieth man es doch zum Theil und nahm das lebhafteste Interesse daran. Auch den Regulatoren und ihren Führern mußte die Absicht der Behörden bekannt werden, da die ganze Stadt von nichts Anderem sprach, aber sie spotteten dieser, wie sie in ihrem Uebermuthe überzeugt waren, vergeblichen Bemühung, einen

bewaffneten Widerstand der Bürger zu organisiren. Viele, zu denen auch Sam und Saunders gehörten, glaubten nicht einmal, daß Leavenworth es wagen würde, so entscheidende und seine Stellung gefährdende Schritte zu thun; im Uebrigen hofften sie, aus diesen erfolglosen Versuchen könne sich vielleicht gerade eine günstige Gelegenheit ergeben, das Ansehen der Behörden ganz zu stürzen.

Die Volksversammlung fand am folgenden Morgen wirklich auf der Plaza statt; sie war zahlreicher, als man es erwartete, und zwar vorzüglich von den besseren Ständen besucht; der Geist des Mißtrauens und der Abneigung zwischen den verschiedenen Nationalitäten schien vor dem gemeinsamen Interesse vollständig erloschen, und die Regulatoren hatten sich verrechnet, wenn sie meinten, an dieser Klippe allein werde das ganze Vorhaben des Alkalden scheitern. Die beredten Worte Mr. Leavenworths, Spoffords und anderer angesehenen Männer fanden einstimmigen Beifall, und Jeder, der das Alter und die Kraft dazu hatte, erklärte bereitwillig, die Waffen ergreifen und sich in die neue Bürgerwehr einreihen zu wollen. Zum ersten Male wagte man es, laut nach dem Kampfe gegen die Bedrücker der Stadt zu rufen, und kaum löste der Alcalde die Versammlung auf, so eilten Viele nach Hause, um sich zu bewaffnen, die Uebrigen stellten sich sofort auf dem Platze unter das Kommando Spoffords und der von demselben bestimmten Führer.

Die Regulatoren unternahmen nichts gegen dieses Ungewitter, das sich drohend über ihnen zusammenzog; ein

Angriff auf die berathende Versammlung würde eine mit dem größten Unwillen aufgenommene Verhöhnung aller Rechte der Bürger eines freien Staates gewesen sein, und eine solche durften sie nicht wagen; sie begnügten sich also, durch einzelne sich still verhaltende Spione beobachten und sich nach Tamanny-Hall berichten zu lassen. Hier, wo sie sich in Menge versammelt hatten, waren sie indessen nicht müßig; so gut es angehen wollte, verbarrikadirten sie das Gebäude und richteten es für den schlimmsten Fall zu einer hartnäckigen Vertheidigung ein. Auch Samuel Roberts sprach bei ihrer Thätigkeit aufmunternde Worte zu ihnen, die mit Jubel aufgenommen wurden, und dann ging es wieder an ein Gelage, bei dem die letzten Bedenklichkeiten, die noch Einige bei dem bevorstehenden Kampfe scheut mochten, schnell in wilder Begeisterung schwanden.

Um die Mittagszeit bot die Stadt einen sonderbaren, Unheil verkündenden Anblick dar. Alle Privat- und die meisten Wirthshäuser waren geschlossen, selbst an den Fenstern ließen sich nur wenige Neugierige blicken; die Straßen waren verhältnißmäßig unbelebt, denn Mr. Spofford, der neue Kommandant, hatte die Vorsicht gebraucht, die Eingänge der Stadt absperrern zu lassen, um den Zuzug des unzuverlässigen Pöbels aus dem Lager zu verhindern, auch wurde alles nicht als in der Stadt ansäßig legitimirtes Gesindel aus derselben gewiesen; dafür schritten jetzt gut mit Büchsen und Revolvern bewaffnete Patrouillen der neuen Bürgerwehr, die indessen vollständig organisirt wurde, durch die Straßen.

Was die Zuversicht der Behörden und der Bürger übrigens noch erhöhte, war der Umstand, daß am Tage zuvor die Corvette der Vereinigten Staaten, der Warren, auf der Rhede angekommen war; zwar war man mit ihr noch nicht in Verbindung getreten und gedachte den Handel in der Stadt allein abzumachen, indessen ließ sich doch im schlimmsten Fall auf Hülfe von dorthier zählen.

Am Nachmittage, als man sich stark genug zur Aufnahme des Kampfes glaubte, erließ Mr. Leavenworth durch einen seiner Beamten die Aufforderung an Samuel Roberts, sich selbst und diejenigen seiner Genossen, deren Namen eine lange Liste bezeichnete, zur gerichtlichen Haft und Untersuchung zu stellen; die übrigen Regulatoren sollten truppweise aus der Stadt abziehen; nachdem sie sich verpflichtet hatten, nicht wieder in dieselbe zurückzukehren. Sam gab hierauf eine höhnische Antwort, und der zurückkehrende Diener des Gerichts wurde von den Regulatoren geschmäht und gemißhandelt. Damit war das Signal zum Kampfe gegeben; die Bürgerwehr rückte von mehreren Seiten durch die nach Tammany-Hall führenden Straßen an.

»Es geht los, Kenrick,« meinte Sam kaltblütig, als ihm die Meldung davon wurde. »Heute Abend werde ich entweder todt, oder so eine Art von unumschränkter Diktator in San-Francisco sein. Wenn nur das verwünschte Kriegsschiff nicht auf der Rhede läge.«

Sein Freund zuckte die Achseln und Beide begaben sich zu ihrer Schaar hinab, die sich nach schon vorher getroffener Anordnung so aufgestellt hatte, daß sie die

Zugänge zu ihrem Hauptquartier deckte; die anstoßenden Häuser hatte man sich öffnen lassen und ihre Fenster mit Schützen besetzt.

Auf allen verschiedenen Punkten, an denen Widerstand geleistet werden sollte, entwickelte sich der Kampf in ähnlicher Weise. Zunächst erfolgte von Seiten der gesetzlichen Gewalt eine nochmalige Aufforderung zum Niederlegen der Waffen; sie wurde mit Hohngeschrei von den Regulatoren beantwortet.

»Gebt Feuer!« rief Sam der Abtheilung zu, deren Befehl er selbst übernommen hatte, und es erfolgte.

Die Bürger blieben dieser Begrüßung nichts schuldig; sie antworteten mit einer Gewehrsalve und suchten Schritt für Schritt vorzudringen. Der Anblick des ersten Blutes, das schon geflossen war, entflammte die Wuth von beiden Seiten auf das Aeüßerste; jeder Theil fühlte, daß der Ausgang dieses Kampfes über seine Unabhängigkeit entscheiden werde. Man stürzte sich aufeinander, und der Kampf mit den Feuerwaffen ging bald in ein wildes Handgemenge über, in dem nur noch einzelne Schüsse fielen.

In Kurzem wichen die Regulatoren an vielen Stellen zurück.

Sam zeigte nicht die nöthige Geistesgegenwart, als er sich davon überzeugte; er fürchtete viel zu sehr, selbst in die Hände seiner Gegner zu fallen, die ihm zweifellos einen kurzen Prozeß gemacht haben würden, als daß er sich der Gefahr aussetzen wollte, durch sie von Tammany-Hall abgeschnitten zu werden; daher ließ er

noch lange zuvor, ehe dies nöthig wurde, das Signal geben, sich insgesamt in das befestigte Wirthshaus zurückzuziehen. Wie es bei ungeübten Kämpfern gewöhnlich zu sein pflegt, geschah dieser Rückzug mit solcher Unordnung und Hast, daß die, mit lautem Triumphgeschrei nachdringende Bürgerwehr beinahe mit den Regulatoren zusammen das Haus betreten hätte, doch verhinderte dieses der entschlossene Widerstand einiger der letzteren. Ein Theil der Regulatoren blieb übrigens ausgeschlossen und wurde, dadurch muthlos gemacht, schnell gefangen genommen.

Das Alles hatte nicht eine Viertelstunde gedauert; nun aber kam das Gefecht zum Stehen, da die Regulatoren ein furchtbares Feuer aus den Fenstern des Gasthauses eröffneten.

Richard hatte dem Meeting auf Portsmouth-Square am Vormittage beigewohnt und seinen Schluß mit heftiger Ungeduld abgewartet; er frohlockte, als er die Hoffnungen des Alkalden auf den Gemeinsinn der Bürgerschaft sie glänzend bestätigt fand. Aber die Zeit, ehe es zum wirklichen Handeln kam, dünkte ihm unendlich lang, und er stand mit seinen Matrosen schon kampfbereit auf der Plaza, ehe man ihrer bedurfte. Der Führer der Bürgerwehr bekümmerte sich übrigens wenig um sie, da er seine Macht für stark genug hielt, um der Regulatoren-Wirthschaft ein Ende zu machen, und es blieb Richard ganz allein überlassen, sich den Weg zu suchen, auf dem er am besten in Tammany-Hall eindringen könnte. Bis zu dem Augenblicke, wo die Regulatoren sich in diese kleine

Festung zurückzogen, hatten seine Seeleute daher wenig zu thun, denn die Bürgerwehr versperrte ihnen den Weg.

Nun fing diese aber an, zurückzuweichen, da sie dem aus den Fenstern feuernden Feinde beinahe ganz ohne Deckung auf offener Straße gegenüberstand und in Kurzem einen ansehnlichen Verlust an Todten und Verwundeten erlitten hatte. Ihr Kommandirender sah die Nothwendigkeit ein, auf andere Weise zu Werke zu gehen, zog seine Mannschaft aus dem Feuer zurück und besetzte die naheliegenden Gebäude im Umkreise des Wirthshauses, um aus diesen mit mehr Schutz das feindliche Feuer erwidern zu können. Diese Maßregel, so gut sie übrigens war, mußte die Entscheidung des Kampfes sehr verzögern, vielleicht sogar seine Beendigung an diesem Abend unmöglich machen.

Richard sah dies ein, und da seine Ungeduld keine Grenzen mehr kannte, seitdem er die ersten Schüsse vernommen hatte, da er gerade in dieser verzweifelten Lage, in der sich die eingeschlossenen Regulatoren befanden, das Schlimmste für Eliza fürchten zu müssen glaubte, entschloß er sich, den Bürgern zuvorzukommen und sie durch sein Beispiel anzufeuern. Seine Matrosen begrüßten den Vorschlag, den er ihnen machte, mit Jubel, denn auch sie hatte der Kampf aufgeregt und sie hätten zu seinem Erfolge gern mehr beigetragen, als bisher in ihrer Macht gelegen hatte.

Die Hinterfront des Gasthauses bildete eine den Hof schließende Mauer von nicht viel mehr als Mannshöhe;

da hier die schwächste Seite war, so hatte Samuels Roberts sie auch am stärksten besetzen lassen, ein Grund, der die Bürgerwehr bisher noch abhielt, einen Sturm zu wagen. Wenn man diese Mauer überstiegen hätte und auf den Hof gelangt wäre, so blieb immer noch übrig, die Thüren, die von dorthier in das Gebäude führten, einzuschlagen, was unter dem Feuer aus den Fenstern geschehen mußte, also keine leichte Aufgabe war. Die Matrosen unter Richards Führung scheuten den Versuch, die letztere zu lösen, indessen nicht.

Mit lautem Hurrah riefen sie von dem Platze, den sie bisher beobachtend eingenommen hatten, gegen diese Mauer über ein hügeliges, unbebautes Feld vor, und zwar so, daß sie eine lange, aufgelöste Linie bildeten, in der die Kugeln des Feindes lange nicht so viel Schaden als in geschlossener Kolonne anrichten konnten. Ohne sich einen Augenblick durch das heftige Feuer, das man auf sie richtete, aufhalten zu lassen, erreichten sie in vollem Laufe die Mauer und begannen mit der ihnen im Klettern eigenen Gewandtheit, dieselbe zu ersteigen; sie hatten auf dem Felde nur einen Verwundeten zurückgelassen.

Hätten die Regulatoren durch dies kühne Andringen und seinen glücklichen Erfolg nicht den Muth verloren und wären durch den Ausblick einer bisher noch nicht bemerkten Hilfsschaar der Bürgerwehr in Bestürzung gerathen, so hätten sie die Mauer, die nicht so leicht zu übersteigen war, noch lange vertheidigen können; jetzt aber flohen sie in wilder Unordnung über den Hof fort

den Thüren zu, die in das Gebäude führten, und dachten an nichts anderes, als daß man auch sie, wie vorher ihre Kameraden, ausschließen und der Wuth ihrer Gegner preisgeben könne. Die kühnen Matrosen, die dieser glückliche Erfolg mit Stolz und Zuversicht auf ihren jungen Führer erfüllte, zögerten keinen Augenblick, ihnen zu folgen, erreichten die genannten Thüren aber erst, als sie bereits geschlossen waren.

Ihre Lage war jetzt kritisch geworden, denn man feuerte aus den Fenstern unausgesetzt auf sie, und da sie nicht einmal Werkzeuge bei sich hatten, um die Thüren zu sprengen, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich so dicht an die Wand des Gebäudes zu drücken, daß die Kugeln meistens über sie fortgingen; in wenigen Sekunden hatte die tapfere Schaar mehrere Leute verloren.

Mr. Spofford hatte dem kühnen Streich mit Bewunderung zugesehen; sobald die Seeleute über die Mauer stiegen, faßte er aber auch den Vortheil, der dadurch errungen war, mit scharfem Blicke auf. Auf seinen Befehl rückte sofort eine starke Colonne der Bürgerwehr über das Feld bis dicht unter die Mauer vor, wo ihr die feindlichen Schüsse keinen Schaden mehr thun konnten; von hier aus feuerten auch sie auf die an den Fenstern erscheinenden Regulatoren, von denen bei der geringen Entfernung manche fielen.

»Brave Jungen, wir wollen versuchen, ob wir ihnen nicht durch die unteren Fenster beikommen können!« rief Richard den Seinigen zu und gab das Beispiel zur Ausführung seines Rathes.

Jetzt besonders erwies sich die von Mr. Spofford getroffene Maßregel als sehr vortheilhaft, denn bei der großen Nähe, in der sich seine Leute befanden, riskirten sie nicht so leicht, die Matrosen zu treffen, die, Katzen gleich, zu den Fenstern des unteren Stockwerks emporklimmten, dagegen hielt ihr Feuer die Regulatoren zurück, diesem Beginnen einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen.

Eine Minute später waren die Matrosen auf den Fensterbrüstungen und schwangen sich in die Zimmer, ohne das Handgemenge mit der Uebermacht zu fürchten.

»Vorwärts!« kommandirte auch Mr. Spofford, und die Bürger folgten beherzt auf dem ihnen geöffneten Wege.

Einige schlugen sich im Innern des Gebäudes bis zu den Hofthüren durch, und als es ihnen gelungen war, strömten ihre Kameraden hinein.

Der Sieg über die Regulatoren war jetzt schon so gut wie entschieden. Dennoch machten sie einen letzten verzweifelten Versuch, indem sie sich von Sam und Saunders dazu aufgefordert, in das obere Stockwerk zurückzogen; sie erlitten dabei einen Verlust von mehr als der Hälfte ihrer Leute, die theils verwundet und gefangen wurden, theils, um Gnade bittend, die Waffen fortwarfen. Immer neue Abtheilungen der Bürgerwehr rückten in Tammany-Hall ein; die gefangenen Regulatoren wurden unter zureichender Bedeckung nach Portsmouth-Square geschickt.

Von Neuem trat eine Pause in dem Kampfe ein, denn man bedurfte der Erholung. Richard benutzte diese Zeit,

im Verein mit Clas Hölke und dem alten Johannsen, die sich stets dicht an seiner Seite gehalten, und mit rührender Sorgfalt, sich selbst vergessend, über sein Leben gewacht hatten, das ganze untere Stockwerk und die Kellerräume zu durchsuchen; nirgends fand sich indessen eine Spur von Eliza und ihrem Bruder.

Der junge Seemann, dem wenige Minuten zuvor während des Kampfes das frischgeröthete Angesicht und das feurig blitzende Auge einen Ausdruck von unüberwindlichem Muthe gegeben hatte, war jetzt bleich geworden und ließ das Haupt traurig sinken; er war überzeugt, seine Vermuthung habe ihn getäuscht, Eliza sei gar nicht hier und er vom Schicksal nicht zu ihrem Retter ausersehen. Trostlos kehrte er mit seinen Begleitern zurück.

Da bemerkte Johannsen plötzlich, daß Eliza's Hund, der bald ein Liebling der Matrosen geworden war und ihre heutige Bravour getheilt hatte, zurückgeblieben sei; ohne daß die Andern darauf achteten, kehrte er nochmals um, das Thier zu suchen. Er fand es in einem der entlegensten Kellerräume, wo es winselnd an einer kleinen Thür, die vorher ihrer Aufmerksamkeit entgangen war, schnoberte und kratzte. Watch ließ sich durch keinen Zuruf von dieser Stelle fortbringen.

Das mußte eine besondere Bedeutung haben, die Johannsen mit freudiger Ahnung erfüllte, es werde sich hier finden, was sie vorher gesucht hatten; er klopfte und rief an der Thür, aber hinter ihr blieb alles still. Dennoch ließ sich der brave Seemann nicht so leicht abschrecken, seinem Vorgesetzten einen Dienst zu erweisen, von dessen

Wichtigkeit für denselben er überzeugt war. Mit einer eisernen Brechstange, die er zufällig in dem Gewölbe fand, gelang es ihm nach vieler Anstrengung, die morsche Thür zu erbrechen.

Der Hund, der mit lautem, freudigem Gebell während dessen um ihn herumgesprungen war, eilte ihm voraus in den ganz dunklen Raum und wurde sein Führer; ihm folgend, berührte Johannsen bald etwas, das sich bei näherer Prüfung als eine menschliche Gestalt erwies, aber sie schien kalt und leblos zu sein. Der Matrose fühlte einen Schauer über seinen Rücken laufen, aber er bezwang sein unheimliches Gefühl und schleppte mit möglichster Vorsicht den Körper, der auf einem Haufen Stroh gelegen hatte, in den anstoßenden helleren Raum. Er trug einen Knaben, den er nach der ihm und seinen Kameraden von Richard gewordenen Beschreibung für den halten mußte, den Jener suchte; zur Bestätigung seiner Vermuthung umsprang der Hund winselnd die anscheinende Leiche und leckte ihr Gesicht und Hände.

Eine Weile war Johannsen ganz starr vor Schrecken und bereute fast die gemachte Entdeckung, die doch nur Trauer herbeiführen konnte; als er den Körper aber nochmals genau in das Auge faßte und befühlte, überzeugte er sich zu seiner Freude, daß noch eine Spur von Leben in ihm sei. Ohne Zögern lud er ihn nun auf seine kräftigen Schultern, nachdem er sich überzeugt hatte, daß keine zweite Person in jenem finsternen Kellergewölbe sei, und trug ihn aus Tammany-Hall schleunigst fort, wo schon wieder den Kampf entbrannt war, um ihn der Hülfe des

ersten besten Arztes zu übergeben. Als er einen solchen gefunden und ihm den Knaben auf das Herz gebunden hatte, eilte er wieder zurück.

Nachdem die Regulatoren, wohl noch über hundert- undfünfzig Mann stark, unter denen sich indessen viele Verwundete befanden, sich in das obere Stockwerk zurückgezogen hatten, ließ ihnen Mr. Spofford, um weiteres Blutvergießen zu verhindern, das Anerbieten machen, mit ihnen zu unterhandeln.

»Wollen wir es annehmen?« fragte Saunders, von Pulverdampf geschwärzt und durch die Aufregung zur äußersten Häßlichkeit entsetzt, einen entsetzlichen Anblick gewährte, seinen Freund Saunders.

»Es wird zu nichts helfen,« erwiderte dieser, sich das Blut abtrocknend, das aus der von einem Messerstiche in das Gesicht herrührenden Wunde floß, »denn sie werden doch darauf bestehen, die Führer ausgeliefert zu erhalten, und dann geht es uns an den Hals.«

»Du hast Recht, 's ist besser, hier zu sterben,« meinte Roberts, dessen stolze Zuversicht nach dem unglücklichen Erfolge des Gefechtes ganz verschwunden war.

Aber die übrigen Regulatoren bestanden stürmisch darauf, daß man hören solle, welche Ausgleichungsvorschläge ihre Gegner zu machen hätten. Es blieb Sam nichts übrig, als sich ihrem Verlangen zu fügen.

Saunders hatte ganz Recht gehabt. Der Vorschlag Mr. Spoffords, den man sich nebst den Antworten über die

verrammelte Treppe zurief, besagte, dem Rest der Regulatoren solle der ungehinderte Abzug aus der Stadt vergönnt sein, wenn sie Samuel Saunders, den verwundeten Tozer und noch einige Andere, die besonderer Verbrechen angeklagt waren, sofort auslieferten.

»Wir können nicht darauf eingehen. Holt Euch, die Ihr haben wollt, selbst!« rief Roberts mit seiner Donnerstimme hinab, aber sogleich folgten dieser ganz andere Rufe.

Die Regulatoren waren unter einander uneinig; nur ein kleiner Theil erklärte sich für Roberts Meinung, der bei weitem größere machte Anstalten, sich auf die Genannten zu werfen, um sich ihrer zu bemächtigen und sich durch ihre Auslieferung den Frieden zu erkaufen. Es erhob sich ein tobendes Geschrei unter ihnen, und bald wäre die obere Etage ohne Zuthun der Bürgerwehr ein neuer Kampfplatz geworden.

Sam begriff seine Lage und verhinderte dies.

»Streckt die Waffen vor den Bürgern, die Euch hängen werden, Ihr feigen Hunde!« rief er mit seiner mächtigen Stimme, die alle anderen übertönte. »Wer nicht mehr Lust zu fechten hat, der gehe hinab und liefere sich selbst aus; wagt aber nicht, die Hand an mich oder einen meiner Getreuen zu legen.«

Schnell sonderten sich zwei Theile; Roberts behielt etwa fünfzig Männer um sich, die sein Schicksal zu theilen entschlossen waren; seine Drohung wirkte aber so gewaltig auf die Uebrigen, die durch den Kampf schon ganz entmuthigt waren, daß sie von jedem Versuche, ihn anzugreifen, abstanden.

»Wer jetzt gehen will, der steige schnell hinab!« rief er ihnen gebieterisch zu und wandte sich verächtlich ab.

Man eilte, diesem letzten Befehle nachzukommen, denn die Feigen fürchteten, ihr bisheriger Chef möge noch seinen Entschluß ändern.

Wer hätte es aber glauben sollen, daß auch Kenrick Saunders sich unter denen befand, die in das untere Stockwerk hinabstiegen, er, der langjährige Freund Sams und der Mann, dessen Auslieferung man verlangte und der wohl mehr vor dem Gesetze zu verantworten hatte, als jeder andere der Regulatoren?

Und dennoch benutzte er den Moment, in dem Sam sich abwandte und ihn nicht beobachten konnte, ihn zu verrathen, aber mit welcher Aussicht auf ein glückliches Entkommen?

Unten nahm man die Regulatoren, die sich selbst der Gnade ihrer Gegner preisgaben, mit Triumphgeschrei in Empfang und schickte sie gleich den früheren Gefangenen, fort. Dann gab Spofford Befehl, von Neuem anzugreifen.

Wieder knallten Schüsse und es entspann sich ein Kampf um die stark vertheidigte Treppe, der noch manches Opfer kostete. Die Regulatoren fechten wie Verzweifelte, denn sie wußten, daß es ihr Leben galt; mehrere Stürme wurden erfolgreich von ihnen abgeschlagen.

»Wo ist Kenrick Saunders?« fragte Sam nach einer Weile.

Niemand wußte es und Niemand kam auf die Vermutung, daß er sich selbst ausgeliefert haben könne; Sam begriff sein Verschwinden nicht.

»Laßt Tozer in die Bodenräume schaffen, denn wir werden uns bald dahin zurückziehen müssen,« befahl er einem anderen seiner Unterbefehlshaber, »und Ihr, Higgins, übernehmt einstweilen hier den Befehl, bis ich zurückkehre, was in wenigen Minuten der Fall sein wird; ich habe noch ein anderes Geschäft.«

Der Regulatorenchef eilte durch den gleichfalls von den Seinigen noch besetzten Seitenflügel dem Zimmerchen zu, in das man Eliza damals gebracht hatte; er trug den Schlüssel dazu bei sich, nachdem er sie vor Beginn des Kampfes eingeschlossen hatte.

Als er öffnete und eine erschreckende Gestalt sichtbar wurde, stieß das Mädchen, das halb angekleidet auf dem Bett lag, einen Schrei des Entsetzens aus. Noch immer standen die Zeichen eines heftigen Fiebers auf ihrem bleichen Gesicht geschrieben und der Lärm des Kampfes, den sie wohl vernommen hatte, ohne ihn sich erklären zu können, hatte dazu beigetragen, sie in einen Zustand zu versetzen, der zwischen todtenähnlicher Erschlaffung und wilder Raserei wechselte; der erste oberflächliche Blick auf sie mußte überzeugen, daß ihre Krankheit eine sehr gefährliche sei.

»Wollt Ihr mich tödten?« rief sie angstvoll und sprang von ihrem Lager auf. »O, es wäre besser, als dieses namenlose Elend, in das Ihr mich versetzt habt.«

»Ruhig, mein Täubchen!« gebot der Regulator, böse lächelnd. Es könnte sich heute noch leicht ereignen, daß ich Dir eine Kugel vor den Kopf schieße, denn wo der Bräutigam bleibt, kann auch die Braut bleiben. Vorläufig will ich Dich aber nur an einen sicheren Ort bringen, denn dieser hier wird bald andere Bewohner haben.«

Trotz ihres Sträubens hob er Eliza auf seinen Arm und trug sie aus dem Zimmer. Vor ihnen schritten die Träger mit Tozer, der über die ihm durch den Transport verursachten Schmerzen fluchte, die Treppe zum Bodenraume hinauf.

Da wurde die obere Thür heftig aufgerissen und ehe die bestürzten Regulatoren einen klaren Gedanken fassen konnten, pfiffen ein paar Kugeln von dort her um ihre Köpfe. Sam blieb ein Fluch im Halse stecken, und Eliza schrie vor Angst laut auf und schloß ohnmächtig die Augen.

In der geöffneten Bodenthür standen, bereit sich auf die hinaufsteigenden Regulatoren zu stürzen, ein paar Seeleute von denen, die heute vorzüglich das Unglück jener herbeigeführt hatten. Diese begriffen nicht, wie sie dorthin gelangt seien, aber die braven Burschen hatten auch hier das scheinbar Unmögliche glücklich zu vollbringen gewußt. Sie waren vermitteltst einer Leiter und eines Taus an der Giebelwand des Hauses, die unbeobachtet geblieben war, da sie keine Fenster hatte, bis zum Dache hinaufgestiegen und hatten sich durch dasselbe eine Bahn auf den Boden gebrochen, ohne daß einer ihrer

in der oberen Etage eingeschlossenen Gegner es gemerkt hatte.

Ehe die Regulatoren noch zur Besinnung gekommen waren, wollten die Seeleute zum zweiten Male auf sie feuern; in diesem Augenblicke aber drängte sich Richard, der nie zurückblieb, wo es einen kühnen Streich zu vollführen gab, durch sie hindurch und erblickte die so lange vergeblich gesuchte und schon aufgegebene Eliza.

Er hatte kaum noch Zeit, die schon erhobenen Pistolen seiner Leute zur Seite zu schlagen, dann stürzte er, auf die eigene Gefahr nicht achtend, die Treppe hinab.

Die ihm zunächst befindlichen Träger Tozers ließen diesen unsanft fallen und wandten sich, von panischem Schrecken ergriffen, zur Flucht, um mit dem Geschrei: »Wir sind verloren! sie kommen auch schon vom Boden herab!« sich unter ihre Kameraden zu stürzen und dort dieselbe Muthlosigkeit zu verbreiten. Nur Sam gelang es, Meister seiner Bestürzung zu werden; blitzschnell zog er den Revolver hervor und feuerte ihn zweimal hintereinander auf Richard ab; Eliza im Arm behaltend, versuchte er dann, die nächste Thür zu den noch besetzten Zimmern mit einem langen Sprunge zu erreichen.

Die eine Kugel war vorbeigegangen, die andere hatte Richard an der Wange gestreift. In seiner Erregung fühlte er aber die Verwundung nicht und holte Sam noch zeitig genug ein.

»Lasse Deine Beute fahren, nichtswürdiger Räuber!« donnerte er dem Regulator zu, und seine Hände umspannten mit verzweifelter Kraft den Hals Sams.

Dieser, der vor Wuth schäumte, mußte die ohnmächtige Eliza zu Boden sinken lassen; Richard griff nach ihr, um sie im Falle aufzuhalten; da er dabei den Hals seines Gegners loslassen mußte, verlor er den bereits errungenen Vortheil über ihn wieder. Nochmals schlug Sam den Revolver auf ihn an und Richard wäre verloren gewesen, hätte Johannsens Hand der sich entladenden Waffe und der Kugel nicht noch zeitig genug eine andere Richtung gegeben.

Einen Moment später waren noch ein paar andere Seeleute bei ihnen und Roberts lag, von ihren derben Fäusten niedergedrückt, widerstandslos am Boden; seine Verwünschungen verhallten in dem Lärm, mit dem die Matrosen auf seine Genossen in den Stuben eindrangten.

Nun hatten die Regulatoren jede Aussicht auf Rettung verloren; die letzten von ihnen streckten finsternen oder angsterfüllten Blickes die Waffen und ergaben sich auf Gnade oder Ungnade.

Der Kampf war vorüber und San-Francisco konnte wieder frei aufathmen, denn es hatte einen furchtbaren Feind und Bedrücker verloren.

Die gefangenen Regulatoren waren, wie bereits erwähnt worden, auf Portsmouth-Square gesammelt worden; man befand sich in großer Verlegenheit, was man mit ihnen anfangen sollte, da es an Gefängnissen für ihre Unterbringung fehlte. So gefährlich ein solches Verfahren auch erscheinen konnte, sah man sich also nach langer Erwägung genöthigt, sie bis auf die strafwürdigsten, deren einige dreißig waren, mit der Warnung zu

entlassen, daß man sie bei ihrer Rückkehr in die Stadt ohne weiteren Prozeß aufhängen würde. Zuvor suchte man indessen die dem Namen nach bekannten Schuldigen, die vor ein Gericht gestellt werden sollten, sorgfältig heraus; unter ihnen befanden sich natürlich Samuel Roberts und seine sogenannten Offiziere. Als man aber nach Saunders, einem der Hauptübelthäter suchte, fand es sich, daß er nicht unter den Gefangenen war, obgleich Einige, die ihn kannten, ihn vorher unter denselben bemerkt haben wollten; er blieb verschwunden.

Samuel Roberts und seine Schicksalsgenossen wurden noch an demselben Abende unter starker Bedeckung an Bord der Corvette Warren gebracht und dort in Eisen gelegt; in den nächsten Tagen schon sollte eine Jury von Bürgern San-Francisco's über sie Recht sprechen.

Tozer, der, von seinen Kameraden im Stich gelassen, bei dem Angriffe der Matrosen noch eine zweite Kugel in die Brust erhalten hatte, starb am Abende unter den unsäglichsten Schmerzen.

Die übrigen Regulatoren wurden aus der Stadt transportirt und dann freigelassen; man kann sich ihren Jubel darüber vorstellen, daß sie so wohlfeilen Kaufes davongekommen waren. Uebrigens ließen die meisten von ihnen sich dieses Ende der Verbrüderung zur Warnung gereichen und erschienen nicht wieder in San-Francisco; einige versuchten ihr Spiel in den Minen von vorn anzufangen; die Miner machten aber weniger Umstände mit ihnen und hängten sie auf.

Ein paar Tage später saß eine Jury von vierundzwanzig Bürgern San-Francisco's daselbst über die auf den Warren gebrachten Regulatoren zu Gericht. Sie ertheilte verschiedene Strafen, von denen die härteste Samuel Roberts traf, nämlich zehnjährige Einsperrung. Er nahm sein Urtheil mit dem Gleichmuth eines verstockten Verbrechers auf und schien sogar erfreut darüber, daß er durch den Warren nach einem anderen Orte der Vereinigten Staaten gebracht werden sollte, da er meinte, es wäre ihm empfindlich gewesen, in San-Francisco, wo er eine so große Rolle gespielt habe, mit Ketten belastet zu arbeiten.

An demselben Tage, an dem dieses Urtheil gesprochen wurde, hätte man in der Capitains-Cajüte der Johanna eine Scene reinsten Glückseligkeit erblicken können.

Auf einem sorgfältig mit aller Bequemlichkeit hergerichteten Lager saß aufgerichtet, mit einem zierlichen Morgenrock bekleidet, Eliza Halliday, während Richard und ihr Bruder eifrig bemüht waren, die Kissen so zu legen, daß die Kranke durchaus nicht genirt wurde. Und Eliza war eigentlich nicht mehr krank zu nennen, denn der Arzt, der eben fortgegangen war, hatte erklärt, sie werde nur noch einiger Tage besonderer Ruhe bedürfen und dann wieder das Lager verlassen können. Das junge Mädchen war noch etwas angegriffen, denn sie hatte in Tammany-Hall, wo sie nur ihr leidender Zustand vor der Brutalität Sams schützte, schreckliche Stunden zugebracht und mehr geistig als körperlich gelitten, aber

schon begannen die Rosen glücklicher Zufriedenheit wieder auf ihren blassen Wangen zu blühen.

Fast noch leidender sah Henry aus, den sein Onkel Saunders, um sich seiner zu entledigen, in jenen Keller eingesperrt und sich beinahe drei Tage lang gar nicht um ihn bekümmert hatte; Hunger, Kälte und Angst um sein Schicksal, so wie um das der geliebten Schwester hatten den Knaben an den Rand des Grabes gebracht, von dem ihn nur Johannsens rettende Hand zurückzog; der treue und kluge Hund, dessen Instinkt auf seine Spur geleitet hatte, stand jetzt neben ihm und blickte die Kranke mit seinen großen Augen aufmerksam an.

Richards Wunde war ohne alle Bedeutung gewesen; er blühte in derselben Jugendfrische wie immer, aber jede Spur von ernster Träumerei war von seinem Antlitze verschwunden; Fröhlichkeit und Zufriedenheit leuchtete aus seinen Augen, die sich stets voll inniger Zärtlichkeit auf seine Braut richteten.

»Ich habe es noch nicht wagen wollen, Dich nach Donna Theresa zu fragen, seitdem Du gestern aus der Stadt zurückgekehrt bist,« meinte Eliza schüchtern zu ihm, »denn ihr Name pflegt Deine Stirn sofort zu umwölken.«

Und so war es auch dieses Mal geschehen, als Richard kurz erwiderte:

»Sie wird der Strafe nicht entgehen, wenn sie hierher zurückkehrt; seit dem Tage des Gefechts mit den Regulatoren vermißt man sie und alle ihre leicht transportablen Kostbarkeiten noch. Der Alcalde Leavenworth hat einstweilen ihr Haus von Amtswegen versiegeln lassen.«

9.

Wir kehren zu Saunders zurück, den wir verlassen haben, als er mit den Regulatoren, die zu feige zur Fortsetzung des Kampfes waren, in das untere Stockwerk hinabstieg.

Kenrick Saunders war nun gerade nicht von Natur feige, aber die unglückliche Wendung des Gefechts erfüllte ihn doch mit Besorgnissen, zu denen er guten Grund hatte, denn er wußte, daß wenn man auch allen seinen Genossen Gnade angedeihen ließe, er sicherlich auf nichts anderes als den Strang zu rechnen habe, da seine Mordthat an dem Spanier, vielleicht auch die an Captain Stüve, bald genug zur Sprache kommen mußte, war er doch schon einmal der ersteren halber verhaftet gewesen. Kenrick, dem daher der Tod sicher bevorstand, mochte er nun in Sams Gesellschaft fallen oder gefangen werden, wollte wenigstens noch einen kühnen Streich wagen, sein Leben zu retten, und hatte einen wohlbedachten Plan entworfen, als er Sam heimlich verließ.

In dem Tumulte, der unter der Bürgerwehr in der unteren Etage des Hauses herrschte, achtete man nicht auf jeden Einzelnen der Gefangenen, und Saunders rechnete um so mehr darauf, unerkannt zu bleiben, als sein Gesicht ganz von Blut und Pulverdampf überzogen war. Da der Kampf sogleich wieder beginnen sollte, ließ man sich nicht die Zeit, die Gefangenen näher zu mustern, fesselte sie auch nicht, sondern ließ sie nur die Waffen ablegen

und sich dann in einem Zuge ordnen, dessen Transport eine Abtheilung der Bürgerwehr übernahm.

Auf dem Wege nach Portsmouth-Square, der eiligen Schrittes zurückgelegt wurde, wußte Saunders es so einzurichten, daß er allmählig an das Ende des Zuges gelangte. Er hatte seine Kleider auf einer Stelle der Brust absichtlich mit Blut befleckt, damit man glauben solle, er sei dicht am Herzen von einer Kugel getroffen worden, und schleppte sich nun anscheinend mühsam und leise wimmernd fort. Er triumphirte, als er vernahm, wie einer der Wächter einem seiner Genossen, auf ihn deutend, sagte:

»Der wird's auch nicht mehr lange machen, denn er scheint einen bösen Schuß zu haben und ganz entsetzlich zu leiden.«

Der Andere bestätigte nach einem Blick auf ihn diese Vermuthung.

Die begleitende Bürgerwehr war gerade nicht so praktisch vertheilt, daß einzelnen Gefangenen ein Entrinnen aus dem Zuge unmöglich gewesen wäre; hinter Saunders befand sich Niemand weiter als jene Beiden, die eben die vorerwähnten Worte gewechselt hatten.

Plötzlich sank Saunders mit einem lauten Schmerzensschrei in die Kniee, preßte die Hände auf die Brust und stöhnte kläglich; dann fiel er immer mehr zusammen, seufzte noch einmal laut auf und blieb regungslos am Boden.

»Zum Teufel, ist der Mensch todt?« fragte einer der beiden Bürger bestürzt und stieß Saunder mit dem Gewehrkolben an.

»Ich sagte Dir's vorher, James, daß er einen bösen Schuß haben müßte,« meinte der Andere. »Nun, der ist versorgt; laß ihn liegen, damit wir nicht von dem Zuge abkommen.«

Die beiden getäuschten Bürgerwehrmänner eilten vorwärts und Saunders blieb, ohne mit einem Gliede zu zucken, so lange in seiner Lage, bis er sich durch einen heimlichen Blick überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe sei, der ihn beobachte. Nun sprang er blitzschnell auf und floh in eine abgelegene Nebengasse. Hier wusch er sich an einem Brunnen in Eile das Gesicht, um weniger Aufsehen zu erregen, und ging dann schnellen Schrittes weiter; die ihm Begegnenden hielten ihn für einen der Bürgerwehrleute, denn ein paarmal fragten sie ihn nach dem Stande des Gefechts, worauf er ihnen, sie in ihrem Täuschung lassend, kurze Antworten gab.

Das Ziel des Regulators war, wie sich bald erwies, Theresa's Haus; einmal wußte er recht gut, daß es ihm so, wie er war, nicht gelingen würde, aus San-Francisco zu kommen, dessen Ausgänge Bürgerwehr besetzt hielt, dann gedachte er aus den Umständen, so traurig sie auch erschienen, den möglichsten Vortheil zu ziehen.

Zum Glück für ihn war die Hausthür nicht verschlossen, denn andernfalls würde man ihn wohl gar nicht eingelassen haben. Dreist trat er in das Haus und fragte den ersten ihm verwundert entgegretenden Diener, ob er

Donna Theresa de Espeira, die ihn genau kenne, in wichtigen Angelegenheiten sprechen könne.

»Sagt ihr den Namen Kenrick,« gebot er dem Diener, »und sie wird nicht zögern, mich vor sich zu lassen.«

Die imponirende Gestalt Saunders, sowie seine Zuversicht flößten dem Diener einigen Respect ein und er weigerte sich nicht länger, ihn seiner Herrin anzumelden.

Theresa's Unruhe hatte sich gesteigert, als ihr die Tagesereignisse zu Ohren gekommen waren; sie ahnte aus diesen ganz unerwarteten Vorfällen auch für sich nichts Gutes, denn sie bedachte, es sei wahrscheinlich, daß sich Eliza noch in Tammany-Hall befinde und, bei einer sehr möglichen Erstürmung dieses Ortes befreit, als Zeugin gegen sie auftreten könne. Die stolze Tochter des Hauses Espeira dachte mit unbeschreiblichem Entsetzen daran, daß sie in Kurzem vielleicht vor einer Jury, eines bösen Verbrechens angeklagt, stehen könne; aber in ihrer Leidenschaft hatte sie unter allen möglichen Fällen einen solchen nicht vorbedacht.

Kenrick's Erscheinen, obgleich sie dessen Veranlassung nicht begriff, versetzte sie daher eher in eine freudige als ängstliche und unangenehme Ueberraschung; sie war schon so weit gesunken, daß die Gesellschaft dieses verbrecherischen Menschen ihr zum Trost gereichen konnte. Sie befahl, ihn sofort vorzulassen.

Der Regulator trat mit allen Anzeichen, daß er eine Nachricht von Wichtigkeit bringe, ein, und Theresa konnte einen leisen Schrei des Schreckens über sein schreckliches Aussehen nicht zurückhalten.

»Tammany-Hall ist gefallen, Sennora,« redete Saunders sie mit einem bedeutungsvollen Blick an.

»Sie kommen von dorthier, Mr. Saunders?« rief die Dame interessiert.

»Ich habe gekämpft, bin verwundet, gefangen, erschossen worden und entflohen,« erwiderte Saunders mit einem Versuche, zu scherzen. »Das ist eine lange Geschichte, die sich so schnell nicht erklären läßt. Indessen laufe ich die äußerste Gefahr, von unseren Gegnern, den Amerikanern, ergriffen und nochmals füsiliert zu werden, weil ich dem Gefühle nicht widerstehen konnte, mein Leben an das Ihrige zu setzen, Donna Theresa.«

»An mein Leben, Saunders? Ich verstehe Sie nicht. Wie könnte ich gefährdet sein?«

»Die kleine Eliza befindet sich in Tammany-Hall und ist jetzt wahrscheinlich schon in den Händen ihrer Befreier,« erwiderte der Regulator mit sehr ernstem Blicke.

»Mein Gott, sie war noch dort? Dann bin ich verloren!« schrie Theresa auf.

»Man wird auch Sie verhaften, Sennora, und Ihnen den Prozeß machen.«

Die Spanierin barg das bleiche Gesicht in die Hände und stöhnte leise.

»Ich kam, Sie zu retten, Sennora,« sagte Saunders, näher an sie herantretend. »Wenn Sie sich mir anvertrauen wollen, giebt es noch Mittel und Wege genug, uns Beide in Sicherheit zu bringen.«

»Ich soll mit Ihnen fliehen?« rief Theresa unwillig. »Was würde man dazu sagen?«

»Es wäre vielleicht besser, als wenn Sie sich auf den Richterspruch einer Jury verließen,« meinte der Regulator kalt.

Theresa schien angestrengt nachzusinnen, denn sie erwiderte nichts, aber sie hatte die Warnung wohl vernommen, wie ihr leises Zusammenzucken bewies.

»Die Zeit drängt, Sennora, wir laufen Gefahr in diesem Hause,« sagte der Regulator.

»Barmherziger Gott, was soll ich thun?« rief Theresa, die Hände ringend. »Wohin ich blicke, sehe ich nichts als unauslöschliche Schande vor mir.«

»Hören Sie meinen Rath, Donna Theresa,« sagte Saunders sehr bestimmt; »er ist der eines Freundes, der stets bereit sein wird, sein Leben für Sie zu opfern. Nehmen Sie von Ihren Kostbarkeiten, von baarem Gelde und leicht zu verwerthenden Papieren so viel zu sich, als Sie vermögen. Wir werden schnell einige Mantelsäcke damit packen, diese auf Pferde schnallen, die unzweifelhaft zu Ihrer Disposition stehen, und die Stadt verlassen; man kennt Sie und wird Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen, so lange man den Handel mit Eliza noch nicht ahnt. Ich werde Ihren Diener vorstellen und auch meine Person dadurch retten; sind wir nur erst aus dem gefährlichen Stadtbereiche, so mögen Sie über das Ziel der Reise bestimmen. Vielleicht gestaltet sich Ihr Prozeß günstiger, als sich erwarten läßt, und dann bleibt immer noch Zeit, Ihr zurückgelassenes Besitzthum wieder anzutreten. Verlieren Sie es im schlimmsten Falle, so ist dies für Donna Theresa de Espeira immer noch eher zu ertragen, als

der Verlust von Freiheit und Ehre. Vor Allem aber entschließen Sie sich schnell, Donna Theresa.«

Die Mexikanerin gab noch immer keine Antwort, aber Saunders' Worte steigerten ihre Unruhe auf den höchsten Grad.

»Wenn Sie, meinem Rathe nicht folgen wollen, Sennora, so werde ich gehen,« sagte der Regulator trübe.

»O nein, verlassen Sie mich jetzt nicht, Saunders!« rief sie angstvoll aufspringend. »Sie sind der Einzige, der Antheil an mir nimmt. Retten Sie mich!«

»Deshalb kam ich hierher, Sennora.«

»Ich werde Ihnen folgen, wenn Sie dies für den einzigen Ausweg halten,« erklärte sie, am ganzen Körper zitternd. »Ordnen Sie Alles in meinem Hause zur Reise an, wie Sie es für gut halten.«

»Das würde unnützes Aufsehen erregen. Befehlen Sie nur einem der Diener, mir andere Kleidung zu geben, die mich als Ihren Diener erscheinen läßt, und dann sorgen Sie für Pferde und die Mittel zu der Reise; nehmen Sie Alles mit sich, was Sie mitführen können, denn wer weiß, ob Sie das Uebrige je wiedersehen werden.«

Alles geschah, wie Saunders es vorgeschlagen hatte. Obgleich die Dienerschaft, von der ein Theil so weit als unumgänglich nothwendig in das Vertrauen gezogen wurde, die Absicht der Herrin nicht begriff, mußte sie doch Folge leisten.

Eine halbe Stunde später etwa verließ Theresa, von Saunders gefolgt, Beide zu Pferde, ihr Haus. Man nahm keinen Anstand, sie am Ausgange der Stadt passiren zu

lassen, und Niemandem fiel es ein, in ihrem Diener einen entfliehenden Regulatoren zu suchen. Dennoch war Theresa mehr todt als lebendig, und wäre sie nicht in solchem Zustande gewesen, so würde sie wohl auch nicht so bald eingewilligt haben, sich auf ein so zweifelhaftes Abenteuer einzulassen.

»Wohin?« fragte die Dame, die mit ihrem Begleiter noch kein Wort gewechselt hatte, als die Wege sich zum ersten Male vor ihnen theilten.

Saunders wies den Weg und sie folgte ihm, ohne zu fragen, wohin er führe. Sie ahnte auch nicht, daß der Regulator wohlbedacht sie mit sich in die Goldminen nehmen wollte, um bei den dort herrschenden unsicheren Zuständen sich der von ihr mitgenommenen Werthsachen am ungestörtesten versichern zu können; ihre Person betrachtete er nur als eine angenehme Zugabe zu dem Schatze, den er im geheimen Triumphe bereits als sein Eigenthum ansah.

Allmählig nahm Saunders auch einen ganz anderen Ton gegen Theresa an, denn er hielt sich ihrer jetzt versichert genug und es überdies für nöthig, sie bald an eine gewisse Abhängigkeit von ihm zu gewöhnen. Theresa war anfangs zu sehr von ernsten Gedanken in Anspruch genommen, um darauf Werth zu legen, als sie aber das Empfindliche, das in Saunders' Behandlungsweise für sie lag, fühlte, war es schon zu spät geworden, sich ihm zu widersetzen. Die moralische Kraft, der Stolz der Mexikanerin waren einmal gebrochen und vermochten nicht, sich in dieser Lage wieder aufzurichten. Wie bitter fühlte

sie jetzt ihr zweideutiges Verhältniß zu Saunders, in dessen Gewalt sie sich ganz gegeben hatte, wenn sie es mit den Hoffnungen verglich, die sie sich kurz zuvor noch gemacht und die sie zu einem Verbrechen verleitet hatten. In dieser Vergleichung lag eine harte Strafe für sie.

Saunders fürchtete das Wiedererwachen des Stolzes und Selbstbewußtseins in Theresa aber auch zu sehr, als daß er nicht die Nothwendigkeit gefühlt hätte, sein Benehmen zuweilen zu mildern; er verstand dies auf keine andere Weise zu thun, als daß er ihren körperlichen Vorzügen schmeichelte und seine Bewunderung für sie offen an den Tag legte; seine Eitelkeit hinderte ihn, einzusehen, daß er sie auch dadurch schmerzlich berühre und sogar verletze.

Beide machten den Weg nach der Goldregion; dieses Mal zu Lande, obgleich er dadurch noch einmal so weit wurde als der von Halliday und Saunders zurückgelegte. Als er Theresa nicht mehr verheimlichen konnte, wohin er sie eigentlich führe, überredete er sie, jene Gegend sei der dort herrschenden Gesetzlosigkeit wegen die sicherste für sie und man könne dort bequem abwarten, was in San-Francisco geschehen würde. Theresa fügte sich in Alles, was Saunders anordnete; es könnte auffallen, daß sie nicht einmal auf den Gedanken kam, er führe nichts Gutes gegen sie im Schilde und trachte nach den bedeutenden Kostbarkeiten, die sie bei sich führte, aber die Sorge um diese lag ihr jetzt zu wenig am Herzen, sie glaubte, Saunders sei durch die Mitschuld ebenso innig an sie gefesselt, wie sie an ihn, und endlich machte sie wohl auch

die weibliche Eitelkeit blind, indem sie überzeugt war, er liebe sie aufrichtig und um ihrer selbst willen. Der letzteren Ueberzeugung ungeachtet, war sie weit entfernt, eine solche Neigung zu erwidern.

Saunders hatte den Weg nach dem Bonpland-See eingeschlagen; er kannte diese Gegend aus früherer Zeit sehr genau, daher wählte er sie wieder zur Ausführung seiner Pläne, denn er war der nicht unrichtigen Ansicht, in solchen Fällen sei eine gewisse Terrainkenntniß immer von Vortheil; er entschied sich ferner dafür, da sie menschenleerer als jede andere war und die Sierra-Nevada mit ihren Schluchten und Gebirgswegen einen heimlichen Rückzug, falls derselbe nöthig würde, zu begünstigen vermochte. Uebrigens war es ihm auch gleichgültig, wo er seine Zwecke bei Theresa erreichte.

Da sie reichlich mit Geld versehen waren und Saunders von jeher ein bequemes und gutes Leben liebte, jetzt übrigens auch auf seine Begleiterin Rücksicht zu nehmen hatte, wußte er es stets einzurichten, daß sie ihre Tagesreisen in einem möglichst comfortablen Wirthshause beschlossen, deren es in diesen Gegenden gerade nicht viel gab. Theresa schloß sich dann gewöhnlich in das ärmliche, ihr überlassene Zimmer ein, das sie mit schwerem Gelde aufwiegen mußte, und sah Saunders nicht eher wieder, als bis derselbe am folgenden Morgen die Pferde zur Weiterreise verführte, denn er pflegte inzwischen seinen alten Lieblingsbeschäftigungen nachzugehen, dem Trunk und dem Spiel, wozu sich hier überall Gelegenheit genug fand.

So war man am fünften oder sechsten Tage der Reise über den Cosemnes-River gegangen und befand sich nun in der Gegend, in welcher Saunders die Frevelthat an Capitain Stüve begangen hatte. Die Nähe der Niederlassung in der seiner Voraussetzung nach sein Name keinen guten Klang mehr haben mochte, war ihm nicht recht heimlich, daher machte er lieber einen Umweg von einigen Meilen um sie herum, zumal er wußte, auf dieser neuen Tour ein so gutes Wirthshaus, wie er es liebte, zu finden. Gegen Abend erreichten sie dieses und beschlossen, hier die Nacht zuzubringen. Theresa erhielt wieder als eine Dame von Stande ihr eigenes Kabinet und Saunders fand bald eine lustige Gesellschaft, in der er sich ganz zu Hause fühlte; er galt auch hier für einen gewichtigen Mann, da ihn Niemand kannte.

Der Regulator hatte etwas schneller als gewöhnlich getrunken und befand sich bald in einem Zustande, in dem ihm die ganze Welt im rosenfarbigsten Lichte erschien; daher kam es, daß ihm urplötzlich der Gedanke durch den Kopf schoß, noch an diesem Abende sein Glück bei Theresa zu versuchen. Er begab sich deshalb zu ihr und wurde angenommen, da auch die Dame wieder einmal das Bedürfniß fühlte, durch Plaudern ihr Herz zu erleichtern. Aber Saunders ging bald in einen Ton über, der ihr gar nicht gefiel.

»Sie sind so schön, Donna Theresa,« meinte er, ihr vertraulich näher rückend.

»O, das haben Sie mir schon oft gesagt,« meinte Theresa in erzwungenem Scherze. »Lassen Sie es heute und

theilen Sie mir lieber mit, welche Richtung Sie morgen einzuschlagen gedenken.«

»Ich weiß es selbst noch nicht, Sennora. Warum aber sind Sie so kalt, so hart gegen mich, der hundertmal sein Blut für ein freundliches Wort von Ihnen verspritzen möchte? Sie nennen mich Ihren Freund und wollen mir keines der Rechte eines solchen einräumen.«

»Sie sollten überzeugt sein, daß ich Sie schätze, Mr. Saunders, da ich Ihren Rathschlägen unbedingt folge und mich ohne eigenen Willen Ihrer Einsicht anvertraue,« sagte Theresa etwas ängstlich, denn sie merkte, daß Saunders von seinen Zudringlichkeiten nicht so leicht abließ.

»Sie kennen meine Wünsche besser, Donna Theresa, Sie wissen recht gut, daß mir Ihre Freundschaft allein nicht genügt,« sagte Saunders im Tone des Empfindsamen.

»Ach, lassen Sie das jetzt Saunders,« erwiderte Theresa etwas unmuthig.

»Sie sollen mich aber hören, Theresa,« fuhr er dringender fort. Sie müssen endlich das Wort aussprechen, das über unser ganzes ferneres Schicksal entscheiden wird, denn ich bin dieser Ungewißheit müde, die mich zwischen Paradies und Hölle schweben läßt.«

»Genug, Mr. Saunders,« gebot die Mexikanerin stolz. »Ich wiederhole Ihnen meinen Wunsch, daß solche Punkte zwischen uns unberührt bleiben mögen; wenn Sie die Achtung für mich fühlen, die Sie vorgeben, so werden Sie ihm genügen.«

»Ah, Sennora, Ihr Ton ist verletzend!« rief Saunders, böse werdend.

»Sie hätten mich nicht dazu zwingen sollen,« erwiderte Theresa entschlossen; »lassen Sie uns an unserem alten Verhältnisse festhalten. Jetzt gestatten Sie mir, diese Unterhaltung abzubrechen, da es vorher schon meine Absicht war, ein wenig vor dem Hause zu promeniren.«

Theresa erhob sich kalt und Saunders schoß einen wüthenden Blick auf sie, als er ihrem Beispiele folgte.

»Sie werden Ihre Härte bereuen, Theresa,« sagte er drohend.

»Ich hoffe es nicht, Mr. Saunders; auch Sie werden morgen vielleicht anders denken.«

Theresa machte ihm eine kurze, nicht ganz unfreundliche Verbeugung und eilte fort; er folgte brummend und suchte die Schenkstube auf, in der er bald wieder einen Theil seiner guten Laune fand.

Theresa dachte indessen über die eben stattgehabte Scene nicht so leicht; sie war aufgebrachter über die Frechheit des Regulatoren, als sie es äußerlich hatte zeigen mögen, da sie seiner Hilfe noch bedurfte. Sie fühlte klar, daß er solche sie tief verletzende Anträge von jetzt ab öfter wiederholen werde und daß ihre Antworten nur dazu dienen könnten, ihn zu erbittern, sie vielleicht auch gefährden würden. Sie bereute bitter, sich einem solchen Manne anvertraut und sogar ganz seiner Willkür in die Hände gegeben zu haben, und faßte den festen Entschluß, sich bei nächster Gelegenheit von ihm zu trennen.

Die Abendluft war mild und angenehm und in ihren Gedanken verlängerte sie den Spaziergang weiter, als sie beabsichtigt hatte, da sie dem Besuche Saunders nur ein Ende machen wollte.

Plötzlich schreit sie unwillkürlich zusammen, denn auf dem einsamen Wege kam ihr ein Mensch entgegen; ein zweiter Blick auf ihn belehrte sie indessen, daß von ihm nichts zu fürchten sei, denn er schien alt und schwächlich, vom Elende ganz niedergebeugt; seine Kleidung war abgetragen und zerrissen. Der Mann näherte sich ihr und sprach sie bescheiden um eine Gabe an; zwar trug sein Gesicht die unverkennbaren Spuren des Trunkes, dennoch erregte er durch seine schüchterne Haltung und zitternde Stimme eine Art von Mitleid in der Dame. Sie reichte ihm daher ein Geldstück und fragte theilnehmend, wohin er seinen Weg richte.

»Nach San-Francisco, Mylady,« erwiderte der Alte trübe, »wenn ich so viele gütige Menschen wie Sie finde, die mir zu dem nöthigen Lebensunterhalt verhelfen, und wenn die Krankheit, die ich in mir trage, mich nicht vorher niederwirft.«

»Ihr kommt aus den Minen und seid so arm, daß Ihr fremder Unterstützung bedürft?« fragte die Dame verwundert.

»O, das ist eine böse und lange Geschichte, Mylady,« meinte der Alte wehmüthig; »ich trage eine furchtbare Schuld auf meinem Herzen, denn ich habe meine Kinder hilflos in San-Francisco zurückgelassen, um nur in

diese unglückselige Minen zu gelangen; der nichtswürdige Mensch, der mich dazu verleitet, hat mich dann im Elende verlassen, und da sich Niemand meiner annehmen wollte, versuche ich, auf diese Weise wieder zu den Meinigen zu gelangen.«

Theresa horchte hoch auf und fragte erregt:

»Wollt Ihr mir Eure Geschichte erzählen? Ich werde Euch das Reisegeld bis nach San-Francisco geben.«

Der Alte blickte sie erstaunt an und seine Mienen schienen Zweifel auszudrücken, aber Theresa wiederholte ihr Versprechen, denn sie erinnerte sich der Geschichte, die Eliza von ihrem Vater nennen hörte, und wenn dieser Unglückliche wirklich nicht Mr. Halliday war, wovon sie sich noch nicht überzeugt halten konnte, so hatte sein Schicksal doch jedenfalls Aehnlichkeit mit dem seinigen.

Wie ihr aber aus den ersten Worten des alten Mannes hervorging, war dieser wirklich Mr. Halliday, hatte er ihr auch seinen Namen noch nicht genannt, und sie folgte in höchster Spannung seiner Erzählung.

»Wie hieß der Mann, den Euer böser Schwager in San-Francisco erschossen hat?« fragte sie athemlos, als Halliday so weit gekommen war, von dem Grunde seiner schleunigen Entfernung aus der Stadt zu berichten.

Der Alte blickte sie betroffen an und schien gar keine Lust zu haben, sich noch weiter anzuvertrauen.

»Mann, Ihr seid Mr. Halliday?« rief die Mexikanerin dringend.

Er bejahte es zögernd.

»Und Euer Schwager ist Kenrick Saunders?«

»Mylady, woher wissen Sie das Alles?« fragte Halliday mit einem Zeichen von Angst.

»Gleichviel, Mr. Halliday,« erwiderte Theresa, lebhaft seine Hand ergreifend. »Ich weiß, daß Ihr unschuldig an dem Verbrechen Kenrick Saunders seid, aber ich beschwöre Euch bei Allem, was Euch heilig sein kann, daß Ihr mir ohne Rückhalt die Wahrheit offenbart.«

»Sie kennen Kenrick Saunders?«

»Ich frage Euch nur, wer der Mann war, den er in San-Francisco erschossen hat!« rief Theresa in höchster Leidenschaft. »Ich schwöre Euch bei Gott, daß ich ein hohes und heiliges Interesse dabei habe, es zu wissen, und daß Ihr selbst nicht die geringste Gefahr lauft, wenn Ihr die Wahrheit sprecht.«

»Ich habe keine Verpflichtungen mehr für Kenrick,« murmelte Halliday halblaut für sich. »O, ich hasse ihn glühend, denn er ist immer ein Teufel für mich gewesen.«

»Dann sprecht!« befahl Theresa in gebieterischem Tone.

»Es war ein angesehenener Spanier,« flüsterte Halliday vorsichtig.

»Don Diego de Espeira?« rief das Mädchen mit rollenden Augen.

»Derselbe,« erwiderte Halliday ebenso wie vorher.

Theresa stieß einen entsetzlichen Schrei aus, so daß Halliday erschrocken von ihrer Seite wich.

»Ihr schwört mir, daß es so ist, wie Ihr sagt, daß Ihr selbst Euch nicht täuscht?« rief sie wild.

»So wahr mir Gott helfe,« erwiderte Halliday betheuernd. »Kenrick selbst hat es mir umständlich erzählt.«

Theresa, deren Benehmen Halliday vollständig unbegreiflich erscheinen mußte, verhüllte ihr Gesicht und schluchzte laut. Ihre Gefühle mußten entsetzlich sein, denn der Mann, an den sie das begangene Verbrechen kettete, dem sie selbst die Gelegenheit hatte einräumen müssen, sie durch seine unreine Leidenschaft zu verletzen, war der Mörder ihres Vaters.

Eine lange Zeit verging, ehe Theresa einen Entschluß fassen und sich soweit sammeln konnte, um zu fragen:

»Wißt Ihr nicht, ob sich hier irgendwo in unserer Nähe ein Regierungs-Commissair aufhält?«

Halliday wurde fast ebenso bleich wie Theresa, aus deren Wangen alle Farbe gewichen war, während ihr dunkles Auge jetzt in düsterer Entschlossenheit glühte.

»Ich weiß es nicht, Sennora,« stammelte der arme Halliday, der ein Grauen vor ihr fühlte.

»Welches ist die nächste Niederlassung von hier?« fragte Theresa nach einem Augenblick gebieterisch weiter.

»Ich komme eben aus ihr; sie ist etwa sechs englische Meilen entfernt,« versetzte Halliday. »Dort ist es, wo Saunders mich so elend gemacht hat.«

»Er ist dort bekannt?« fragte Theresa hoffnungslos.

»Er wird sich an dem Orte nie wieder sehen lassen, denn die Leute da haben ihm den Tod geschworen.«

»Erklärt Euch deutlicher, Mr. Halliday,« verlangte Theresa, die ein neuer Hoffnungsstrahl zu durchzucken schien.

Halliday erzählte kurz den Angriff auf die Matrosen der Johanna und den von Kenrick Saunders an Capitain Stüve verübten Mord und Raub.

»Dann bedarf ich nicht eines Regierungs-Commissairs!« rief die Mexikanerin mit wilder Freude.

Etwas gefaßter fuhr sie fort:

»Geht nicht nach jenem Wirthshause, Mr. Halliday, denn Kenrick Saunders befindet sich in demselben.«

Der Alte fuhr erschrocken zusammen.

»Fürchtet nichts, ich werde Euch nicht verrathen, wenn Ihr mir in jedem gehorcht, was ich von Euch verlange,« beruhigte ihn Theresa. »Ihr werdet mich an jenem Wirthshause in etwa zwei Stunden, wenn es ganz dunkel geworden ist, erwarten; ich werde dann ein Pferd für Euch bereit halten, und Ihr werdet mich nach jener Niederlassung begleiten. Weiter verlange ich nichts von Euch. Ihr sollte dafür das Pferd behalten und ich will Euch so viel geben, daß Ihr bequem nach New-York oder wohin Ihr sonst wollt, zurückkehren könnt. Das Uebrige kümmert Euch nicht.«

»Nach New-York, Mylady?« rief der Alte entzückt.

»Nach Europa, wenn Ihr es wünscht.«

Halliday erklärte sich zu Allem bereit, was sie von ihm verlangen würde, und Theresa bezeichnete ihm Ort und Stunde des Zusammentreffens genau. Dann eilte sie flüchtigen Fußes in das Gasthaus zurück.

Saunders hatte den ärgerlichen Vorfall mit Theresa bald vergessen und sprach der Flasche so stark zu, daß er endlich auf sein Lager getragen werden mußte. Er schlief

so fest, daß es Niemandem so leicht möglich gewesen wäre, ihn zu erwecken.

Um die bestimmte Zeit ließ Theresa durch einen Knecht, den sie durch Geld zum Schweigen bestach, die beiden Pferde satteln und hinausführen. Halliday war pünktlich zur Stelle und mußte sich auf das eine Pferd setzen, während Theresa das andere bestieg.

In vollem Galopp, denn die Ungeduld des Mädchens war unbezähmbar, schlugen Beide den Weg nach der Niederlassung ein, die sie in noch nicht einer Stunde erreichten.

Ogleich es schon ziemlich spät war, ging es in den einzelnen Schenken noch ebenso lustig und lebendig zu wie damals, als wir diesen Ort besuchten.

»Führt mich zu den Leuten, die damals Saunders' Verbrechen theilten und von ihm betrogen wurden,« gebot Theresa, »zu denen, die ihm den Tod geschworen haben, wie Ihr mir sagtet.«

»Sie werden sie meistens beisammen finden, Mylady,« erwiderte Halliday, der von Allem nichts begriff, »aber Sie werden die wüste Schenke, in welcher sie zechen, nicht betreten können.«

»Ich will es,« sagte Theresa kurz und Halliday schritt voran.

Einen Augenblick zögerte der Fuß der jungen Dame, als sie auf das wüste Gelage, und die von Tabaksqualm umhüllten Gestalten der wild aussehenden Männer blickte, die zum größten Theile schon mehr als halbberauscht

waren, aber sie biß sich auf die Lippen und trat hastig ein.

Ihr Erscheinen erregte allgemeines Aufsehen, und dieses stieg, als sie ohne durch ein Zeichen Abscheu oder Furcht kundzugeben, den Tisch, den ihr Halliday bezeichnete und an dem es am wildesten zuing. Unwillkürlich erhoben sich die Männer ein wenig von ihren Sitzen, als ihre Absicht klar wurde, zu ihnen zu sprechen.

»Freie Männer eines freien Staates,« begann sie mit einer ernsten Feierlichkeit, vor der das wilde Getöse sogleich verstummte; »ich komme, Euch aufzufordern, nach dem Lynchgesetze eine Jury zu bilden, die über den nichtswürdigsten Verbrecher einen Spruch fällen soll. Ich, Theresa de Espeira, trete als Anklägerin vor Euch hin, dieser hier ist mein Zeuge, und ich brauche Euch den Namen des Angeklagten nur zu nennen, um Euren gerechten Zorns zu entflammen; er ist Kenrick Saunders.«

»Wo ist er, der Räuber, der Mörder?« rief man von allen Seiten aufspringend, und auf allen Gesichtern gab sich ein unversöhnlicher Haß kund. »Ja, wir wollen über ihn zu Gericht sitzen.«

»Er ist in Eurer Nähe, und wenn mir einige von Euch folgen wollen, so soll er in wenigen Stunden in Euren Händen sein,« erwiderte Theresa erfreut.

Ein Jubelgeschrei begrüßte diese Mittheilung, und eine hinreichende Anzahl von Männern erklärte sich bereit, ihr sofort zu Pferde zu folgen.

Saunders lag gegen Morgen gerade im festesten Schlafe, als er sich unsanft aufgerüttelt fühlte. Er erwachte

mit einem Fluche, aber dieser blieb ihm halb im Halse stecken, als er in der Dämmerung viele Gestalten an seinem Lager sah und fühlte, wie man eben beschäftigt war, seine Hände fest zu binden.

»Seid Ihr toll?« rief er wild. »Was wollt Ihr von mir?«

Man antwortete ihm mit Hohnlachen, und zu seinem Schrecken erkannte er jetzt mehrere von den Männern, welche er um die Capitain Stüve abgenommene Beute so arg betrogen hatte. Er vermochte sich ihr Hiersein nicht zu erklären, aber seine Begriffe verwirrten sich noch mehr, als sein Auge auf Theresa fiel, die mit düster auf ihn leuchtenden Blicken in einiger Entfernung stand und mit seinen Angreifern in vollkommenem Einverständnis zu sein schien.

»Donna Theresa, retten Sie mich!« rief er, sich verzweifeld gegen seine Fesseln sträubend.

»Ich sollte den Mörder meines Vaters retten?« fragte Theresa mit einem haßfunkelnden Blick auf ihn.

»Ihres Vaters?« rief der Regulator erstaunt. »Zum Teufel, das ist ein Mißverständnis!«

»Wir werden es bald hören,« erwiderte man ihm, während Theresa sich abwandte.

Sie begleitete den Zug, der den gebundenen Verbrecher zwischen den Pferden nach der Niederlassung schleppte. Die Zechgenossen Saunders vom vergangenen Abende blickten dem sonderbaren Schauspieler verwundert zu, aber sie dachten nicht daran, sich dem Beginnen der Fremden, die viel zahlreicher als sie waren und ihr gutes Recht zu verfolgen schienen, zu widersetzen.

Saunders war ganz niedergeschmettert; er selbst hatte nie den Namen Don Espeira's gekannt, da er ihn in Eldorado zum ersten Male gesehen hatte, und Samuel Roberts hatte sich gehütet, ihm denselben zu nennen, da er seinen Freund für seine und Theresa's Pläne ganz unbefangen benutzen wollte. Jetzt erst kam ihm die schreckliche Ahnung, daß Theresa die Tochter des Ermordeten wirklich sei, und er war nahe daran, zu glauben, sie habe ihn in eine Falle gelockt, während er beabsichtigte, ihr eine solche zu stellen.

Als der Tag anbrach, war man in der Niederlassung, die nur beängstigende Erinnerungen in Saunders wachrief, angekommen. Fast alle Bewohner der Zelte und Hütten kamen dem Zuge entgegen und begrüßten den Verbrecher mit Spottreden, Drohungen und höhnendem Gelächter, selbst an thätlichen Mißhandlungen gegen ihn fehlte es nicht.

Sofort bildete sich eine Jury aus zwölf Richtern, die in gemessener Feierlichkeit auf demselben Platze ihre Sitze einnahmen, auf welchen früher die Hütten der Deutschen standen und sich jetzt noch das Grab Capitain Stüve's befand. Es waren meistens ebenso wüste Gesellen wie Saunders selbst, zum Theil wohl mit ähnlichen Verbrechen beladen wie das, dessenthalben sie jetzt ein Urtheil fällen sollten, aber bekannterweise hat das eigenmächtige Lynchverfahren in jenen Gegenden immer einen Anstrich von Gesetzlichkeit. Eine Volksmenge, aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, umschloß

schweigend den Kreis, in dessen Mitte Saunders, Theresa, Halliday und einige andere gegen ersteren auftretende Zeugen standen.

Saunders' Prozeß war bald zu Ende geführt; die Gefahr, in der er unrettbar schwebte, die drohend auf ihn gerichteten Blicke so vieler Menschen, vorzüglich die ihm gewordene Ueberzeugung, daß er die Tochter des ermordeten Spaniers in Theresa vor sich habe, entmuthigten ihn vollkommen; er war nicht einmal mehr im Stande, seine Schuld zu leugnen. Blaß und zitternd richtete er flehende Blicke bald auf Theresa, bald auf seine erbarmungslosen Richter.

Die erstere zeigte auch nicht eine Spur von Mitleid, gab sie auch den schadenfrohen Hohn, wie die Andern, nicht kund. Marmorbleich, eine furchtbare innere Aufregung bekämpfend, stand sie hoch aufgerichtet da und sprach die Anklage fest und bestimmt aus.

Die Jury sprach das Urtheil, Kenrick Saunders, des Verbrechens doppelten Mordes erwiesen, solle zum warnenden Beispiel sofort an dieser Stelle am Halse aufgehängt werden. Die Menge stieß ein Geschrei freudiger Billigung aus, und Saunders sank stöhnend zusammen.

Ein paar Henker fanden sich schnell unter seinen ehemaligen Raubgenossen. Sie rissen ihn von der Erde unsanft auf, schleppten ihn trotz seines Sträubens bis zu einem mächtigen Baum fort und legten ihm den Strick um den Hals. Wir übergehen die Wuth- und Angstausrüche des Verurtheilten, sein erfolgloses Widerstreben, seinen

Todeskampf; wenige Minuten später hatte Kenrick Saunders sein ruchloses Leben geendet.

Theresa blieb bis zum letzten Augenblick auf dem Platz, den sie während der Gerichtsverhandlung eingenommen hatte; ihr starres Auges wandte sich von Saunders nicht eher ab, als bis die letzte Zuckung seines Körpers vorüber war, aber von ihrem inneren Kampfe zeugt der hochwogende Busen und das leise Zittern ihrer ganzen Gestalt. Dann wandte sie sich zu Halliday und händigte ihm stumm eine Summe Geldes ein, die seine Erwartungen weit übertreffen mußte; er war aber in diesem furchtbaren Augenblicke beinahe besinnungslos und vermochte weder ihre Höhe zu schätzen, noch der Geberin ein Wort des Dankes zu sagen.

»Ich danke Euch, Männer!« waren die einzigen Worte, die Theresa an die Richter Saunders richtete.

Niemand wagte sie anzureden oder sie aufzuhalten als sie ihr Pferd ohne Hülfe bestieg, und, ohne sich umzublicken, eilig davonsprengte.



Zu Anfang des Monats August ging die Johanna mit vollständiger Bemannung und reicher Ladung, die ihr langes Ausbleiben aus der Heimath vollkommen zu entschädigen vermochte, aus dem Hafen von San-Francisco und schlug den Cours nach Süden ein.

Auf der Schanze des Hinterdecks standen vier Personen, die innig verbunden zu sein schienen. Es waren Richard Löwen, der einstweilige Führer und Capitain des Schiffes, an seinem Arme, sich zärtlich an ihn schmiegend, seine verlobte Braut Eliza Halliday, ihr Bruder Henry, der seine ganze Jugendfrische schnell wieder erlangt hatte, und der von Krankheit niedergebeugte Mr. Halliday, letzterer aber nicht mehr in der ärmlichen Kleidung, in der wir ihn zuletzt sahen.

Alle diese Gesichter trugen den mehr oder minder deutlich ausgeprägten Zug der Freude und des Glückes, und stand auch eine Thräne in Eliza's schönen blauen Augen, als diese sich ernst und sinnend auf San-Francisco hefteten, so galt sie gewiß nur der Vergangenheit.

Mr. Halliday erlag der Krankheit, die er aus dem Elen-de in den Goldminen mitgebracht hatte und an der seine ausschweifende Lebensweise wohl den meisten Antheil haben mochte, noch während der Reise nach New-York.

Nach einer übrigens glücklichen Fahrt lief die Johanna den Hafen von New-York an und hier vollzogen die beiden Liebenden ihre eheliche Verbindung, um wenige Tage später die Weiterreise nach Europa anzutreten. Henry begleitete sie.

Von Donna Theresa de Espeira hat man nie wieder etwas gehört.